Brüder im Schicksal

Curt Moreck

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Brüder im Schicksal

Digitized by Google

LIBRARY PAIR

Hammerling, Konrad

Curt Moreck, pseud

Brüder im Schicksal

Novellen

1921

Verlegt bei Walter Seifert
Stuttgart/Heilbronn

Digitized by Google

(RECAP)
PT2615
.A2634B78
1921

Alle Rechte — insbesondere das der Uebersetzung — vorbehalten
Copyright 1921 by Walter Seifert, Verlag, Stuttgart/Heilbronn

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR

Sidonie Pergolas Weltuntergang

Es war als eine Folge ihres gehemmten Liebeslebens anzusehen, daß Jungfer Sidonie Pergola sich vor Jahren einen Affen anschaffte. Was den andern eine Lächerlichkeit dünkte, erschien ihr als das einzige Mittel, sich vor der furchtbar verbitternden Vereinsamung eines mannlosen Daseins zu bewahren. Denn das Leben — oder das, was bescheidenen Existenzen von der bürgerlichen Gattung Sidonie Pergolas das Leben scheint — hatte ihr übel mitgespielt. Im ehrenhaften Alter von siebenunddreißig Jahren hatte sie ihren dritten und letzten Verlobten durch den Tod verloren, im Gegensatz zu den beiden vorigen, die, viel unerbittlicher und minder trostvoll, das Leben ihr von der Seite gerissen. Hier nun setzte die Wandlung ein, die sich in ihrem gutmütigen Wesen vollzog und deren Ursache der Umstand war, daß sie sich niemals in andern Umständen befunden und die Aussichten hierauf nun ein für allemal in eine dunkle Ferne entrückt worden und am Horizont ihrer Existenz im Untergange standen. Die Knospe ihrer Jungfräulichkeit welkte, ohne die Genugtuung der Blüte oder des Gebrochenseins erfahren zu haben. Es war dies die Zeit, wo sie mit dem Leben ein wenig uneins wurde; aber es verblieb daraus keine dauernde Zwistigkeit, weil sie eine empfindliche und friedliche Natur war, die gern mit allem in der Welt einig war. Damals war es auch, da sie den Affen zu sich genommen. Zugleich erfüllte sie damit einen Akt der Menschlichkeit, indem sie einem herrenlos gewordenen Geschöpf ihre Obhut angedeihen ließ. Jahrelang war es der einzige Freund und Gefährte eines ein wenig wunderlichen Menschen gewesen, der irgendwie schuldlos in einen Konflikt mit der bestehenden Ordnung und in eine

3473
.136
321
548044
Digitized by Google

daraus gefolgerte Verwirrung getrieben wurde, sodaß er den Tod gesucht und auf eine seinem Leben entsprechende, sonderbare Weise gefunden. Seines einzigen Hinterbliebenen, der mit stummer Gefaßtheit den Verlust des Herrn überwand, nahm sich nach mancher Irrfahrt endlich Sidonie Pergola an, deren Gefühl gerade in dieser Zeit die Vereinsamung und die grauenhafte Leere ihres Herzens am tiefsten und erschreckendsten bewußt wurde. Die braunhaarige Kreatur, deren Gesellschaft sich das alternde Mädchen erkoren und die von ihrem ersten Herrn mit dem Namen Quästus belehnt worden, war keineswegs ein schmuckes Zieräffchen, wie es vereinzelte Damen in ihren Salons zu verzärteln pflegen, sondern ein Repräsentant jener kindsgroßen Gattung, die mit menschlichen Gewohnheiten und Manieren ausgestattet und im Ganzen nicht unbegabt ist.

Sidonie Pergola bewohnte seinerzeit in einem freundlichen Stadtviertel die zweite Etage eines kleinen, stillen Hauses, die sie aber noch mit einem ältlichen, ihr wohlgesonnenen Wesen teilte. Die drei Zimmer, die sie innehatte und die mit dem Nötigen und manchem Bequemen ausgestattet waren, glänzten von Sauberkeit und Ordnung. Die weißen Deckchen auf den Lehnen der Polsterstühle und auf den breiten Backen des Sofas schimmerten wie frischgefallener Schnee.

Von hier mußte sie fortziehen, da die Hausbesitzerin ihr wohl allenfalls einen Hund oder eine Katze, nimmer aber einen Affen gestattet hätte. Und es halfen Sidonie Pergola nicht die Vorstellungen und Beteuerungen, daß es ein gutes harmloses Tier sei, das sich wie ein gesitteter Mensch zu benehmen wisse. Im Gegenteil, mit dieser letzten Behauptung verschärfte sie nur den Widerstand der christlich gesinnten Frau, die es nimmermehr einsehen wollte, daß ein Tier jemals etwas mit einem Menschen gemein haben könne. Wohl oder übel mußte das alte Fräulein ihren neuerstandenen Lebensgefährten zu einem Manne, der sich mit der Abrichtung von Tieren befaßte, in Pension geben, bis sie eine neue Wohnung ausfindig gemacht und der Umzug stattge-

Digitized by Google

funden hatte. Bei Gott; was hatten die Menſchen nur gegen eine einfache, gutmütige Kreatur, wie ihr Affe war?!

Es war für Fräulein Sidonie kein leichtes Stück Arbeit, eine ihr zuſagende Behauſung zu finden, wo man auch ihren braunborſtigen Gefährten hätte aufnehmen wollen. Ein Affe? Nein, da rümpften ſie die Naſen und ſahen Jungfer Pergola mißtrauiſch an, mit ſolchen Zweifelblicken, die vom Scheitel herab bis zur Fußſohle meſſen. Ja, ein Affe, was war denn dabei? Und des alten Fräuleins Geſicht wurde unter den grauen Augen, die ſo hinterhältig und hämiſch lauerten, rot und verlegen. Sidonie machte auf dieſen Gängen ihre Erfahrungen mit den Menſchen. Es kam ihr ſelbſt vor, als bettle ſie um eine Unterkunft, und ſie wurde bald zaghaft. Ein paarmal kehrte ſie in einem fremden Hauſe, wo eine Wohnung zu vermieten ſtand, auf der Treppe um; dann wagte ſie irgendwo, wo es ihr nicht ausſichtslos ſchien, anzufragen, und man wies ſie ab; und darnach ſtockte ſie bereits vor den Türen und verſuchte es nicht mehr. Abends kam ſie müde nach Hauſe. Sie fühlte ſich unendlich verlaſſen und vom Leben und von den Menſchen ſchlecht behandelt. Zuerſt ſammelte ſich das ganze Mitleid, das in ihr zuſammenrann, auf den Affen Quäſtus. Sie legte die Hände in den Schoß und dachte an ihn, mit Sehnſucht an ihn, ſodaß ſie vergaß, die Lampe im dunklen Zimmer anzuzünden. Endlich dachte ſie auch an ſich ſelbſt; da wurde ihr Mitleid ſo groß, daß es ſich in dicken, ſchweren Tränen löſte, die wie ein Regen auf ihre Hände troffen. Sie ſah ein, daß ihr keine Wahl blieb. Irgendwo mußte ſie doch wohnen. So gehörte es ſich wenigſtens für einen Menſchen, der in einer geordneten, wohlweiſe eingerichteten Welt lebte. Wie, wenn ſie es einmal dort verſuchte, wo man mit weniger genauer Wahl die Mieter betrachtete, wenn ſie nur den geforderten Zins zahlen konnten?

Am nächſten Tage verſuchte ſie es, und abends hatte ſie eine Wohnung. Sie lag in einem minder guten Viertel der inneren alten Stadt. Auch hier gab es ſtille Straßen, aber ihnen haftete doch etwas von der Nähe der berüchtigten

Digitized by Google

Ufergaſſen an, die ſich zu den Stapelplätzen des Flußhafens und der Werften hin öffneten. Manchmal ſtörten auch Kinder mit ausgelaſſenem Geſchrei und unerzogenem Weſen tagsüber ihre Ruhe, und zur Nacht zogen Trunkene lärmend und ſtreitend hindurch.

Nachdem die Friſt der Aufkündigung abgelaufen und der Monatserſte herangekommen, ließ Sidonie Pergola ihren Hausrat in die neue Wohnung ſchaffen. Nicht ohne Wehmut gab ſie die liebgewonnenen Räume auf. Die dunklen Flecke auf den kahlen Tapeten rührten von ihren Bildern her; den braunen Anſtrich hatten ihre emſigen Füße von den Dielen geſchliffen. Alles Erinnerungen, die hier fortlebten, während ſie davonging. Auf der dunklen Treppe wiſchte ſie ein paar Wehmutstränen von der gelben Wange.

Eine ganze Reihe von gleichartigen Wohnbauten ſtand in der Straße, in die Sidonie Pergola einzog, und ſie unterſchieden ſich durch nichts anderes, als etwa die Farbe des Anſtrichs, ein mehr oder minder ſchmutziges, verwaſchenes Grau. In den Untergeſchoſſen waren kleine Handlungen untergebracht und es lagen dort Spezereien, Schlacht- und Backwaren und Grünkram in den ſchmalen Schaufenſtern aus. In einem dieſer Häuſer, dort wo der ſchöne grüne Kohl, die rotgelben Möhrenbündelchen und die appetitlichen Apfelſinenbälle ausgeboten waren, dort, vier Treppen hoch, befand ſich nunmehr ihr Heim. Wer von der Treppe auf den kleinen Flurplatz trat, ſtand vor zwei Türen. Auf der zur Rechten ſtand ein unausſprechlicher Name, der polniſcher Herkunft ſchien; dort wohnte ein Fräulein, welches davon lebte, daß es ſehr häufig einen Onkel von auswärts zu Beſuch bei ſich hatte. Die Wohnung zur Linken wurde die Sidonies.

Es bekleideten ſehr ſaubere, friſchgeſtärkte Gardinen, deren Muſter mit Sorgfalt ausgebügelt war, die drei Fenſter, die zur Straße gingen. Die Muſter waren verſchieden, an jedem der Fenſter ein anderes; denn das Fräulein hatte die Fenſterbekleidung aus Reſten, die in der Stadt gekauft waren, ſelbſt angefertigt. Sidonie Pergola hatte überhaupt

Digitized by Google

einen nicht zu unterſchätzenden Sinn für das Praktiſche. Dabei war ſie ſparſam wie eine; ſie wollte wiſſen, wofür ſie ihr Geld ausgab, wenn ſie es tat. Groß war ihr Kapital nicht, aber da ſie es gut anlegte und einfach lebte, gelang es ihr, ſich das Leben ſo einzurichten, daß es von düſteren Sorgen unbeſchattet blieb.

Am zweiten Tage, als ſie mit der Einrichtung der Zimmer fertig war, ſuchte Sidonie den Tierdreſſeur auf, um die Ueberſiedlung des Affen Quäſtus, den ſie inzwiſchen etlichemale beſucht, zu veranlaſſen. Gegen die Abendſtunden zu, wenn die Gaſſen ſich ſchon ein wenig verdunkelten, ſollte der Mann das Tier zu ihr führen. So vermied man, es dem Geſpött der Gaſſenjungen auszuliefern und entzog es der unſauberen Neugier der Nachbarn. Den Hausbewohnern würde Sidonie es auf die Dauer ja keineswegs verhehlen können.

Ohne Zwiſchenfall vollzog ſich der Einzug des neuen Lebensgefährten Quäſtus in das Heim ſeiner Herrin. Mit vertraulicher Unbefangenheit nahm er gleich von der weichgepolſterten Sofaecke Beſitz und ſchaute mit einem nicht mißzuverſtehenden Blick über den für das Abendbrot gedeckten Tiſch. Im übrigen benahm er ſich mit Anſtand und Geſittung. Er hockte auf ſeinen untergeſchlagenen Beinen wie ein Türke und ſtützte die überlang geratenen Arme auf, während ſein kluges, menſchenhaftes Geſicht Ergebenheit in jede Lebenslage ausdrückte. Sidonie holte aus einer Schublade zwei rauhſchalige Aepfel hervor, die ſie gewohnheitsmäßig an der Schürze rieb, und reichte die Früchte Quäſtus. Als dieſer die behenden Finger ſeiner rechten, haarigen Hand, wie zu einem Gruß an die borſtige Schläfe führte, was er als Dankbezeugung aufgefaßt zu wiſſen wünſchte, war das Fräulein derartig entzückt und von ſeiner Poſſierlichkeit gerührt, daß ſie ihm mit viel Güte und Zartheit über ſeinen Schopf ſtrich, ja, ihn am liebſten an die Bruſt gedrückt und nicht abgeneigt geweſen wäre, ihm einen Kuß ihrer jungfräulichen Lippen auf ſein breites Maul zu applizieren. Er aber wandte ſeine Sorge und ſei-

Digitized by Google

nen Fleiß dem bedächtigen Verzehren der beiden Früchte zu, deren Rund seine braunen Fingerchen putzig umspannten. Sidonie saß ihm am Tisch gegenüber und aß zu Nacht. Sie hatte vom Mittag übergebliebenes Fleisch aufgeschnitten, das sie zu ihrem Butterbrot verspeiste, während Quästus sein Gebiß knackend in das saftige Apfelfleisch grub und die abgebrochenen Stücke behaglich zermalmte. Als er, vor seiner Herrin, geendet und die Zähne mit seinen Fingerchen gesäubert, saß er untätig und verfolgte gedankenvoll jede Bewegung der menschlichen Gefährtin mit einer vertraulichen Neugier. Sidonie Pergola war dermaßen an das Alleinsein gewöhnt, daß seine auf ihr ruhenden Blicke sie tatsächlich in gelinde Verwirrung versetzten. Sie begann deshalb ein Gespräch.

„Ich denke, lieber Quästus," sagte sie, „daß wir wohl miteinander auskommen werden. Ich bedaure, daß ich dich nicht in mein Heim aufnehmen konnte, wo uns Behaglichkeit und Ungestörtheit gewiß waren . . . Schade; man hatte dort etwas einzuwenden gegen dich. Du bist erfahren genug, um dich nicht mehr unnütz darüber zu wundern, daß das Verständnis für Wesen deiner Art bei den Menschen geschwunden ist, mein Freund. Sie erinnern sich nicht mehr, daß wir alle aus einem Tiergarten herrühren. Ihr kurzes Gedächtnis langt nicht mehr bis dorthin zurück."

Quästus nahm ihre Worte mit stummem Beifall auf. Seine Entgegnung bestand darin, daß er den runden Rücken in das Sofapolster preßte und einen knurrenden Laut aus der Kehle gurgeln ließ. Er war sehr zufrieden, und plötzlich besann er sich, daß er seinem gegenwärtigen Gefühl dadurch vollendeten Ausdruck verleihen könne, daß er langsam und gleichmäßig die beiden Daumen seiner über dem Magen verfalteten Hände umeinander kreisen ließ. Aus der grimassenhaften Verzerrung seines Gesichtes erhellte sich Sidonie Pergola, daß er lächelte. Tatsächlich, er betrachtete sie und lächelte. Mit gerührtem Herzen empfand sie den Dank, der in diesen einfachen Aeußerungen deutliche Form nahm.

Digitized by Google

„Es freut mich, lieber Freund," bemerkte ſie, „dich zufrieden zu ſehen. Ich darf daraus wohl den Schluß ziehen, daß ich dir als Gefährtin für die Zukunft ſympathiſch und willkommen bin. Ich meinerſeits bin mit dir vollkommen einverſtanden. So ſteht ſchließlich nichts dem entgegen, daß wir miteinander glücklich werden. Die Menſchen im allgemeinen ſind kurzſichtig genug, in dem Glauben zu verharren, zum Glücklichſein bedürfe man immer eines Menſchen. Gefehlt, weit gefehlt! In dir, Quäſtus, ſpricht die Natur ſich deutlich aus; ſie enträt der Winkelzüge und Lügen. Wer du biſt, weiß ich im voraus. So brauch ich es nicht zu raten und bin vor Enttäuſchungen ſicher. Und ſchließlich gibt es Menſchen, die vor dir nur die weiße Haut voraus haben. Dies alles iſt aber endlich kein Grund für dich, hochmütig zu werden. Es kommt darauf an, lieber Freund, das ganz zu ſein, was man ſein kann. Dabei iſt weiter kein Verdienſt."

Sidonie erhob ſich vom Tiſch und räumte das Geſchirr ab, dann trug ſie zwei mit Milchkaffee gefüllte Taſſen herzu, eine für Quäſtus, die andere für ſich. Quäſtus, der dieſen Abendtrunk von ſeinem erſten Herrn her gewohnt war, ergriff mit einer gewiſſen Gier das Gefäß und trank ſchmalzend und ſchmatzend den wohlſchmeckenden bräunlichen Sud.

Ihrer Gewohnheit folgend las Sidonie vor dem Schlafengehen ihr Tageblatt. Als Quäſtus das ihm unbegreifliche Blatt Papier gewahrte, erwachte auch in ihm der Wunſch, ein Stück davon in die Finger zu nehmen und hineinzuſtarren, welches Begehren er in einer drollig unbeholfenen Bewegung ausdrückte. Sidonie, die ihn in jeder Beziehung zufrieden ſehen wollte, teilte ſich mit ihm in ihr Blatt, ſodaß Quäſtus den allgemeinen Teil bekam, während ſie den lokalen und die Offerten behielt.

Endlich endete Sidonie ihr ſchweigendes Beieinanderſein, indem ſie bemerkte: „Ich halte es für an der Zeit, ſich zur Ruhe zu begeben, Quäſtus."

Hierauf faltete ſie in einer Zimmerecke die für Quäſtus'

Digitized by Google

Lager bestimmten Wolldecken auseinander und machte eine befehlende Geste zu ihm hin. Quästus ließ sich von seinem Sofasitz herabgleiten und bewegte sich wiegend hinüber. Sie war von seiner Folgsamkeit gerührt und erfreut. „Hier wirst du schlafen, lieber Freund. Das Lager ist so, wie es dir wohl passen dürfte. Ich kann dich also verlassen."

Ohne den dankbaren, ein wenig nachdenklichen Blick von ihr abzuwenden, hockte der Affe auf den weichen Bausch von warmem Zeug nieder und drückte den runden Rücken gegen die Wand. Sie preßte seinen haarigen Kopf gegen sich und strich ihn mit ihren leisen gütigen Fingern. Ihre Augen glänzten mild und versöhnt, voll Dankbarkeit gegen das Schicksal, das sie ein Wesen, dem man gut sein konnte, hatte finden lassen.

Obschon Jahre darüber vergingen, blieb das Verhältnis der beiden ungestört und durch nichts getrübt. Sie lebten in einem seltenen Verständnis für einander dahin. Keinem von ihnen ward der Wesensunterschied des anderen ein peinlicher Vorwurf gegen die eigene Existenz. Beide, als zwei vom Leben in irgend einer Beziehung benachteiligte Geschöpfe, hatten für ihre Sonderlichkeiten die weitgehendste Nachsicht. Ein großer Teil des Tages ging für Sidonie an die Beschäftigung mit Quästus auf. Wenn er auch von bescheidenen Ansprüchen war, durfte seine Pflege doch nicht außer acht gelassen werden, umso weniger, als er auf sein Aeußeres großen Wert legte und in gewissem Sinne eitel zu nennen war. Der Vormittag ging für Sidonie mit der Instandhaltung ihrer drei Räume hin, die sie in derselben peinlichen Weise wie früher erledigte. Die Nachmittagsstunden gehörten ausschließlich Quästus. Das Fräulein hatte es vorgezogen, ihn nicht in eine der menschlichen nachgeahmte Kleidung zu stecken, die seiner Bewegungsfreiheit Hemmungen auferlegte und sein Gebahren unfrei und abhängig machte. Er sollte sich unbehindert und fröhlich, wie er geboren war, bewegen dürfen.

Nachdem Quästus sich morgens von seinem Lager er-

Digitized by Google

hoben, kämmte und bürstete er nach Möglichkeit vor einem Spiegel sein zottiges Fell, dann ließ er Sidonie die Kehrseite seines Wesens behandeln und seiner Person die letzte Korrektur geben. So geschah es Tag für Tag; aber dann durfte er die Herrin am Morgen nicht weiter behelligen, sondern mußte sich nach seinem Frühstück in einem Winkel still verhalten, wo er dann meist in beschaulicher Trägheit kauerte. Ab und zu erreichte ihn dann wohl ein Anruf Sidoniens, dem er gehorsamst Folge leistete. Er sollte dann dies und das tun und erledigte seine kleinen Aufgaben, die in Handreichungen bestanden, mit sehr viel Pflichtgefühl und Wichtigkeit.

Nachmittags widmete Sidonie ihm ihre Zeit. Sie besaß eine alte Zither, auf der sie etwas spielen konnte; das hatte sie in ihren Mädchenjahren gelernt. Für Quästus war ihr Spiel ein Genuß. Er saß unbeweglich und wagte kaum zu atmen. Ja, er bestaunte das Instrument wie etwas Ueberirdisches, und als er in einem unbewachten Augenblick selbst einmal an den Saiten zu zupfen wagte und auch das Tönen hervorrief, floh er erschrocken in einen Winkel des Zimmers, als fürchte er für seine Vermessenheit eine ungeheure Strafe zu erhalten. Sidonie ging wenig aus. Wenn sie ihre Wohnung verließ, war es, um das zum Leben Notwendige einzukaufen, wofür sie kaum bis über die nächste Straßenecke hinauszugehen brauchte. Den Nachbarn und noch weniger den Hausbewohnern war es längst kein Geheimnis mehr, daß die Jungfer Sidonie Pergola zusammen mit einem Affen lebte, der einen ziemlich unverständlichen Namen führte. Auch daß sie sich mit ihm ganz menschlich unterhalte, war zur Kenntnis der Leute gekommen, aber man wich doch in dem, was man über den Fall erzählte, wenig von der Wahrheit ab. Kaum daß die Neugier sich aufdringlich in des alten Fräuleins Angelegenheit gemischt hätte. Wohl nahm Sidonie schon einmal wahr, daß Schritte, die auf der Treppe geschlürft kamen, vor ihrer Zimmertüre stockten, hatte das Gefühl, daß draußen ein Neugierling lausche, wohl gar durch das Schlüssel-

Digitized by Google

loch zu ihr hereinspähe; doch das kam selten vor und hatte keinerlei üble Nachrede im Gefolge. Und daß es nicht mehr die schöne stille Straße in dem guten Stadtviertel war, auf die sie, wenn sie am Fenster saß, hinausschaute, sondern eine, von denen man mit Nasenrümpfen sprach, weil dort schon einmal etwas „vorkam", auch das hatte sie verschmerzt. Ein Leben wie das ihre gedieh, wohin man es pflanzte; die ganz feinen, zarten Enden von ihres Wesens Wurzel waren längst abgestoßen oder verkümmert.

Seit sie Quästus hatte, vermied Sidonie es, neue Bekanntschaften zu schließen, wie es die Gelegenheit wohl schon einmal herbeiführt. Wenn sie ihre kleinen Ausgänge zu machen hatte, benutzte sie dazu die graue Stunde zwischen Helle und Dämmerung, die so ganz ihrem bescheiden dahinhuschenden, unauffälligen Wesen entsprach. Sie selbst war wie der Geist dieser Stunde. Stets trug sie ein Kleid von einem unbeschreiblichen Grau und schlichtester Machart, das niemals anders als abgetragen ausgesehen hatte. Die Frisur glatt um den Kopf gelegt, durch ein paar Kämmchen aus imitiertem Schildplatt über den Schläfen festgeklemmt, hinten in einen spärlichen Knoten zusammengewunden, so huschte sie leise auftretend die Treppen hinab und wieder herauf, nicht leise genug, um von der Hausbewohnerin im ersten Stockwerk, Türe rechts, unbemerkt zu bleiben, wenn diese wieder einmal auf der Lauer stand. Diese, eine bejahrte Person, war nämlich eine leidenschaftliche Rednerin und natürlich darauf erpicht, wo es anging, für ihre nicht endenwollenden Ergüsse ein Publikum zu finden, zu welchem Behufe sie oft in der listigsten Weise die Hausbewohner auf der Treppe anhielt. Wer sich im Treppenhause befand und ihre Türe leise knirschen hörte — das wohlbekannte kreischende Geräusch — der zuckte zusammen, denn er wußte, was ihm drohte. Der Mann dieser mundgewandten Person befand sich seit ziemlich langer Zeit in einem nicht näher zu bezeichnenden Gebäude. Sie lebte für sich allein, obschon sie behauptete, irgendwo einen Sohn zu haben, der einen unbestimmten Beruf ausübte. Sie erwähnte das

Digitized by Google

häufig, ließ aber diesbezüglich ihre Phantasie unbeschränkt spielen, woher es kam, daß der besagte Sohn, den noch keiner zu sehen bekommen, heute Oberkellner eines ersten Rivierahotels war, während er noch gestern Steward auf einem Amerikadampfer gewesen, morgen als Reisemarschall einer russischen Gräfin unterwegs nach Italien war, ein andermal als Jockey auf einem französischen Rennen eben einen fabelhaften Triumph erritten hatte. Der Sohn, wenn er wirklich existierte, machte im Hirn dieser Mutter wahrhaft märchenhafte Metamorphosen durch.

Oft war Sidonie das Opfer dieser Schwatzhaften, denn mit einer bewundernswerten Langmut erduldete sie die Nötigung dieses unermüdlichen Mundwerks, das zur Plage seiner Mitmenschen mit einem derart langen Atem gesegnet war. Mit keinem sonst im Hause hatte Sidonie aber auch zu sprechen Gelegenheit. Ihre Nachbarin, das Fräulein mit dem Onkel von auswärts, war tagsüber wenig zu Hause. Uebrigens mußte der Onkel gestorben sein, denn er wurde jetzt durch ein jüngeres Mitglied der Familie, einen Vetter, vertreten. Dieser hatte die Sympathie des Hauses dadurch verscherzt, daß er sich mehrmals zu später Stunde sehr laut benahm. Man stellte fest, daß es zwischen ihm und dem Fräulein sogar zu einer Prügelei gekommen sei. Der Vetter hatte geschimpft, das Fräulein sehr heftig geweint; man deutete sogar an, das Fräulein werde infolge dieser Zwischenfälle ausziehen müssen. Aber die Sache geriet ins Vergessen, zumal auch bald dieser streithafte Vetter von einem gesetzten Herrn abgelöst wurde.

Eines Nachmittags wollte Sidonie von einem ihrer kurzen Ausgänge in ihre Wohnung zurückkehren. Sie hatte kaum den Anfang der zweiten Treppe erreicht, als die Türe im ersten Stock rechts ihren langgezogenen Ton quietschte. Sidonie fühlte keine Neigung, sich mit der Nachbarin in ein unerspießliches Geschwätz einzulassen und wollte vorbeihasten, aber schon sah sie sich mit sanfter Gewalt am Arm ergriffen und auf die Türe zugezogen, während die Frau mit gewichtiger Miene in sie eindrang, für eine Minute

Digitized by Google

bei ihr einzutreten. Sidonie trat widerstrebend in das Zimmer, das zugleich als Küche und Wohnraum diente und darin es nach Fett und übergekochter Milch roch. Das Mundwerk war dicht hinter ihr und schob sie tiefer hinein in den dämmrigen Raum.

„Mach's Lichte an, Karle, s'Fräulein kann ja sonst nischte sehen . . ." wandte es sich an eine noch unsichtbare Person. Ein Brummen antwortete aus dem Sofawinkel her. „Jungchen is da, Fräulein. Hab ich's nich jesagt, Jungchen kommt und überrascht seine Muttern. Und da is er nu," redete das Mundwerk auf Sidonie ein, die ein wenig verlegen war. Tatsächlich erhob sich da eine dunkle Gestalt aus der Sofaecke, reckte sich und gähnte laut. Auf „Jungchen" schien die mütterliche Redebeflissenheit wirkungslos zu sein, denn es bedurfte einer abermaligen Anfeuerung. „Nu wird's bald mit's Lichte?! Globste s'Fräulein hat Katzenogen. Man en bißchen forsch und galante. Ick denke, Karle, du bist'n Kavalier."

Bei dem gelben Schein, der nun endlich in Brand gesetzten Lampe sah Sidonie einen jungen Mann an der Tischkante lehnen, die Hände nachlässig in die Hosentaschen versenkt, eine erloschene Zigarette in den Mundwinkel geklemmt.

Die Mutter trat neben den Sohn: „Karle, det 's Fräulein von oben, wo den Affen hat."

Sidonie betrachtete den jungen Menschen einen Augenblick verloren mit Hundsblicken. Er hatte für sie etwas Furchteinflößendes, Bannendes. Schon seine ganze Erscheinung war wenig geeignet, Vertrauen zu erwecken. Lässig gekleidet, eine rote Binde um den Hals geknotet, das schwarze wassergekämmte Haar mit einem Zipfel auf die platte Stirn geführt, wirkte er wie ein Lazzaroni. Diesen Eindruck unterstützte noch der gelbliche Teint und der tierisch sentimentale Blick. Ein kleiner schwarzer Schnurrbart bedeckte die Oberlippe.

„So . . . Sie sind der Sohn . . ." brachte Sidonie nur unter dem Einfluß dieser tückisch lauernden Augen

Digitized by Google

hervor. Sein Geſicht hatte einen brutalen jähzornigen Zug.

„Ja, der bin ich," murmelte er über die Lippen.

Hinter Sidoniens Rücken gab ihm die Mutter ein Zeichen, das ihn zu mehr Freundlichkeit ermuntern ſollte. „Nu, Fräulein, wat ſagen Sie zu dem Jungen. Hab ick zuviille jeſagt? Fein, wat? Und direkt von Paris is er jekommen. Ja, wat en juter Sohn iſt . . ." Damit gab ſie ſich daran, mit der Hand die Brotkrumen von der Tiſchplatte zu fegen und die Taſſen mit den kalten Kaffeereſten beiſeite zu räumen. „So, und nun ſetzen ſe ſich man, Fräuleinche; hier is en fein und blank jeputzter Stuhl," drängte das Mundwerk.

Sidonie knickte widerſtandslos unter dem Druck einer maſſigen Waſchweiberfauſt auf die Stuhlkante.

„Sie kommen viel in der Welt herum," begann ſie ſchüchtern ein Geſpräch mit dem jungen Menſchen, deſſen ſtechende Augen ihr unheimlich waren.

„Wat haſte denn erzählt von mir, Mutter? Werden ſchöne Sachen jeweſen ſein . . ." Er zupfte mit den Fingerſpitzen an den ſchwarzen Häckchen über ſeiner Lippe.

Das Mundwerk ſtemmte die Arme in die Hüften. „Aber Karle, wat läßte dir träumen! Ick bin eben ne richtige Mutter, wo ſtolz is auf ihr einziget Kind. Und da hab ick em Fräulein eben erzählt, wie jut et dir draußen jeht und wie du in de Welt herumjondeln tuſt. Is doch niſcht unrechtes dran." Ihr Ton geriet in eine künſtliche Weinerlichkeit.

„Nich flennen, Mutter. Is ſchon gut," lenkte der junge Mann ein. Sidonie ſah das Weiß in ſeinen Augen aufblitzen, als er die Arme mit Poſe übereinanderlegte und ſie nicht aus dem Blick ließ. „Ja, Fräulein, unſereins kommt in der Welt herum wie ein Meerſchwein. Man tut nichts dazu, aber es macht ſich alles ſo ganz von alleine. Und auf einmal iſt man mittendrin im Vergnügen. Wenn man zu was Großem beſtimmt iſt, Fräulein, ja dann kann man ſich nicht dagegen wehren, man muß mit . . ." Er

Digitized by Google

kam auf seine unfragliche Existenz zu sprechen und redete sich in eine schwunghafte Begeisterung, er vermischte die Erfahrungen eines Hotelhausknechtes mit den Reminiszenzen an massenhaft verschlungene Schundromane und tischte der Jungfer, die befangen an ihrer Stuhlkante klebte, diesen Mischmasch als Illustration seiner Persönlichkeit auf, konstruierte mit überzeugender Frechheit aus fabelhaften Tatsachen ein unglaubliches Leben und gab es mit der Unverschämtheit des geborenen Hochstaplers für sein eigenes aus. Er wußte dem Bilde auch geschickt jene kleinen Episoden einzufügen, die bei einem unbefangenen weichen Gemüt auf Teilnahme, Sympathie, ja sogar Mitleid rechnen können. Und tatsächlich fing er auch Sidonie, die gegen das Ende seiner Erzählung hin anteilnehmend aufgehorcht hatte, in dieser Falle. Sie war zu einfach, arglos und harmlos, um hier auf der Hut zu sein, zu gläubig, um an seiner Schilderung zu zweifeln. Ihr wurde dieser Mensch und sein Schicksal plötzlich etwas Bestürzendes, und sie fand aus dieser Verwirrung keinen Ausweg. Sie fürchtete sich auch eigentlich schon garnicht mehr vor ihm; vielleicht war er doch ein ganz angenehmer junger Mensch.

Der Sohn kostete die Wirkung seiner Aufschneiderei, während die Mutter es vor Bewunderung über sich brachte, zu schweigen. Endlich raffte Sidonie Pergola sich auf. Sie stammelte: „Ach Gott, mein Quästus!“ und rannte mit einem kurzen Gruß aus dem Zimmer.

„Alte Schachtel,“ brummte Karl, als die Türe hinter Sidonie zufiel. Aber der Mutter Gefühl empörte sich bei dem herben Worte; sie legte ihm die derbe Hand auf den Arm. „Bis man nich dumm, Junge. Die hat'n Ooge auf dich, und bei der is was zu holen. Die kann dich mal in ihr Testamente mit nem Legat bedenken. So ne olle verdrehte Schraube wie die, mit ihrem Affen. — Wat, da kickste. Siehste woll, wat ne jute Mutter is, Jungchen?!“

Aber Karl schien nur schwer zu der Ueberzeugung seiner Mutter zu bekehren zu sein. —

Es kam in der Folge verschiedentlich vor, daß Frau

Digitized by Google

Schmandkes Zimmertüre zufällig offen ſtand, wenn Sidonie ausging oder zurückkehrte. Einigemale ließ man es bei kürzeren Hin- und Herreden bewenden, in die ſich dann auch der anweſende Karl Schmandke miſchte. Bei anderer Gelegenheit aber nötigte Frau Schmandke Sidonie unter Vorwänden, für einen Augenblick bei ihr einzutreten. Man mußte es einſehen, daß Frau Schmandke dem alten einſamen Fräulein von oben nur wohlwollte, und es kann nicht geleugnet werden, daß Sidonie die Erzählung Karls, für die er entſprechende Fortſetzungen mühelos erfand, nicht mißfiel, ja ihr den jungen Menſchen im Laufe der Zeit ſogar ſympathiſch machte. Da er den größten Teil des Tages im Hauſe zubrachte, wußte Sidonie nicht, ob er einer Beſchäftigung oblag oder von dem zehrte, was er nach Angaben ſeiner Mutter in der Welt aufgeſpart hatte. Danach zu fragen, wagte ſie nicht.

Eines Tages, als Sidonie dabei war, für ſich und Quäſtus das Nachtmahl zu richten, klopfte es zaghaft an ihre Türe. Frau Schmandke war es, die auf den Hereinruf eintrat. Zum erſtenmal beſuchte ſie Sidonie in ihrer Wohnung. Sie ſetzte ſich, nachdem das Fräulein aufgefordert hatte, mit einer gewiſſen Scheu Quäſtus' Nähe meidend, in den Lampenſchein an den Tiſch. Man ſah, daß ſie irgend ein Anliegen hatte und daß ſie ſich den Anſchein gab, als ſei ihr der Gang nicht leicht geworden. Das legte ſie auch in den Ton, indem ſie ſprach, und indem ſie ſich gegen ihre Gewohnheit in Worten ſehr beſchränkte. Da ſie ein wenig ſpäter jedoch weder die Mäßigung noch die Beſcheidenheit weiter beobachtete, liegt Grund vor, anzunehmen, daß ſie ihren Zweck leichter als ſie gedacht erreicht hatte.

Ein nächſtes Mal kam Frau Schmandke gleich von einem Ausgange zu Sidonie herauf. Sie hatte den Hut mit den verknitterten Bändern ganz ſchief auf dem Kopfe ſitzen und machte ein ſehr bekümmertes Geſicht. „Ja, nu bin ich ſchon wieder da, Fräuleinche. Sie waren letztesmal ſo jut . . . Möchten Se nich nochmal . . . Ja, ja, es is e Kreuz . . .“

Digitized by Google

Quäſtus grollte in ſeinem Winkel, weil ein Fremder anweſend war. „Huch ne! Er is doch nich beese? Er wird doch nich . . .“ Frau Schmandke warf Quäſtus, der ihre Miſſion ſtörte, unwillige Blicke zu. Dann kam ſie auf ihren Sohn zu ſprechen, darauf, daß er an einen Schwindler ſeine ganzen Erſparniſſe verloren und bei einem neuen Unternehmen bald wieder fabelhafte Summen verdienen könnte. Alles ging nach dem Beſten, er konnte ſein Glück machen, jetzt war der rechte Augenblick dazu da, und an der Lächerlichkeit von ein paar hundert Mark, die dazu erforderlich waren und die er nicht beſaß, drohte alles zu ſcheitern. In ein paar Tagen waren ſie zurückverdient; aber was half das, wenn ſie ihm keiner herlieh. Frau Schwandke war untröſtlich. Die Tränen regneten ihr aus den Augen. Karl überlebte dieſen Schickſalsſchlag nicht, der gute Junge war verzweifelt.

Eine Viertelſtunde ſpäter konnte Frau Schmandke ſich mit getrockneten Augen hinunterbegeben.

Ihre Beſuche wiederholten ſich von da ab mit immer kürzeren Abſtänden. Ein paar Mal kam Karl ſelbſt ſtatt ihrer. Sidonie nahm ihn freundlich auf, denn der junge Menſch, der bei ſeiner Jugend mit ſo vielen Mißhelligkeiten zu kämpfen hatte, war ihr ſehr angenehm geworden. Sie hatte das Gefühl, ihm etwas von ſeinen Sorgen abnehmen zu müſſen. Er legte ihr jedesmal über das Gedeihen des Unternehmens, bei dem er bald ein Vermögen verdient haben wollte, ausführlichen Bericht ab. Noch war es ja nicht möglich, das von Sidonie entliehene Kapital aus dem jungen Unternehmen herauszuziehen, dagegen ſah man ſich imſtande, den Zinsfuß ſtetig zu erhöhen, ſodaß für ſie ein anſehnlicher Gewinn herausſprang.

Karl bewies auch, daß er bedacht war, Fräulein Sidonie, die ihm ſo manchen vertrauten Dienſt erwies, einmal eine Freude zu bereiten. Zu dem Zwecke bat er ſie, ihm für vierzehn, höchſtens zwanzig Tage Quäſtus zu überlaſſen. Er kannte einen geſchickten Mann, der geeigneten Tieren komplizierte Kunſtſtücke beibrachte. Zu ihm ſollte Quäſtus

Digitized by Google

in die Lehre gegeben werden, denn Karl fand, daß der Affe bei aller Begabung denn doch eigentlich recht wenig von dem läſte, was ſeine Gattung ſonſt auszeichne. Nach langem Sträuben gab Sidonie dem Drängen des jungen Mannes nach, mehr um ihn nicht zu kränken, als aus Vorliebe für äffiſche Kunſtfertigkeiten. Schmerzlich dachte ſie daran, wie es ihrem armen Quäſtus in der neuen Schule gehen werde. Und ihre Sorge war nicht ganz ohne Grund.

Eines Tages ſah Sidonie ſich genötigt, einen Teil ihrer Barſchaft zurückzufordern. Sie ging hinunter, um den beiden Schmandkes den Wunſch vorzutragen. Frau Schmandke ſaß breit hinter dem reich beſtellten Tiſch und aß Fettkrapfen aus der Fauſt. Karl luderte auf dem Sofa herum. In ihrer Geſellſchaft befand ſich eine junge Frauensperſon mit ſtrohblond gefärbtem Haar und in einer knallig roten Seidenbluſe.

Die alte Schmandke ſtellte ſie als eine Verwandte vor, vor der man keine Geheimniſſe habe; Sidonie möge nur reden. Dieſe erklärte ſchüchtern, um was es ſich handle. Man hörte ſie ſtillſchweigend an. Karl gähnte gelangweilt und überließ es der Mutter, zu antworten, als ginge ihn die Sache nichts an. Ja, er fing ſogar an, mit der fremden Perſon zu ſchäkern und kniff ſie in den dicken Oberarm, daß ſie kreiſchte und heiſer lachte. Sidonie ſaß dieſe wenigen Minuten wie am Marterpfahl. Hätte Not ſie nicht gezwungen, keine Minute länger hätte ſie geweilt. Nachdem Frau Schmandke einmal begonnen, ſpann ſie einen ganzen wüſten, wirren Knäuel von Worten; nur auf eine klare Antwort ließ ſie ſich nicht ein. Auf Sidonies gerechte Forderung machte man Ausflüchte. Man war um Ausreden nicht verlegen. Am Ende mußte das alte Fräulein doch, ohne etwas erreicht zu haben, auf einen der nächſten Tage vertröſtet, abziehen.

An dieſem Abend wanderten ein paar Zinnteller und eine Kanne, Stücke aus dem Erbgut ihrer Mutter, zum Trödler und das dafür Eingehandelte wurde ſo verteilt, daß es für einige Tage reichte. Dabei erwartete ſie täglich

Digitized by Google

die Rückkehr ihres Quäſtus, war doch der Zeitpunkt, für den er ihr verſprochen, längſt verſtrichen. Sie fragte nach ihm und erhielt die Antwort, daß er noch nicht ſo weit wäre; er ſei ein „dummes Vieſt“. Sidonie war in Unruhe und Zweifel, ſodaß ſie nachts kaum ſchlafen konnte. Ihre ganze Perſon befand ſich in einem innerlichen Aufruhr. Häufig weinte ſie plötzlich und ohne Grund drauflos. Es war ein furchtbarer Zuſtand, beſonders ſeit jenem zweiten fehlgeſchlagenen Verſuch, von den Schmandkes einen Teil ihres Geldes zurückzuerlangen.

Da endlich offenbarte ſich ihr der ganze brutale Schwindel. Sie wußte nun, daß ſie betrogen war, betrogen um ihr Letztes, um das, was ſie brauchte um zu leben. Alles war fort. Es war furchtbar für ſie. Die klare Erkenntnis ihres Unglücks wollte ihr ſchier den Kopf zerſprengen, den Kopf mit dem graugewordenen Haar. Was nun? Zunächſt wollte ſie zu denen, die ihr Unglück verſchuldet, die ſie um den ſorgloſen Reſt ihres Lebens betrogen hatten. Aber ſie fand niemanden daheim. Dann machte Sidonie ſich auf, lief überall herum, erzählte ihre Geſchichte und fragte und ſann, ob nicht doch irgend etwas noch zu retten ſei. Aber bald ging ihr die Ausſichtsloſigkeit eines ſolchen Verſuches auf. Es gab keine Hoffnung mehr. Da ſchoß ihr plötzlich der Gedanke an Quäſtus durch den Kopf. Ueber ihrem eigenen, maßloſen Leid hatte ſie ſeiner ganz vergeſſen. Nun war ſie froh, ſich zur rechten Zeit an ihn zu erinnern. Die Menſchen waren alle falſch, ſie betrogen und beſtahlen, und freuten ſich hämiſch an ihrem Kummer; Quäſtus allein war ihr Freund. Aber wo befand er ſich? Das Sicherſte, ihn aufzufinden, war, bei den Leuten nachzufragen, die ſich mit Abrichten ſolcher Tiere abgaben. Sie kannte einige Adreſſen. Dorthin wandte ſie ſich, obſchon der Abend ſchon ziemlich vorgerückt war. Die drei erſten, zu denen ſie kam, wußten nichts von ihrem Affen. Die Leute machten zu des alten Fräuleins Geſchichte zweifelnde Geſichter und ſchafften ſich die wunderliche Perſon ſchnell vom Halſe. Beim nächſten endlich erhielt ſie eine beſtürzende Auskunft. Der

Digitized by Google

Mann wollte wiſſen, wo Quäſtus war und beſchrieb Sidonie den Weg, ihn zu finden. Anfangs mißtraute ihm dieſe, ſo unglaublich dünkte ihr des Mannes Bericht; ſie dachte, er wolle ſich einen Scherz mit ihr erlauben. Nein, ſo konnten die Menſchen nicht ſein; das mit ihrem Quäſtus, ihrem Freunde, dem einzigen, der ſie nicht betrog, nicht tun. Aber der Mann beteuerte ihr, daß er die Wahrheit ſpräche. Sidonie ſah ihn mit verwirrten Augen, mit aufgeriſſenem Munde an. Sie ſtammelte ein paar zuſammenhangloſe Worte, die wie Dank klangen und ſtürzte davon.

Sie lief durch die Straßen, in denen die Laternen brannten und ein lauer Sprühregen niederging; ſie lief, ohne ſich umzuſehen oder der Wagen zu achten, deren eiligen Weg ſie kreuzte, oft dicht vor einem Rade, einem Pferdekopf hinhuſchend, und ſie hielt nicht an, bis ſie keuchend und atemlos die Gaſſen einer ſüdlichen, von Arbeitern bewohnten Vorſtadt erreicht hatte. Der durchnäßte Kapotthut war ihr aufs Ohr herabgerutſcht, Strähnen des Haares hatten ſich von ihrem Schädel gelöſt, klebten auf der Stirn und baumelten herab. Einen Augenblick hielt ſie Umſchau, ſtürzte dann durch ein paar Straßen weiter und blieb vor einem erleuchteten Zirkuszelt ſtehen, das auf einer Bauſtelle aufgeſchlagen war. Von den letzten Nickeln, die ſie beſaß, und die für ihr Abendbrot beſtimmt geweſen, kaufte ſie ſich ein Billet zum billigſten Platz. Die Vorſtellung hatte längſt begonnen. Ein bunt zuſammengewürfeltes Publikum füllte die Bänke; überall brannten offene Gasflammen. Eine Wolke von dünnem Staub lag über dem engen Raum der Manege in der warmen Luft. Ueber den Bankreihen ſchwebten graue Schwaden Tabakrauchs. Auf dem Stehplatz, wo ſich auch Sidonie befand, ſtanden Burſchen und Mädchen gedrängt. Sidonie ſtützte ſich auf die Holzlehne der Vorderſitze. Ihre Kniee zitterten, ihre Beine waren müde.

Ohne Anteilnahme ließ ſie die Vorſtellung verlaufen. Nach jeder Nummer brach das Publikum in lärmenden Beifall aus. Sidonie würde der Geruch, der aus den Jacken der Arbeiter aufſtieg, der beizende Rauch, der ſich in der Hitze

Digitized by Google

nicht verflüchtigte, und die Stalluft betäubt haben, wenn die innere Erregung sie nicht wach gehalten hätte.

Wieder war eine Nummer vorbei; eine neue kam daran. Zwei Clowns tummelten sich in der Zwischenzeit in dem Sand der Manege herum, das Publikum brüllte vor Lachen. Die Musik — eine Geige und vier Blechinstrumente — spielte einen Wiener Walzer. Sidonie klammerte sich mit ihren mageren Händen an die Rücklehne einer Bank. Dann geschah das Furchtbare. Nein, der Mann vorhin hatte sie nicht belogen, er nicht. Nun wußte sie's, es gab keinen Zweifel. Denn obschon ihr alles vor den Augen kreiste, sah sie das Eine doch deutlich: daß dort unten in der Manege Karl Schmandke ging, in rotem Frack und wassergekämmtem Haar, und vor sich her trieb er Quästus, ihren Quästus. Seine braunen Glieder waren in einen grotesken bunten Anzug gezwängt, der mit Schellchen benäht. Es sollte etwas wie eine Uniform darstellen, denn er trug eine Mütze auf dem Kopf, einen Kavalleriesäbel umgeschnallt und schulterte ein Gewehr. Das Publikum gröhlte, als der Affe seine Produktion begann. Die Musik spielte die unwiderstehliche Weise: „Du bist verrückt, mein Kind . . ." und dann einen Marsch. Karl Schmandke schrie seine Kommandos, der Affe befolgte sie. Sidonie klopfte das Herz bis in den Hals, ihr schwindelte. Jetzt exerzierte Quästus unten im Sande auf und ab, warf sich auf den Boden, erhob sich und stand stramm. Alles machte er stumpf ergeben, was sein Herr forderte. Karl Schmandke kokettierte mit seinen sentimentalen Tieraugen zu den Reihen des Publikums; er zwirbelte sein kleines Lippenbärtchen. Von Zeit zu Zeit ließ er die lange Peitsche, die er trug, über den Kopf des Affen durch die Luft pfeifen, seine Herrschaft zu beweisen.

Sidonie starrte von oben auf Quästus herab. Der stumpfe Ausdruck seines treuen Affengesichtes erschütterte sie. Sie schnappte nach Luft, wollte schreien, aber sie konnte nicht. Jetzt sollte des Affen Paradenummer kommen, wobei er mit einem scharfgeschliffenen Kavalleriesäbel gegen

Digitized by Google

drei aufgepfählte Rotkohlköpfe ein Duell auszufechten hatte. Er ſtand mitten in der Manege, das Kommando ertönte, aber Quäſtus rührte ſich nicht. Er verharrte, den Kopf auf die uniformierte Bruſt geſenkt, in ſeiner zuſammengeſunkenen Stellung. Karl Schmandke wiederholte ſchreiend ſeinen Befehl. Sein Geſicht war vor Wut rot überflogen. Aber auch diesmal hatte er keinen Erfolg. Da hob er den Arm, ließ die Peitſche durch die Luft kreiſen. Die Schnur ſtriemte des Affen Rücken, Schlag auf Schlag ſauſte auf den ſchmerzgeſchüttelten Affenkörper in grotesker Uniform. Das Publikum wurde unruhig, vereinzelte pfiffen. Oben auf der Galerie entſtand ein Tumult. Dort drängte jemand durch die Menge. Sidonie. Sie ſtand an der Brüſtung, die Arme hinabgereckt. Dann ſchrie ſie ſcharf, ſchrill, zerriſſen: „Quäſtus — Quäſtus!“ Das war zuviel geweſen für ihr gepeinigtes Herz; Quäſtus, ihr einziger Freund, von Karl Schmandke, des Betrügers, des Diebes Peitſche gequält und geſchlagen. Als ſie das ſah, war ihre Welt zuſammengeſtürzt. Das war das Ende. Konnte eine Welt beſtehen bleiben, in der etwas ſo Unerhörtes geſchah? — Sie mußte fort, hinaus aus ihr. Dieſe Welt war eine Hölle, die Menſchen eine Verſammlung von Verbrechern und Ungeheuern. Nirgendwo Treue, Liebe, Reinheit. Sie mußte hinaus aus einer ſolchen Welt, das ſtand feſt, aber Quäſtus mußte mit, das gute arme treue Tier. Er war von dem gleichen Adel der Seele wie ſie; er durfte nicht leiden, nicht trauern, nicht bluten. Gerechtigkeit! Gerechtigkeit auch für ihn . . .

Sidonie hatte ſich durch die Menge, die unruhig geworden, einen Weg gebahnt und ſtürzte die Stufen zur Manege hinab. Die Muſik ſpielte weiter. Karl Schmandke hatte, durch den Zwiſchenfall verblüfft, ſeine Peitſche ruhen laſſen, und der Affe war in einen Winkel geflüchtet, wo er ſich lauernd und abwartend verhielt. Als Karl Schmandke aber nun Sidonie in dieſer Weiſe auf ſich zuſtürzen ſah, zog er es vor, das Feld zu räumen. Er trieb den Affen mit erneuten Peitſchenhieben vor ſich her aus der Manege dem

Digitized by Google

Stalle zu. In dieſem Augenblick erreichte Sidonie die Manege, überklomm den Rand und verfolgte unter einem unbändigen Gelächter des Publikums den Peiniger ihres Quäſtus. War das ein Wiederſehen zwiſchen Quäſtus und ſeiner Gebieterin! Der Affe wollte auf ſie zuſtürzen, aber Karl Schmandkes Peitſche trieb ihn zurück. Sidonie kreiſchte, als empfinge ſie ſelbſt die Schläge. Ihr Hut baumelte ihr am Bande über den Rücken. „Dieb! Gauner! Betrüger!“ ziſchte ſie und warf ſich zwiſchen Schmandke und Quäſtus. Ein paar Stallknechte liefen zuſammen und ergötzten ſich an dem Auftritt. In dieſem Augenblick traf ein Peitſchenſchlag Sidoniens Hand und zog einen flammenden Strich darüber. Nun brannte ſie in Raſezorn und Wut wild auf. Quäſtus kauerte bei ihr hin, ſie ſtreichelte mit erregten Griffen ſeinen zitternden Körper. Da taſtete ihre Hand nach dem kühlen Metallgriff ſeines Säbels. Und nun geſchah es, daß ſie die Waffe herausriß und durch das Aufblinken des Stahls unter den kochenden Gasflammen angefeuert, das tötende Inſtrument mit gurgelnden Schreien über ihrem Haupte ſchwang. Karl Schmandke ſprang an die Wand zurück, die Gaffer brachten ihn in Sicherheit. Sidonie ließ den Säbel ein paarmal durch die Luft kreiſen; in ihrem Auge leuchtete nur das grelle Weiß. Dann machte ſie mit der Waffe ein paar Striche, als mähe ſie. Quäſtus ſtieß ein Gurgeln hervor und ſank mit durchſchnittener Kehle ſchwer auf die Füße der Raſenden. Sein Blut ſpritzte an ihr hinauf und rann um ihre Füße zuſammen. Wieder warf ſie die Klinge mit einem entſetzten Schrei in die Höhe, tat ein paar taumelnde Schritte über Quäſtus hinweg. Mit wilden wahnſinnigen Augen ſtarrte ſie auf ihn, deſſen Körper in der befleckten grotesken Uniform verzuckte. Da ſank ihre Hand, wie mit zerbrochenem Gelenk, herab; die umklammerte Klinge fiel ſchwer auf ihren entblößten Kopf und grub einen klaffenden Spalt, aus dem das Blut ſprang. Sie drehte ſich noch einmal um ſich ſelbſt und ſank dann zuſammen, mit dem Geſicht auf den lebloſen Affenleib.

Karl Schmandke ſtand an der Wand. Er zupfte an

Digitized by Google

ſeinem Kragen; die Zunge war ihm trocken, und er hatte eine naſſe Stirn. Es hatte keinen Zweck, einen Arzt hineinzuſchicken. An ihrem Geſicht ſah er, daß ſie tot war. Er wandte ſich ab und ging langſam aus dem Stall hinaus.

Draußen ſpielte die Muſik „Roſen aus dem Süden".

Digitized by Google

Brüder im Schicksal

Emil Pirchan gewidmet

Sie saßen im Sommerabend auf der Terrasse der weißen Villa am Hügel. Ueber der Speerreihe der schwarzen Fichten drüben erhob sich der Mond und silberte auf der tief ruhenden Spiegelfläche des kleinen Sees, der wie eine Glasscheibe in der blaudunklen Finsternis zu schweben schien. Die weißen Blumen des Gartens verdämmerten duftend auf ihren Beeten und lagen wie helle Schleier über den Rasenvierecken. Das Dunkel der Gebüsche ballte sich in der Schwüle, in der das Laub manchmal erstickt aufächzte.

Leise klirrte Frau Leonies Silberlöffel an die kleine Schale, aus der sie ihr Eis aß. Sie schwieg ernsthaft, wenn sie die wohlschmeckende Kühle auf der Zunge zergehen ließ und die Herren an ihren Zigaretten sogen, die wie Rubine zwischen ihren Fingern glommen. Der feine bleiche Rauch schwebte zwischen den Dreien und dämpfte den fahlen Schein der Gesichter zu einer noch tieferen Blässe.

Georg von Wehner saß nachlässig in den Korbsessel zurückgelehnt. Sein spitzgeschnittener Bart reichte bis zu den Diamantknöpfen seiner Hemdbrust und die kleine Glut der Zigarette strich bis an den Schatten der Augen rötlich über sein Gesicht. Schweigsam lauschte er auf das Gespräch, das zwischen Leonie und seinem jungen Freunde Hugo Fangner lebhaft geworden war, und er hatte das peinliche Gefühl, als ob dieses Gespräch seine Gegenwart ignoriere und ihn in einem gewissen Sinne ausschließe. Etwas Ueberwaches, Lauerndes war in Georgs Miene getreten und riß ihn aus der Schlaffheit, in die ein heißer Tag ihn gehüllt.

Seine grauen Augen blinzelten zur Seite auf Leonie, und der weiße Schein ihres Kleides gab ihm die lebhafte

Digitized by Google

Viſion ihrer ſchönen ſchlanken Figur. Die Reflexe ihres gelben Haares waren erloſchen und er ſah nur ihren freien, ſchmuckloſen Hals unter der Wucht der Strähnen ſchimmern, während er den Duft ihrer Haut zu ſpüren meinte.

Leonie war mit ihrem Eis zu Ende gekommen, und Hugo Fangners Zigarette war erloſchen. Ein bitteres Lächeln huſchte jetzt um Georgs Mund, als er dem Freunde ſein Feuerzeug reichte, und ſeine Stimme hatte einen heiſeren Beiklang.

„Danke!“ ſagte Hugo Fangner ein wenig verwirrt und ließ arglos das Feuerzeug aufflammen, um eine neue Zigarette zu entzünden. Die Benzinflamme beſchien ſein junges Geſicht mit den friſchen Lippen und dem kleinen Schnurrbärtchen.

Georg von Wehner betrachtete Leonie, die in den weißen Schein ſtarrte und einen unbeherrſchten Blick auf Hugos Geſicht heftete, während ein durſtiger Zug um ihren roten, ſinnlich geſchwungenen Mund trat — er betrachtete ſie mit Augen, deren Blicke wie ſpitze Sonden waren, unbeweglich und angeſpannt. Ihre unbewachten Mienen verrieten Leonie an ihn und er ſah, wie Hugo unter der Intenſität ihres Blickes leiſe erzitterte.

Als Hugo die kleine Silberkapſel des Feuerzeugs Georg über den Tiſch zurückreichen wollte, griff Leonies Hand danach.

„Gib!“ ſagte ſie, wie aus einem plötzlichen Einfall heraus, und ihr ruhender Körper belebte ſich. Sie ließ die kleine Flamme aufzucken und hielt ſie nahe vor Hugos Geſicht. „Halten Sie ſtill, Hugo!“ befahl ſie lächelnd.

Unwillkürlich vibrierten ſeine Lider und ſanken ein wenig herab.

„Was ſoll das, Leonie!“ ſagte Georg von Wehner.

„Findeſt du nicht, daß Hugo dir gleicht?“ ſagte Leonie und wandte ſich an Georg.

Hugo lächelte, aber ſie beteuerte: „Nein, nein! Es iſt wirklich ſo. Sie haben Aehnlichkeit mit Georg. Nur der Bart fehlt, und dann hat Georg ſchon graues Haar an den

Digitized by Google

Schläfen. Aber ſonſt gleichen Sie ihm . . . Findeſt du nicht, Georg?"

Georg von Wehner ſtrich die Aſche von ſeiner Zigarette. „Ich finde nicht, daß Hugo mir gleicht," ſagte er kurz, aber ſeine Stimme klang ſo fremd, daß Leonies Blick ſein Geſicht ſuchte, das unter einer Schattenmaske lag.

„Aber er gleicht dir dennoch," beharrte ſie trotzig.

Da ſetzte Georg ſich mit einem Ruck in ſeinem Seſſel aufrecht und ſagte: „Menſchen ſollen einander nie gleichen. Es iſt nicht ohne Gefahr für einander, ſich ähnlich zu ſein . . ."

„Welche Gefahr ſollte dabei ſein?" meinte Leonie.

Und Hugo ſagte: „Nein, ich kann nicht finden, daß es gefährlich ſein könnte."

„Es iſt gefährlich," ſagte Georg entſchieden. „Ich weiß einen Fall, der es bewieſen hat. Es iſt unheimlich, wenn zwei Menſchen ſich zum Verwechſeln ähnlich ſind."

„Willſt du uns dieſen Fall nicht erzählen?" ſagte Leonie.

„Gern," antwortete Georg und ſchaute vor ſich hin ins Dunkel, „aber es darf dich nicht ermüden . . ."

Er ſchleuderte ſeine Zigarette hinter ſich in den Garten und legte die Knie übereinander, während er einen Augenblick nachdenklich und ſtumm war. Dann ſagte er, indem er Leonie und Hugo ganz zu vergeſſen ſchien:

„Um die Wende dieſes Jahrhunderts ſtarb auf einem ſeiner Güter in Tirol ein Vetter meines Vaters. Er hatte über dreißig Jahre mit einigen Dienern in der Einſamkeit gelebt, in Einſamkeit und Wahnſinn. Und dies allein, weil er das fatale Schickſal gehabt, einem andern Menſchen ähnlich zu ſehen . . ."

„Ich bin geſpannt auf die Zuſammenhänge in dieſer Geſchichte," ſagte Hugo und rückte ungeduldig im Seſſel, während er Leonies Hand betrachtete, die fein und bleich auf der Tiſchplatte ruhte.

Georg fuhr fort: „Felix von Wehner — ſo hieß der Vetter meines Vaters — ſtand als Offizier bei den blauen

Digitized by Google

Kürassieren zu Wien in Garnison. Er war damals vierundzwanzig Jahre alt. In seinen Zirkeln galt er als vollendeter Weltmann, als glänzender Reiter, Schwimmer und Fechter. Er erfreute sich sehr enger Beziehungen zum Hofe, und die glänzendsten Salons der Kaiserstadt standen ihm offen. Unter diesen Umständen ist es selbstverständlich, daß er bei den Frauen große Erfolge zu verzeichnen hatte. Zu seinen ritterlichen Eigenschaften kam natürlich noch die Tatsache, daß Felix von Wehner ein ungemein schöner Mensch war. In der Ruine, als die ich ihn in seinen letzten Lebensjahren mehrmals zu sehen bekam, vermutete man kaum den Rest der straffen, großen Gestalt, die er ehemals war, und sein gelbes, dürres Affengesicht hatte keine Spur von der einstmals ebenmäßigen männlichen Schönheit dieser Züge bewahrt.

Ein Freund führte ihn eines Tages in den Salon einer Frau von Wallner. Diese Dame, die wohl nicht zur ersten Gesellschaft der Kaiserstadt zählte, führte ein Haus im großen Stile, wie es deren in jeder Weltstadt etliche neben den traditionell und aristokratisch geführten gibt. Diese sind meist die kurzweiligsten und werden den andern von der Jugend vorgezogen. So verkehrten im Salon der Frau von Wallner ein großer Teil der jungen Aristokratie, eine Reihe von Künstlern und fast vollzählig die Offiziere. Leonie von Wallner . . ."

Hier unterbrach ihn Leonie mit dem ein wenig verwundert klingenden Ausruf: „Leonie . . .?"

Georg streifte sie mit einem kurzen Seitenblick. „Seltsam," sagte er, „sie hieß Leonie, wie du. Und sie hatte außer diesem Namen noch das irritierende Blond des Haares mit dir gemein. Sie war eine hervorragend schöne und noch verhältnismäßig jugendliche Frau. Ich sah eine auf Elfenbein gemalte Miniatur von ihr, die sich Felix von Wehner zu verschaffen gewußt hatte und die er bis in seine letzten Stunden hinein wie einen Talisman verehrte und mit sich führte. Das kleine Bildchen zeigte Leonie von Wallner als eine Dreißigjährige, und es muß um die Zeit

Digitized by Google

herum entstanden sein, als Felix sie kennen lernte und sich in sie verliebte. Sie war nach diesem Bilde, selbst wenn man die Schmeichelei des Malers abziehen wollte, eine immerhin seltene und ungewöhnliche Schönheit, die ihre Vorzüge mit Geschmack und Eleganz zu betonen wußte. Diesen Eindruck bestätigt mir auch mein Vater, der Frau von Wallner in jener Zeit in Wien mehrmals zu sehen bekommen hatte, obwohl er ihrem Zirkel aus bestimmten Gründen fern blieb. Ihre Existenz in der Gesellschaft war von dunklen Gerüchten umschwirrt, die aber keine Bestätigung fanden und deshalb nicht aufzukommen vermochten. Jedenfalls war keinem die Persönlichkeit eines Herrn von Wallner bekannt und man wußte nicht, lebte Leonie als Witwe oder von ihrem Gatten getrennt. Sie war einige Jahre vorher plötzlich in Wien aufgetaucht und hatte sich zum Mittelpunkt eines gewissen Kreises weltgewandter Menschen gemacht. Auch über den Ursprung ihres beträchtlich erscheinenden Vermögens bestanden nur unklare Vermutungen. Leonie von Wallner war also eine in jeder Beziehung rätselhafte Erscheinung im mondänen Leben der Stadt und nur der geheime Reiz, der in dieser Ungewißheit lag, und ihre auffallende Schönheit boten ihr einen Schutz vor aufdringlicher Neugier und vielleicht peinlichen Entdeckungen.

In Leonie nun verliebte sich der lebensheiße, stürmische Felix von Wehner mit dem ganzen Ungestüm seiner Jugend schon gleich bei der ersten Begegnung. Er wurde zunächst der beständigste unter den Gästen ihres Hauses, aber diese Gunst war ihm zu allgemein, um sich mit ihr zu begnügen. Es lag nicht in seinem Temperament, sich zu beherrschen, und er suchte Frau von Wallner seine Gefühle nicht zu verbergen, sondern sie ihr in galantester Weise deutlich werden zu lassen. Vielleicht hoffte er auch, bei einer Frau ihrer Art selbst im ungünstigsten Falle wenig Widerstand zu finden. Aber er täuschte sich. Sie war eine von den Frauen, deren Herz lange kühl bleibt, und die eine Hingabe nicht auf Kosten der genußreichen Stunden des Liebes-

Digitized by Google

werbens übereilen mögen. Sie achtete ihre Schönheit so hoch, daß sie um dieses Geschenk einen langen, hingebenden Dienst verlangte. Und Felix von Wehner nahm die süßen, aber dennoch peinigenden Lasten dieses Dienstes auf sich. Er verstrickte sich noch immer tiefer in diese raschentflammte Liebe und erhob Leonie zur Göttin aller seiner Tage. Er fühlte sich unglücklich, daß der Weg zu ihr so lang war, daß die geliebte Frau seine Heftigkeit so zügelte und ihm Zurückhaltung gebot; aber er hoffte doch, eines Tages wenigstens ans Ziel zu kommen, ihren koketten Widerstand zu brechen und seine Mühen gelohnt zu sehen.

Da tauchte eines Tages in der Wiener Gesellschaft eine neue Persönlichkeit auf, die eines Hauptmanns Xaver Eichthaler, der aus einer östlichen Garnison um besonderer Verdienste willen in die Residenz versetzt und demselben Regiment zuerteilt worden war, dem Felix von Wehner angehörte. Dieser bürgerliche Offizier, der unter glücklichen Umständen rasch Karriere gemacht hatte, erschien nun auch im Zirkel der Frau von Wallner, fand sehr bald Beachtung und wurde in Kürze einer der regelmäßigsten und vertrautesten Gäste des Hauses. Felix von Wehner, der in diesem Manne, dem manches Gerücht von galanten Abenteuern vorauseilte, mit sicherm Instinkt einen gefährlichen Nebenbuhler witterte, verhielt sich ziemlich ablehnend gegen den Neuling, aber der Verkehr im Hause Leonies von Wallner zwang ihn zu einer wenigstens äußerlichen Freundlichkeit.

Felix litt sehr unter diesen Verhältnissen. Er sah sich selbst Leonie absolut nicht näher kommen und erblickte in seinem gereizten Zustande in Xaver Eichthalers bloßer Anwesenheit ein feindseliges Dazwischentreten. Seine Gereiztheit wuchs, als er bemerkte, daß Leonie den neuen Gast in mancher Weise begünstigte und sich zwischen ihr und diesem ein viel leichterer und freierer Ton der Intimität entwickelte. Endlich stand es für Felix außer Zweifel, daß Xaver Eichthaler Leonies Geliebter sei. Man verhehlte sich auch in der Gesellschaft diese interessante Tatsache nicht, um-

Digitized by Google

soweniger, als Frau von Wallner in dieser Beziehung früher sehr vorsichtig gewesen und die Oeffentlichkeit jetzt zum erstenmal bestimmte Anhaltspunkte besaß. Der oder jener wollte die beiden sogar in einem der Gesellschaftszimmer oder in einer Laube bei einer Umarmung überrascht haben.

Felix jedenfalls litt unsäglich unter diesen Gerüchten und das Fieber der Eifersucht brannte in seinen Adern.

Trotzdem war es ihm nicht möglich, sich von Leonie einfach loszusagen oder ihr Haus zu meiden. Stets fand er sich, trotz aller Qualen, pünktlich dort ein, und wollte er Leonie nahe sein, so störte die Anwesenheit des gehaßten Nebenbuhlers ihm den Frieden. Felix mußte sich überwinden, diese Bitterkeit ohne Wimperzucken hinzunehmen, wollte er auf den bloßen Anblick der Geliebten nicht verzichten. So kam es, daß sogar ein Schein von Freundschaft die beiden Männer verband, obschon der eine gegen den andern den tiefsten Haß im Herzen trug.

Eines Abends, als Felix und Eichthaler, mit einigen andern Gästen von der Gesellschaft gesondert, unter Leonies Augen in einem unbefangenen Gespräch saßen, rief Frau von Wallner nach einigen prüfenden Blicken plötzlich aus: „Ich mache soeben eine Entdeckung! Unser Leutnant von Wehner gleicht dem Hauptmann Eichthaler, fast wie ein Bruder dem andern. Sehen Sie doch!"

Sofort beugten sich einige Damen vor, während Felix errötete und der Hauptmann leicht lächelnd diese Möglichkeit zugab.

„Ja," stellte eine junge Dame fest, „Frau von Wallner hat recht; sie gleichen einander in der Tat, nur daß der Hauptmann schon graues Haar hat."

Dieser kleine Zwischenfall wäre an sich ja bedeutungslos, stände er nicht zum Ausgang dieser Geschichte in einem engen Zusammenhang.

Ein paar weitere Wochen vergingen, ohne daß Felix von Wehner eine seiner phantastischen Hoffnungen, an die er sich in der Verzweiflung klammerte, in Erfüllung gehen

Digitized by Google

ſah, und die Ausſichten auf Leonies Gunſt erſchienen ihm ſelbſt immer unwirklicher. Er ſah dieſes Ziel ſtets ferner gerückt und verzehrte ſich in einer krankhaften Sehnſucht nach ihm. In dieſem ſeltſamen Zuſtande, da ſelbſt der alte Stolz in ihm gebrochen ſchien, ſchloß er ſich, einer fremdartigen Regung folgend, enger an den Hauptmann Eichthaler an. Wenn der Hauptmann auch diskret war, ſo hörte Felix doch von ihm das eine oder andere Wort, das zu Leonie in irgend einem Zuſammenhang ſtand, und es war ihm möglich, mit dieſem über die Geliebte zu ſprechen, ſich mit ihm in ihre Nähe zu teilen. Schon das erſchien ihm jetzt als ein Troſt und ein Gewinn. So ſchwach und demütig war der Verſchmähte geworden. Aber eines Tages bäumte die alte jugendliche Leidenſchaft ſich wild in ihm auf und machte aus dem ſchmachtenden Knaben einen Mann, der ſich kühner Hand die Tat heruntergriff.

Es war in einer Sommernacht, und Frau von Wallner wohnte draußen auf ihrem Landgut, eine Stunde donauabwärts. Felix und Hauptmann Eichthaler hatten mit Kameraden einen Abendritt gemacht und dann bis gegen Mitternacht in einem Gartenlokal vor der Stadt gezecht. Endlich brach Eichthaler auf, rief nach ſeinem Pferd und wollte ſich trotz des Widerſpruchs des Freundes entfernen. Er wolle noch einen Umweg nach Hauſe reiten, ſagte er.

Da ſprang Felix von Wehner an ſeine Seite. „Kamerad! ich halte mit. Ich begleite Sie ein Stück, wenn's verſtattet iſt.“

Eichthaler nickte; nicht gern; aber er konnte dem Freunde die Bitte nicht abſchlagen. Alſo ritten ſie beide davon.

Felix wußte, in welcher Richtung Eichthalers Umweg gehen ſollte, und obſchon es ihm Qual war, den andern auf dieſem Liebeswege zu geleiten, folgte er doch dem erſten Impuls und einem unerklärlichen inneren Gefühl.

Schweigſam ritten ſie dem unterm Mondlicht aufblinkenden Fluſſe nebenher. Und während Felix das an ſeiner Seite hingleitende Profil Eichthalers mit lauernden

Digitized by Google

Blicken umkrallte, rauſchte der Haß durch ſein Blut und peitſchte ſeine Seele auf.

Nachdem ſie eine gute Weile faſt wortlos dahingetrabt waren, wandte der Hauptmann ſich plötzlich lächelnd an Felix und meinte: „Nun, Kamerad, ich glaube, hier trennen unſere Wege ſich. Ich danke Ihnen für das Geleit," und damit wollte er dem Begleiter die Hand reichen.

Da durchfuhr ein wilder roter Gedanke Felix von Wehners gepeinigtes Hirn. Dieſer Worte unbewußter Hohn geißelte den geduckten Willen in ihm auf und hetzte ihn in eine raſche, jähe Tat hinein. Seine Hand zuckte nach der Satteltaſche und riß die Piſtole heraus. Ein Schuß durchſchlug die Nachtſtille. Eichthaler ſaß einen Augenblick überraſcht im Sattel ſeines leichtbäumenden Pferdes und ſtarrte Felix an, dann glitt er mit einem Gurgellaut und einem krampfigen in die Luftgreifen ſeitwärts zu Boden.

Felix brauchte ein paar Minuten, um ſich zu faſſen und ſeine Handlung zu begreifen. Dann ſtand er neben Eichthaler, rief ihn an, betaſtete deſſen Bruſt. Der rührte ſich nicht und war ſtill wie die Nacht. Da entkleidete ihn Felix kurzentſchloſſen ſeines Hauptmannsrockes, ſtreifte den eigenen herunter und legte jenen an. Was tat es, daß er ein Loch hatte und ein wenig blutig war. In der fremden Taſche ſtak ein Schlüſſel.

Mit dieſem Augenblick ſchlug das Fieber der Eile in Felixens Blut. Er vergaß die Tat, den Hauptmann, alles; er warf ſich auf ſein Pferd und hetzte es in die Richtung von Frau von Wallners Landhaus. Ein einziger Gedanke niſtete in ſeinem Hirn; eine letzte Hoffnung ließ ſeine Pulſe ſchlagen und feuerte ihn an, das Kühnſte zu wagen.

Endlich ſah er vor ſich das Haus auftauchen. Mit einem hellen Fenſter im oberen Stockwerk, dem Fenſter von Leonies Zimmer. Felix peitſchte das Tier zu den letzten Sprüngen; er hatte das Gefühl, als würde er dort hinter dem matt in die Nacht ſcheinenden Fenſter erwartet. Er jagte zur hinteren Gartenpforte, als hätte er gewußt, daß

Digitized by Google

sie offen stand. Nachdem er das Pferd angebunden, schlich er weiter, stolperte im Schatten über ein paar Beete, fand aber endlich die Türe, die sein Schlüssel ihm öffnete.

Bebend tastete sich Felix durch die düsteren Flure und Treppen. In seiner Erregung dachte er kaum daran, daß der Betrug ihm mißlingen könne; aber er zitterte vor der Erschütterung der bevorstehenden Begegnung mit Leonie und er zweifelte fast an der Kraft, seine Rolle zu Ende führen zu können. Endlich stand er vor Leonies Türe, hörte sie ungeduldig und erwartungsvoll durchs Zimmer schreiten. Mit verzweifelter Anstrengung straffte er seinen Körper und öffnete.

Einen Augenblick sah er, als sie sich leicht überrascht umwandte, in Leonies Augen. Sie hatte ein zartes Spitzengewand um die herrlichen Schultern geworfen und lächelte ihm glücklich entgegen. „Xaver! Geliebter!" flüsterte sie und hing die Arme um Felixens Hals.

Er stand verwirrt und betäubt, atmete Wärme und Duft ihres Körpers und ihm schwindelte fast vor bestürzendem Glück. Dann besann er sich rasch, daß er nicht säumen dürfe. Jetzt müsse er hinstürzen, das Licht löschen, Leonie hinreißen in seine leidenschaftliche Liebesglut und ihr mit seinen Zärtlichkeiten die Besinnung für das Wirkliche nehmen. Leonies Gesicht zitterte noch unter seinen Küssen. Da sah er plötzlich in einem Aufblicken dicht hinter dem blonden Scheitel von Leonies Haar das Gesicht eines Dritten, der ihm bleich und drohend aus dem Halbdunkel entgegenstarrte. In diesem Moment ließ Leonie ihn los und nun sah er, daß jener andre der getötete Hauptmann war. Felix wollte ihn anrufen, aber ein furchtbares Entsetzen umklammerte würgend seine Kehle. Er warf seinen Körper zurück, krampfte die Finger in die Luft und stürzte aus dem Zimmer.

In der furchtbaren Anspannung seiner gereizten Nerven hatte der Arme es ganz übersehen, daß er vor einem großen Spiegel stand, der ihm nur sein eigenes Bild zeigte. Und er war wahnsinnig geworden, als er eben sein tiefstes Glück erleben wollte . . ."

Digitized by Google

Georg von Wehner schwieg, und einen Augenblick hörte man nur Leonies erregten Atem. Dann rührte sich Hugo Fangner leise, als erwache er aus einer Betäubung, und sagte mit vibrierender Stimme: „Dieser Felix von Wehner hat das Schrecklichste erlebt, das einem Menschen begegnen kann. Ich begreife, daß man darüber den Verstand verliert . . ."

„Ja, es ist furchtbar," hauchte Leonie und ihre Schultern zitterten, als friere sie mitten in der Sommernacht.

Georg von Wehner blickte kurz und scharf in die Gesichter Leonies und seines Freundes. „Es ist spät," sagte er. „Gehen wir ins Haus!" —

Eine Stunde später betrat Georg von Wehner wieder allein die Terrasse und stieg in den stillen Garten hinunter. Als er Hugo Fangner auf einer Bank im Mondenschein sitzen sah, trat er lächelnd heran. „Ich vermutete, dich hier zu finden," sagte er. „Meine Geschichte kostete dir den Schlaf."

Der Freund wehrte ab. „Es ist die Schwüle," sagte er. „In den Zimmern wird einem zu eng; wenn man liegt, senkt sich die Decke herab auf die Brust . . ."

Georg lächelte in den Mond. Seine blasse Hand zuckte nervös zur Schläfe. „Und doch ist es heute diese Geschichte von den beiden Menschen, die sich ähnlich waren," bemerkte er eigensinnig. „Man sollte seinen Doppelgänger, wenn er einem den Weg kreuzt, einfach niederschießen dürfen," fügte er hart hinzu.

Hugo Fangner schaute verwundert auf. „Ist das der Sinn dieser Geschichte?" sagte er nach einem kurzen Besinnen.

Georg blickte über ihn hinweg und antwortete: „Ja, ich verstehe ihn so . . . Die Frau verrät einen Mann, wenn sie ihn in eines andern Menschen Gesicht wiedererkennen will."

Jetzt begriff Hugo Fangner und erhob sich. Er stand dicht vor Georg und sah in sein bleiches, entschlossenes Ge-

Digitized by Google

ſicht. „Ich verſtehe," ſagte er. „Darum alſo dieſe Geſchichte . . ."

„Vielleicht habe ich ſie nur erfunden," ſagte Georg und ſtarrte Hugo aus ſteingrauen Augen an. „Ihr ſeid ſehr unvorſichtig geweſen in dieſen letzten Tagen, ihr beiden. Unvorſichtig iſt nur die Leidenſchaft. Und Leonie fängt an, die grauen Haare an meinen Schläfen zu bemerken. — Wir haben uns alſo verſtanden, mein Freund? Wenn ich zu dieſem Mittel greife, ſo iſt es, weil es uns beiden gleiche Chancen gibt. Es iſt ja noch nicht ausgemacht, wen von uns beiden es trifft. — Auf Wiederſehen alſo. Gute Nacht!"

Am nächſten Vormittag reiſte Hugo Fangner ab; abends fuhr Georg von Wehner, zu Geſchäften, nach Wien.

„Und den Hugo bringſt du mit," bat Leonie. „Er hat verſprochen, daß er wiederkommt."

Zwei Tage ſpäter kehrte Georg von Wehner allein auf ſein Landhaus zurück, kühl und ernſt und mit einer neuen Falte zwiſchen den Brauen.

Digitized by Google

Adonis

Max Michael Oswald gewidmet

Ganz jung war Ludwig Hinzelmann zum erstenmal in das große fremde Haus gekommen. Er wußte noch ganz genau, daß es ein Samstag Nachmittag gewesen; denn morgens hatte er in der Bibelstunde nicht aufgemerkt und, als er ertappt worden war, Prügel bekommen. Und obschon der kleine Hinzelmann nicht alle Prügel, die er zeitlebens bekommen, im Gedächtnis behielt, auf diesen Tag besann er sich ganz bestimmt. Da war er zum erstenmal in das Haus mit den großen Sälen gekommen, an denen alle Türen offen standen. Die Räume waren so hoch und unheimlich. Es mußte niemand darin wohnen, obschon viele Sachen darin herumstanden, die dem kleinen Ludwig rätselhaft und fremd waren. Und das Haus, wenn es so still war und langsam dunkel wurde, war ihm unheimlich und doch wieder fühlte er sich feierlich gestimmt, feierlich wie in der Kirche. Im Sommer war es kühl wie im Keller und es ließen viele große Fenster das Licht ein. In einem großen Garten lag das Haus mit seinem Geheimnis, das Haus, das dem kleinen Ludwig eine so süßlockende Unbegreiflichkeit war . . .

Ludwig Hinzelmanns Mutter ernährte sich und das Kind nämlich von dem Verdienst, den sie durch Putzen in fremden Häusern erwarb. Für jeden Tag in der Woche hatte sie ein anderes Haus. Eine Zeitlang hatte sie den Samstag Nachmittag für sich selbst eingeräumt. Aber der Verdienst war schmal und sie hätte etwas mehr gut gebrauchen können. So tat sie ihre eigene Arbeit denn fortan am Sonntag, obschon der Pfarrer lehrte, daß dieser Tag zu heiligen sei. Für den Samstag aber hatte sie die Reinigung

Digitized by Google

im Muſeum bekommen. Sie verdiente nicht viel damit, aber das Geld war ihr ſicher.

Wenn die Mutter Samstags zur Arbeit ins Muſeum ging, begleitete Ludwig ſie bis an das große Portal. Dort hieß ſie ihn umkehren. Gar zu gern wäre er ihr weiter gefolgt und hätte das Geheimnis dieſes Hauſes mit eigenen Augen geſehen. Er war dann ganz abweſend, wenn er zu den Kameraden kam und verſah beim Spiel das ein und andere, weil er anderen Gedanken, in denen das geheimnisvolle Haus eine große Rolle ſpielte, nachhing. Von den Spielkameraden wurde er dann geſcholten, und es kam zu Prügeleien, die für ihn nicht den beſten Ausgang nahmen; denn er war zart und ſchwach.

Oft, wenn er ſchon im Bett lag und die Mutter bei der Lampe ſaß und an ſeinem zerriſſenen Anzug flickte, ließ er ſich von dem Hauſe erzählen, und er wurde nicht müde, davon zu hören und wollte mehr wiſſen, als die Mutter ſelbſt geſehen; denn ſie war eine Frau, die ihre Arbeit tat und nach dem Uebrigen nicht unnütz gaffte. Nachts träumte Ludwig von ſonderbaren Wanderungen durch ein märchenhaftes Land, und dieſe Wanderungen nahmen alle ihren Ausgang bei dem großen Portal, das er kannte, davor ihn die Mutter jeden Samstag fortſchickte; denn ſie glaubte, es gehe nicht wohl an, daß ſie dorthin ihren Buben mitbringe.

Lange hatte der Junge ſie gedrängt, ihn einmal mitzunehmen. Endlich gab ſie nach. Sie fragte den Kaſtellan um die Erlaubnis; ſie war eine vorſichtige Frau und wollte ihre Stellung nicht für eine Kinderlaune aufs Spiel ſetzen. Aber der Beamte hatte nichts dagegen. So kam Ludwig Hinzelmann an das Ziel ſeiner Knabenwünſche. Er hatte der Mutter verſprechen müſſen, ganz ſtill auf einem Stuhl zu ſitzen, während ſie auf dem Boden herumkroch und arbeitete. Er verſprach es; er hätte alles verſprochen, um nur hinzukommen. Wie oft hatte er ſich vom Spiel der Kameraden fortgeſchlichen und war abends, wenn der Garten dunkel und ſtill lag, dorthin geſchlüpft, hatte an

Digitized by Google

einen Baum gelehnt lange geſtanden und den dunkel ruhenden Bau betrachtet.

Ein Schauer lief ihm über den Rücken, als er das Haus betreten durfte. Seine Mutter hielt ihn an der Hand feſt. Sonſt wäre er vielleicht doch noch auf der Schwelle umgekehrt und davongelaufen. Solche Angſt ſchlug in ſein kleines hüpfendes Herz. Er riß die Augen auf und ſah an den Wänden hinauf, die voll wunderlicher Dinge hingen. Es war ja alles im Grunde ganz anders, als er ſich hatte vorſtellen können. Aber er fühlte weder eine Enttäuſchung, noch eine Befriedigung. Und dann trat die Pflicht an ihn heran, ſein Verſprechen einzuhalten. Er ſaß auf ſeinem Stuhl und zog die Beine mit den geſtopften Strümpfen an ſich. Vor ſich ſah er den runden Rücken der Mutter, die mit ihrem naſſen Wiſchlappen auf dem Boden herumrutſchte und ihn bald ganz vergeſſen zu haben ſchien. Der Winkel, in dem er ſaß, war ihm bald bekannt und es lockte ihn, in die dunkle Tiefe der Räume, die ſich hintereinander fortſetzten, vordringen zu können. In einem unbewachten Augenblick ließ er ſich vom Stuhl gleiten und huſchte davon.

Es war lange nachher, als die Mutter ſein Verſchwinden bemerkte. Sie war erſchrocken und rief erſt halblaut ſeinen Namen in die anſtoßenden Säle. Aber nichts rührte ſich. In ihrer Angſt rief ſie lauter und lockte damit den Muſeumsdiener herbei, der ſie tröſtete, daß der Junge das Haus nicht habe verlaſſen können und alſo irgendwo müſſe zu finden ſein. Sie machten ſich beide auf den Weg durch die Säle, in denen es mittlerweile recht dunkel geworden war. Endlich fanden ſie das Bürſchchen im Skulpturenſaal des Erdgeſchoſſes. Dort hockte er zwiſchen einer Nike von Samothrake und einem Mänadentorſo, dunkel kauernd zwiſchen den weißen Geſtalten. Er verhielt ſich ſtumm und rührte ſich nicht. War es Angſt, die ihn hier unter den übermenſchlich großen Geſtalten, die im Dunkel bleich leuchteten, befallen hatte?

Die Mutter ſchlug ihn, aber er weinte nicht. Er dachte nur an die Dinge, die er geſehen, während er durch die Säle

Digitized by Google

und Flure gegangen. Das Wunderbarſte von allem aber waren ihm doch zuletzt da unten die weißen Frauen und Männer geweſen, die ſo ſtill auf ihren Sockeln ſtanden und ſich nicht rührten. Sie waren größer als Menſchen und fühlten ſich kalt und ſteinern an. Das war das Schönſte geweſen, was ihm begegnet. Daran dachte er und fühlte nicht, wie die Schläge kniffen.

Damals war Ludwig ſieben Jahre alt.

Wenn er nun in dem ſtillen Manſardenzimmer daheim ſaß und ſeine Schularbeiten ſchrieb, träumte er fortwährend von großen weißen Geſtalten, die im Dunkel ſtanden. Sie wurden ſeine Märchen. Oft ſchlich der Knabe ſich abends auf dem Heimweg von den Spielen noch einmal in den großen Garten und ſtarrte zu den hohen dunklen Fenſtern hinauf. Dann bekam er wohl einen dahinter ausgeſtreckten Arm oder den hellen Schein eines Steinantlitzes zu ſehen. Aber das genügte, ſein Herz ſtärker klopfen zu laſſen.

Von nun an kam er öfters dorthin. Er hatte gelobt, von ſeinem Stuhl nicht fortzugehen. So wurde denn mancher Sonnabend ein Feſt für ihn.

Endlich begleitete er die Mutter ſtets dorthin. Früher hatte die alte Hinzelmann den erſten Stock zu reinigen gehabt, jetzt war ihr das Erdgeſchoß zuerteilt worden. Dort war weniger Arbeit, denn das Veſtibül ging ab; das kam auf die, welche die Treppe aufzuwiſchen hatte.

Als Ludwig älter wurde, brauchte er auch nicht mehr auf ſeinem Stuhl auszuharren, bis die Mutter ihre Arbeit getan. Nun durfte er herumgehen und ſich alles aus der Nähe anſehen. Er ſtand vor einer Bildſäule, legte den Kopf auf die Seite und ſtarrte ſie ſtill an. Dann ging er langſam weiter zur nächſten. Ein paar waren da, denen Kopf und Arme fehlten. Mit ihnen empfand er maßloſes Mitleid und eine heimliche Scheu. Sie müßten, dachte er, etwas ganz beſonderes geweſen ſein. Man wußte nicht, waren ſie ſchön oder häßlich im Geſicht geweſen, hatten ſie gelacht oder waren traurig geweſen. Geheimniſſe umſpannen ſie. Unter den anderen Bildſäulen waren einige, die er bevor-

Digitized by Google

zugte. Es waren die, die er am schönsten fand; diese liebte er. Und darunter war wieder eine, die er begünstigte. Er las sehr oft das Schildchen, das unten am Sockel haftete. Er mußte es oft lesen, ehe er es behalten hatte. Es war ein Knabe, größer und viel, viel schöner als er selbst, er, Ludwig Hinzelmann. Aber auch älter. So schön und so groß und so schlank konnte er auch einmal werden. Er schaute an sich hinab. Ja, er trug einen verschlissenen grauen Kittel. Der war nicht schön, nein, wirklich nicht. Aber darunter war er weiß, beinah so weiß wie dieser hier, der Adonis hieß. Ein schöner, ein fremder Name . . .

„Adonis — Adonis," flüsterte Ludwig Hinzelmann oft, wenn er allein war. Das klang, als wäre es ein Name aus einem Märchen. Jedenfalls war es etwas Wunderschönes. Er wünschte, daß auch er Adonis geheißen hätte. Den Namen Ludwig fand er gemein, so hieß auch der Junge mit dem Buckel, der in der Seidelgasse wohnte und dessen Vater sich immer betrank. Er fing an, diesen häßlichen Namen zu verachten und zuckte zusammen, wenn ihn jemand damit anrief, zuckte zusammen, als treffe ihn ein Schlag. So seltsam wurde Ludwig plötzlich. Und er fing auch an, sich daheim im Spiegel zu betrachten. O, er hatte ganz gute Formen. Er war grade und eben gewachsen und seine Haut war weiß und rein. Er wusch sich gern und hatte eigentlich niemals schmutzige Hände.

Morgens, aus dem Bett, trat er gleich vor den Spiegel und kämmte so langsam sein Haar, daß er sich mit Muße betrachten konnte. Einmal, als er allein daheim war, zog er die Kleider herunter, streifte das Hemd ab und stellte sich so hin, wie Adonis stand. Er war auf einen Stuhl gestiegen und konnte sich so ganz im Spiegel betrachten.

Ludwig ging damals in sein elftes Jahr . . .

Er war ziemlich hoch gewachsen und ging sehr aufrecht und ernst neben seiner Mutter her. Und dann kam er aus der Schule und sollte in ein Geschäft, wo er verdiente. Er sah älter aus als er war und hatte ein glattes, hübsches Gesicht. Es mußte ihm schon gelingen, es in der Welt zu

Digitized by Google

irgend etwas zu bringen. Keiner, mit dem man zu Rate ging, zweifelte daran. Aber trotzdem war es nicht das Richtige gewesen, Ludwig als Laufburschen in ein Geschäft zu schicken. Er war sehr unzufrieden mit sich und seinem Beruf. Die Leute sahen ihn gern, aber er fühlte sich zu etwas anderem bestimmt. Sein einziger Trost war, daß er an Freisonntagen in die Skulpturensammlung gehen konnte. Einmal im Monat kam das vor, ein einziges Mal.

Stumm tat Ludwig seine Pflicht, die ihm lästig war. Aber unentwegt hatte er auf sich acht. Er pflegte seinen Körper und betrachtete sich zuweilen mit Wohlgefallen und Befriedigung in einem Spiegel. Er wußte nicht, wozu er das tat, und doch verfolgte er damit einen dunklen Zweck. Um andere kümmerte er sich nicht. Auch die Mädchen, die sich um ihn bemühten, erreichten nichts bei ihm; er beachtete sie gar nicht.

An einem Freisomtag kam Ludwig bekümmert zur Mutter. Die Speise, die sie ihm vorsetzte, schob er zur Seite; er mochte nichts essen. Er war wieder „dort" gewesen. Die alte Hinzelmann legte ihm die Hände auf die Schultern und strich ihm übers Haar. Aber er ließ den Kopf hängen, und endlich weinte er, und sie weinte mit.

Die Alte setzte sich neben ihn hin und behorchte seinen Kummer. So erfuhr sie alles. Er hatte nur den einen Wunsch, diese Beschäftigung, in der man ihn abhetzte wie ein Tier, loszuwerden. Er wollte Aufseher im Museum werden, ja, das wollte er; den ganzen Tag dort sein dürfen, wo die weißen hohen Steingestalten auf ihren Postamenten in kühlen Sälen standen. Das war sein Wunsch, daran hatte er stets gedacht.

Die Mutter hörte ihm erstaunt zu und suchte ihn zu beruhigen. Sie wußte sich keinen Rat; denn sie sah keine Möglichkeit, ihrem Jungen den Wunsch zu erfüllen. Trotzdem besprach sie in ihrer Herzensnot am nächsten Tage die ganze Sache mit dem Kastellan, und der schickte sie zu einem Herrn, der in der Angelegenheit etwas für Ludwig tun konnte.

Digitized by Google

So kam es, daß Ludwig ein halbes Jahr ſpäter als Muſeumsdiener angeſtellt wurde . . .

Von nun an konnte er Tag für Tag dort ſein, wo er gern war. Aber ſein Lieblingsaufenthalt war doch der Saal mit den Skulpturen. Und als es möglich wurde, übernahm er dort den Dienſt. Er trug jetzt eine enganliegende blaue Uniform mit großen Silberknöpfen auf ſeinem ſchlanken Körper, den er noch immer pflegte. Und er ging zwiſchen den Bildſäulen herum, als befinde er ſich unter Freunden, unter ſolchen, die ihn verſtanden.

Bald kannte er von jedem dieſer ſtummen weißen Freunde den Namen; er hatte ſie von den kleinen Tafeln auf dem Sockel abgeleſen und behielt ſie. Und wenn er in Gedanken mit ihnen ſprach, nannte er ſie mit dieſem Namen. Es war eine erhabene, hohe Geſellſchaft, in der er ſich befand, er, Ludwig Hinzelmann, der Sohn der Aufwaſchfrau.

Und ſie waren ſehr ſtolz, ſchön und gleichgültig, dieſe auf ihren Sockeln. Sie beachteten die Beſucher, die ſtaunend und betrachtend an ihnen vorbeiwanderten, garnicht, ſie ſchauten mit ihren fremden Augen darüber hinweg. Ludwig liebte das Stolze, Schöne, Gleichgültige außerordentlich.

Auch er betrachtete die fremden Leute, die die Ausſtellung durchwanderten und mit Ohs und Ahs dort und hier ſtehen blieben, wie von einem Sockel herab. Es waren meiſtens Bürger, die die Tage, an denen der Beſuch des Muſeums koſtenlos war, benutzten, um zwiſchen den Kunſtdingen herumzulaufen. Ludwig verachtete ſie; er verachtete ſie auf eine beſondere, beſchämende Art. Er betrachtete ſie alle, als ob ſie Diebe und Verbrecher und gekommen wären, ihm einen ſeiner Schutzbefohlenen zu entführen.

Zu andern Stunden war er faſt ganz allein mit den Freunden und ihrer Schönheit. Er umgab ſie mit einer eiferſüchtigen Wachſamkeit. Bei aller Liebe zu ihnen war ſein Empfinden doch tyranniſch. Unter den männlichen war Adonis ſein Ideal geblieben, aber von den Frauen liebte er vor allem die mediceiſche Venus. Sie entzückte ihn

Digitized by Google

und er konnte ſie immer wieder andächtig und ſehnſüchtig betrachten.

Oft ſtand er ſtill in einer Niſche und ließ die Fremden an ſich vorübergehen. Dann verglich er die Frauen mit ſeiner Venus. Aber er fand keine, die ihr ähnlich geweſen wäre. Ganz nah ließ er ſie an ſich vorbei ſchreiten. Er betrachtete ihren Hals, das Geſicht. Mit einem Blick hatte er ihre Geſtalt erfaßt, bis zu den Füßen. Er belauerte ihren Gang, das Wiegen in den Hüften. Nein, keine ging, wie ſeine Venus gehen würde . . .

Ludwig zweifelte, daß es eine Frau gebe, die ſo ſchön war . . .

Und auch dieſe Männer, die hierher kamen . . . Meiſt waren es plumpe, häßliche Geſtalten. Wie nahmen ſie ſich in ihren dunklen, unſchönen Kleidern aus zwiſchen den ſchlanken und edlen Jünglingen . . . Es war wenig Schönheit mehr lebendig in der Welt.

Er, ja, er war ſchön; er wußte es. Er fühlte, daß man ihn oft anſah, wenn er ſchlank und ſchön an dem Sockel irgend eines Marmorgottes lehnte und mit dunklen Augen vor ſich hinträumte. Er war wie einer von ihnen, von denen, die unſterblich auf ihren Poſtamenten ſtanden, durch Schönheit unſterblich . . . Man betrachtete ihn, wie man jene anſah. Viele gingen vorüber und ſahen ihn an. Eine Dame drehte ſich hin und wieder noch einmal nach ihm um, eine, der er nachgeſchaut und die ſeinen Blick gefühlt . . .

Im Sommer war es in den Muſeumsſälen ganz kühl. Draußen im Garten lag auf allem Grün das grelle ſtrahlende Licht. Der Widerſchein ſpiegelte über die ſteinerne Gliedernacktheit der Statuen. Die Fremden, die von draußen kamen, brachten den Geruch von heißem Laub und Sonne in ihren Kleidern mit.

Die Frauen gingen in ganz leichten, hellen Stoffen. Die Falten rieſelten dünn über ihrem wiegenden Gange und die Haut leuchtete durch das Zeug. Sie verhüllten in dieſen Tagen wenig von ihrem Körper, in dieſen Tagen der Sommerglut und des Lichtes.

Digitized by Google

An einem ſolchen Tage war es, als Ludwig vor der Statue des Thorvaldſenſchen Adonis zwei Damen ſtehen ſah. Sie waren noch ſehr jung, und die eine hielt ein rotes Buch in der Hand. Aus einem Winkel heraus beobachtete er ſie. Die eine, die größere, hatte volles blondes Haar und ein feines, ſchönes Geſicht. Sie ſtand, den Kopf ein wenig erhoben, und betrachtete Adonis. Ludwig zitterte plötzlich, als er ihren Blick ſah, dieſen Blick, der auf Adonis ruhte . . .

Die beiden kamen näher. Ludwig ſtand ſtarr neben einer Büſte des Sokrates. Zwiſchen den Wimpern her ſandte er dunkle Blicke zu der Blonden hinüber.

„Doralice, ſieh doch nur . . . Sokrates . . .“ Die kleinere hielt die Blonde, die ſie Doralice nannte, am Arm. Sie traten an die Büſte heran.

„Ja, Madelaine . . . Ich kenne das Stück . . . Das Original iſt in München,“ ſagte Doralice, und ſie lächelten beide auf das drollig verbeulte Haupt des weiſen Griechen herab.

Aber es war nicht Sokrates, den Madelaine betrachten wollte. Wie eine Sache beſchaute ſie Ludwig, der daneben ſtand. Er hatte die eine ſeiner feinen weißen Hände auf den Fuß der Büſte gelegt. Madelaine konnte ſich nicht ſattſehen an dieſem hübſchen Menſchen. Es war nur zu verwundern, daß ſie ihn nicht auch betaſtete.

Aber er wich ihrem Blick, der ihn wie eine Mücke umſpielte und auf ihn eindrang, aus und ſah Doralice an. Aber ſie beachtete ihn nicht. Sie war ſchön und feingebaut und hatte das Stolze und Gleichgültige, das er liebte.

Madelaine ließ ihren Baedecker aus der Hand gleiten. Ludwig ſprang vor und hob ihn auf. Sie machte, daß er ihre Hand dabei berühren mußte. Es war eine kleine dicke Hand. Sie hätte niemals einer Venus gehören können.

Madelaine war unzufrieden mit ſich. Wo ihr ein Mann gefiel, wollte ſie von ihm bewundert werden. Aber Ludwig kümmerte ſich garnicht um ſie. Und er gefiel ihr doch — ja, ſehr gefiel er ihr . . .

Digitized by Google

Doralice war weiter gegangen und Madelaine sah sich genötigt, der Freundin zu folgen. Nur schwer konnte sie sich entschließen, sich von dem Kopfe des Sokrates zu trennen.

Ludwig schaute den beiden nach. Wie der leichte Stoff des Kleides um Doralices Gang floß! Wie sie ging; so stolz, gelassen, gleichgültig . . . So hätte sie schreiten können, ebenso . . . sie, Venus, seine Venus . . . Ja, ja, es war, als sei seine Venus in Doralice lebendig geworden. Darum hatte er gezittert, als er ihren Blick sah, den Blick, mit dem sie Adonis betrachtet.

Sein Kopf war heiß; er war erregt, von Freude erregt. Es lebte also wirklich eine Frau, die so schön war wie Venus . . . Ja, eben hatte er sie gesehen.

An der Türe des Saales drehte sich jetzt die andere nach ihm um. Und sie lächelte. Ludwig beachtete es nicht. Er sah nur Doralice, die daneben stolz, schön, gleichgültig und ohne sich umzusehen, dahin schritt . . .

Den nächsten Tag kamen sie wieder, Madelaine und Doralice. Es war Ludwig, da er sie sah, als ob er's gewußt hätte, daß sie wiederkommen würde. Es gab übrigens viele Fremde, die in dieser heißen Zeit die schwülen Mittagsstunden in den schattigen Museumsräumen zubrachten.

Wieder blieben die beiden vor dem Adonis lange stehen. Doralice betrachtete ihn mit beinah sehnsüchtigen Blicken. Madelaine flüsterte ihr etwas ins Ohr und lachte. Aber Doralice blieb ernst, als habe sie nichts gehört.

„Du bist verliebt in Adonis . . ." sagte Madelaine laut und zog sie lachend am Arm fort.

Doralice lächelte nur und ging mit der Freundin.

Ludwig konnte es nicht erreichen, daß Doralice ihn ansah, so sehr er sich auch darum bemühte. Er wechselte seine Stellung und stand ganz plötzlich neben einer Bildsäule, bei der sie gerade verweilte; aber keinmal traf ihn ihr Blick. Und er zitterte und war wie fiebernd.

Madelaine tat ihr Möglichstes, ihn in ihr Netz zu ziehen. Sie ließ ihre Reize spielen. Ludwig übersah es.

Digitized by Google

Als Doralice und Madelaine den Saal verließen, folgte ihnen Ludwig in der Entfernung; er verließ seinen Posten und folgte ihr . . .

Aber in dem Gewirr der Säle verlor er sie und kehrte um. Da sah er plötzlich Madelaine zurückkehren. Sie gab sich den Anschein, als suche sie etwas.

„Ich habe einen Anhänger von meinem Armband verloren — eine kleine goldene Kugel . . . Wollen Sie mir bitte behilflich sein?“ sagte sie.

Er suchte und sie blieb neben ihm. Sie forderte ihn auf, da und dort nachzusehen, sie wollte das verlorene Stück dort glänzen sehen. Aber dann war es doch nicht da. Wenn Ludwig sich vor ihren Augen auf den Boden hinab bückte, verfolgte sie die Bewegungslinien seines Körpers mit gierigen Augen. Sie hielt ihre roten Lippen leicht geöffnet, und ihre Finger spielten nervös an den Knöpfen der Bluse.

Ludwig richtete sich auf. Seine Wangen waren vor Anstrengung leicht gerötet. „Es ist nichts zu finden,“ sagte er. Seine Stimme war weich und singend.

Madelaine stand dicht neben ihm. Als er eine Wendung machte, mußte er ihren Arm streifen, und er sah ihren Nacken mit dem feinen Flaum dicht vor sich.

Sie lächelte ihn an. „Hübsch sind Sie gewachsen . . .“ sagte sie. „Aber nicht klug . . .“

Er sah, daß sich ihre weiche, dicke Hand ihm näherte und er wich vor einer Berührung zurück. Er war sehr erregt und stammelte plötzlich: „Ihre Freundin — wer ist sie? — Sagen Sie mir, bitte — den Namen bitte . . .“

Madelaine atmete heftig. Sie hatte sich erregt und feuchtglänzende Augen bekommen. Ludwig atmete die Wärme ihrer Haut, die durch den Battist drang.

„Seien Sie nicht dumm,“ flüsterte Madelaine und griff nach seiner feinen weißen Hand.

Ludwig stieß sie mit einer jähen Gebärde zurück. Ihre Aufdringlichkeit war ihm zuwider. Er hatte die ganze

Digitized by Google

Zeit über an die Andere gedacht, an Doralice, die Kühle, Schöne und Gleichgültige . . .

Madelaine warf zornig den Kopf in den Nacken. Sie lachte höhnisch auf und sah Ludwig über die Schulter an. „Domestik!“ zischte sie; „was wollen Sie?! Was fällt Ihnen ein?! Sie sind wohl verrückt geworden?!“

Wütend ging sie hinaus, so schnell ihr träger Körper es ihr gestattete . . .

Ludwig war verblüfft, und als er über das Ereignis nachdachte, wurde er traurig; denn er dachte, daß nun auch Doralice nicht mehr kommen würde, nachdem er ihre Freundin beleidigt. Aber er irrte sich. Am nächsten Tage kam sie allein. Es war schwül draußen und sie hatte einen müden, abgespannten Zug im Gesicht. Sie ging langsam durch den Saal, und doch war ihr Gang bewegungsreich, und die leichten Falten des Kleides spielten um ihre Schlankheit. Alles was sie trug, war weiß, weiß bis auf die Strümpfe und die Schuhe mit den kühnen hohen Absätzen.

Wenn sie die schönen Körper der Statuen betrachtete, legte sie den Kopf leicht zurück und schloß die Lider halb. Sie sah dann aus wie eine Träumende. Dachte auch sie an die Schönheit, die in der Welt nicht mehr wirklich war? Träumte auch sie von der Fleischwerdung eines jungen schönen Gottes . . .?

Ludwig wandte den Blick nicht von ihr ab. Wie Marmor mußte sie anzufühlen sein, dachte er bei sich; kühl und erhaben . . . Er verfolgte jeden ihrer Schritte. Ehe sie zur Statue des Adonis kam, hatte Ludwig sich dort aufgestellt. Er lehnte mit der Hüfte gegen den Sockel. So mußte man das Ebenmaß und die Schlankheit seiner Glieder sehen können. Wie ehemals daheim vor dem Spiegel, so stand er jetzt hier . . .

Noch keinmal hatte sie ihn angesehen, wie konnte sie wissen, daß er schön war. Wie konnte sie da wissen, daß es doch noch lebendige Schönheit gab in dieser Zeit? — So aber mußte sie ihn sehen; mußte ihn sehen, wie er sie gesehen . . . Venus und Adonis sahen sich; und was

Digitized by Google

dieſer Blick zeitigte, das mußte Liebe ſein . . . Ja, er liebte ſie; ſie war ſchön, kühl und gleichgültig, und das liebte er an ihr. Und ſie mußte ihn lieben, denn ſie ſuchte und träumte nach Schönheit, die der ihrigen gleich war . . .

Und erwartungsvoll ſtand er und ſtellte ſich zur Schau. Unbeweglich verharrte er in läſſiger Ruhe. Es war keine Scham in ihm. Nur ſein Herz zitterte und erwartete den Augenblick.

Dann kam ſie. Unter geſenkten Lidern her ſah er ihre weiße Geſtalt aufleuchten. Sie war lichter als die Steine hier und ihr Haar umquoll die Schläfen wie ein goldener Helm. Sie ſchaute zu Adonis auf und Ludwig ſah, wie ihre Bruſt in ruhigen Rhythmen die Falten der dünnen Bluſe ſtrafften. Ihn blickte ſie nicht an.

Etwas wie Angſt, daß ſie ihn überſehen möchte, daß ſie vorübergehen könne, ohne auch ihn zu erblicken, beſchlich ihn und jagte ſein Blut in die Schläfen, die ſchwollen. Er ſtarrte ſie an; ſein Blick wollte ſie zwingen, ihn zu beachten. Aber ſie ſenkte den ihren nicht auf ihn, nicht auf die ſchöne, trunkene Linie ſeines gepflegten Leibes.

Sein Auge wurde gläſern, ſein Geſicht verzerrte ſich. Wenn ſie jetzt vorüberging, ohne ihn zu ſehen, dann war alles für ihn verloren. Er verzweifelte bei dem Gedanken. Er wollte ſie anrufen, aber er konnte nicht. Es lag Angſt wie ein Alp auf ihm. Er wollte ihr winken, zu ihr hinſtürzen, aber ſein Körper war wie erſtarrt in der ſchönen Poſe . . .

Und dann drehte ſie leicht den Kopf, ſeufzte einmal auf und ging vorüber, ging vorüber ohne einen einzigen Blick für ihn . . .

Wie ein Blitz traf es ihn. Sein Herz wollte ſtillſtehn; in ſeinem Hirn kreiſte es. In dieſem einen Moment durchlebte er die ganze Qual ſeines leeren Daſeins. Auf ſie hatte er gewartet, auf die Schöne, Kühle, Gleichgültige. Für ſie hatte er ſich geſchont und ſeinen Körper gepflegt; für ſie war er ſchön; denn ſie war die Göttin, die Ebenbürtige, die, die ihn lieben ſollte. Und ſie ging an ihm

Digitized by Google

vorbei, ohne daß ihr Blick auf ihm geruht, ohne daß sie ihn erkannt hätte . . .

Was sollte nun aus ihm werden? Nein, nein, sie durfte ihn so nicht verlassen. Sein Leben wäre ohne sie ja ohne Sinn gewesen. Nun er wußte, daß sie lebte, nun er sie mit seinen schönen, sehnsüchtigen Augen gesehen, war ihm das steinerne Venusbild nur mehr ein Schatten, an den er keine Liebe mehr hing.

Aus der Erstarrung seines Körpers lösten ihn die heißen Blutwellen, die ihn durchrannen. Er taumelte, als er einen Schritt tat. War sie noch da? — Ja, nahe am Eingang des Saales, in dem sonst niemand war, stand sie, vor der Kolossalstatue des Augustus.

Ludwig ging wie ein Trunkener zu ihr hin. Sie stand still, den Kopf zurückgelehnt, die Lippen leicht geöffnet. Ludwig sah ihren Nacken, der von einer feinen Blässe war, dicht vor sich. Mit den Blicken streichelte er die rinnende Linie ihrer hohen Gestalt. In diesem Augenblick betete er innerlich stumm vor ihr.

Dann löste eine Bewegung die geschwungenen Linien des Ruhens auf; sie wandte sich der Türe zu. In diesem Augenblick trat Ludwig vor. Seine Augen lohten, seine Schläfen schwollen; er zitterte. Er stammelte verwirrte Worte und erhob die feine weiße Hand, als bäte er sie, zu bleiben. Aber er hatte nicht die Kraft, nicht den Mut, sie zu berühren. Am liebsten wäre er vor ihr auf die Knie gesunken und hätte ihren Rocksaum geküßt.

„Bleiben Sie . . . Gehen Sie nicht . . . Adonis . . . Ich — ich bin . . ." Die Stimme erlosch ihm.

Sie war vorbei. Er ließ sich gegen den Rahmen der Tür zurückfallen. Sein ganzer Körper zitterte. Sie hatte ihn nicht einmal angesehen. Taub wie der Stein war sie für ihn gewesen. In ihrem Gesichte hatte es nicht gezuckt. Nicht einmal Zorn oder Unwille hatte es verändert. Er war umsonst schön, denn sie hatte ihn nicht angeschaut . . .

Er raffte sich auf und ging wie mit gebrochenen Gliedern zu seinem Platz am Sockel des Adonis zurück. Eine

Digitized by Google

weiße Bank ſtand dort, eine Marmorbank aus einem römiſchen Garten.

Ludwig ſetzte ſich. Der Stein war kühl, und das tat ihm wohl. Lange ſaß er und ſtarrte, das Kinn auf der Fauſt, zu Adonis hinauf.

Ihn hatte ſie angeſehen, nur ihn, den Steinſtarren, den Empfindungsloſen; immerfort ihn. Vielleicht träumte ſie auch nachts von ihm und dachte an ihn in vielen Stunden. Er hatte Macht über ſie, er, der Lebloſe.

Ludwig ballte die Fauſt. Und ihn hatte ſie nicht einmal angeſehen; er war ſchön wie dieſer Kalte, und er hatte dazu Blut und Wärme, Inbrunſt und Liebe, Leben . . . Und er haßte Adonis von dieſem Augenblick an. Schnell wuchs der Haß in ſeinem heißen Blute, der Haß des Verſchmähten. Er hätte Adonis getötet, wenn er nur gelebt. Aber er war ja Stein, harter Stein, der kein Herz hatte, das man zerreißen konnte. Er haßte ihn und konnte ſich nicht rächen. Das war bitter . . .

Und morgen, dann kam ſie wieder; und übermorgen vielleicht auch, ſo Tag für Tag; denn ſie liebte ja Adonis. Bei ihm blieb ſie ſtehen und ſandte ihm ihre Blicke zu, die Sehnſucht ihres Herzens, ihres Gefühls. Ihn aber würde ſie nicht ſehen. Und er würde es täglich dulden müſſen, während er ſie liebte; er, und nicht der Steinerne, der keines Gefühls mächtig war. Es würde eine Qual ſein, eine furchtbare Qual, das zu erleiden . . .

Ludwig hatte ſich erhoben und ſtand nun vor Adonis, der mit leeren, gleichgültigen Augen über ihn hinwegſah. Er hatte ſeine Hände verzweifelt um das Fußgelenk der Statue gelegt. Nun zerrte er mit heißen Fingern daran, ihn von dem Sockel herabzureißen. Sollte er doch auf den Fliesen des Bodens zerſchellen. Ja, das würde nun ſeine Rache ſein. Der Stein hatte kein Leben, das man töten konnte; aber es gab ein Mittel, ihn zu zerſtören. Ludwig fühlte ſich ſtark genug, den Feind, ſeine Schönheit, ſeinen Stolz, ſeine Macht zu vernichten. Ob ſie ihn dann wohl ſehen würde, wenn der andere nicht mehr da war?

Digitized by Google

Seinen zarten Armen wuchs die Kraft. Er kämpfte keuchend gegen den unerbittlichen Stein, der ihm das Leben zerstörte . . .

Aber der Stein rührte sich nicht auf seinem Sockel. Es war nur, als liefe ein leises Zittern durch die kühlen Glieder. Ludwig war erschöpft. Die Adern lagen dick auf Stirn und Schläfe. Seine Kraft reichte nicht; er fühlte die eigene Schwäche. Und nun empfand er das kalte, ewige Lächeln im Gesichte des Adonis, seines Gegners, als Hohn für sich, als Hohn und Verachtung. Der Haß in ihm wurde unbändig. Nun war ihm auch das süße, lindernde Bewußtsein der Rache genommen . . .

Was blieb ihm? Hatte es einen Sinn, das Leben weiter zu leben, wenn es ihm nicht einmal die Sehnsucht nach Rache befriedigen konnte? — O, was war das für ein Leben . . .!

Nun wurde das Museum bald geschlossen. Sollte er dann ruhig nach Hause gehen wie jeden Tag, und morgen wiederkommen, von neuem an dem Hohnlächeln des Adonis zu leiden, hoffnungslos auf die Geliebte zu warten, die ihn nicht sehen würde? — Aus haßerfüllten Augen blinzelte er zu der Statue hinauf, die leuchtend im goldenen Nachmittagslichte stand. Er zergrub sich das Hirn nach einem Gedanken, der ihm helfen sollte. Er sah und hörte nichts anderes. Das Blut rauschte ihm in den Ohren und er hatte Fieberaugen.

Jäh stand er auf. Er hob den Kopf als lausche er, lausche vielleicht auf einen erlösenden Ton in sich. Dann ging ein Lächeln, ein fremdes, irres Lächeln über sein verstörtes Gesicht. Sein Körper wuchs, als sei er mit einemmal von einer Last befreit . . . Er stand da und reckte sich auf, während er einen Blick auf die Statue warf; es war, als hätte er sich mit einem Gegner gemessen, gemessen, bevor der Kampf begann. Dann ging er davon.

Auf das letzte Läutezeichen, das vor wenigen Minuten verklungen war, wurde das Museumsportal hinter den letzten Besuchern geschlossen. Nach kurzer Zeit entfernten

Digitized by Google

ſich auch die Angeſtellten, und das große Haus lag ſtill und voll früher Dämmerung.

Ludwig war nicht fortgegangen. Niemand hatte es bemerkt. Er war in einen großen, alten Schrank geſchlüpft und rührte ſich nicht. Er dachte voll ſtiller Freude an ſeinen Plan und ſann ihn hier vollends aus. Die Stunden vergingen langſam; ſeiner Ungeduld ſchlichen ſie. Er zählte die Schläge der großen Uhr im Lichthofe nach und rechnete aus, wann er an ſein Werk gehen könne.

Es mußte draußen längſt Nacht ſein. Nun kam bald der Wächter, der die Runde durch das Haus machte. Ludwig hörte die Tritte in der oberen Etage, auf der Steintreppe. Nun kamen ſie näher, klangen dicht bei dem Schranke, waren vorüber. Irgendwo ſchlug gleich darauf eine Türe und ein Schloß knackte.

Jetzt konnte Ludwig ſein Verſteck verlaſſen. Durch die hohen Fenſter ſchien der Mond und legte die Säle unter ein weißes, kaltes Licht. Wie Geiſter erhoben ſich die Statuen vor den Wänden und über ihren bläulichen Schatten.

Vor Adonis blieb Ludwig ſtehen. Er ſtrich mit ſeinen beiden Händen über die kühlen, glatten Glieder, und dann ſtieß er die Fauſt gegen ihn aus. Er ging noch einmal fort und kam gleich darauf wieder. Er ſchleppte einen ſchweren, langſtieligen Hammer.

Und nun hob er das ſchwere Werkzeug mit beiden gekrampften Händen und führte angeſtrengt einen ſtarken Schlag gegen des Adonis Haupt. Der zarte Hügel der Naſe zerſplitterte, und es rieſelte fein auf den Boden. Ein Beben ging durch den Stein. Dumpf klangen die Schläge im ſtillen Hauſe. Das Werkzeug in Ludwigs Händen raſte gegen den wehrloſen Stein. Weißer Staub ſank in Ludwigs Haar, kantige Splitter ſprangen gegen ſein Geſicht.

Ein ſchwerer Hieb traf des Adonis feingewölbte Bruſt. Die Hand, die den Stab hielt, ſprang ab und ſchlug auf den Boden. Ludwig ſtand da, wie ein raſender Mäher. Er ſchwang den ſchweren Hammer, deſſen Gewicht faſt

Digitized by Google

über seine Stärke ging, mit den Kräften des Verzweifelten. Seine Stirne triefte, und der Marmorstaub beizte seine Augen. Seine schmale Brust keuchte, und das Herz arbeitete, als wolle es herausspringen aus der Haft der Rippen.

Der Hammer tanzte über Ludwigs Kopf, und eisern besprang er den steinernen Feind, ihn mit jedem Schlage mehr zerfleischend. Nun fiel des Adonis Haupt, das Haupt mit dem höhnischen Lächeln im Gesichte. Ludwig sah es schwanken, sich neigen. Er triumphierte.

Aber da sprang der verstümmelte Kopf wuchtig gegen seine Schläfe. Vor Ludwigs Augen lohten fremde Flammen, ihm war, als umsteige ihn eine blutige, rauchende Flut und ersticke ihn. Und über den Steinsplittern brach er stumm zusammen. Im Niederfallen zerschlug der schwere Hammer eine bunte Steinfliese. Ein Faden Blutes rann über Ludwigs Wange, und auf dem Boden floß es rot zusammen. Ein Zucken lief durch den feinen, zarten Leib, der von der Anstrengung der Zerstörungsarbeit gänzlich erschöpft war. Dann streckte er sich aus, und ruhig lag der tote Körper vor dem Sockel, auf dem der kopflose Adonis seine weiße, ewige Schönheit in das Licht des Mondes hob ....

Digitized by Google

Frau Beate Leubelfing

Das Landhaus, in dem Frau Beate Leubelfing jeden Sommer während einiger Monate wohnte, wenn sie von den Anstrengungen der gesellschaftlichen Saison Erholung suchte, lag auf halber Höhe des Berges, der vom Seeufer sachte anstieg und dessen mittelhoher Gipfel einen dichten Bestand laubdunkler Wälder trug, die sich jenseits noch weit in die Hochebene hinein erstreckten und deren Ausdehnung man auch von dem kleinen Aussichtsturm auf der Höhe nicht absehen konnte.

Der See lag manchmal von der Sonne weiß bestrahlt, sodaß seine Fläche in dem grünen Ring der Hügel glatt und blank zu schweben schien. Zu anderen Stunden trug er wie ein alter Spiegel, dessen Quecksilber brüchig ist, Schattenflecke der Wolken und abends entzündete sich seine Klarheit rosenfarbig sanft an der erglühten Luft. Um sein langgezogenes Oval wand sich die staubgelbe Landstraße. Sie lief unten schattenlos vor den verstreuten weißen Villen dahin.

Rosenstauden lagen mit üppig blühenden Leibern auf den heißen Gartenmauern und schillernde Käfer summten im Lichtgeflimmer darüber. Aus ihrem Schlafzimmer konnte Frau Beate Leubelfing gleich in den höhergelegenen Wald schauen, in dessen kühles duftendes Dunkel sie mancher ihrer Spaziergänge tief hineinführte und auf dessen weichem Moos ihr verwöhnter Fuß leicht und gern wandelte, einer Anstrengung weniger gewahr werdend als auf den harten, heißen Wegen oder gar auf der Landstraße, die zudem von Sommergästen sehr belebt war.

Eines Tages machte sich Frau Beate, wie so häufig,

Digitized by Google

ſehr bald nach Tiſch auf den einſamen Weg. Sie hatte nur einen weichen Strohhut mit breiter Krempe auf das blonde Haar aufgeſtülpt und einen duftigen Schal, mehr zum Spiel der Hände, als zu irgend einem Schutz, um die Schultern gelegt. Einen Augenblick ſtand ſie zögernd auf der Terraſſe hoch über dem See und blinzelte auf die beſonnte Landſchaft, während neben ihr Tantris, ihr perſiſcher Windhund, den langen Kopf vorſtreckte und witternd die Luft ſog. Ein kleiner weißer Dampfer lief drüben beim Seewinkel die Landebrücke an, um einige Paſſagiere aufzunehmen, und unten bei der Badeanſtalt warfen ein paar junge Leute ihre bernſteingelben Körper ins blanklare Waſſer und ſchwammen in den flimmernden Glanz hinaus. Mit einem dunklen Ruf lockte Frau Beate Tantris; er hob den ariſtokratiſchen Kopf und ſchritt hinter dem leiſen Rauſchen ihres hellen Kleides her durch den Garten, den ſie durch ein Zaunpförtchen, das offen ſtand, verließ. Von hier aus lief ein kleiner Weg ohne Umſchweife in den Wald. Die hohen Gräſer und die zweigigen Stauden der Schafgarbe an ſeinem ſonnigen Rande rochen ſommerwarm und würzig und die Inſekten zogen einen verhaltenen Lärm darüber. Käfer tickten im Grasgrund wie heimliche Uhren. Wie eine warmgeſchlafene Katze ſchlich der Sonnenmittag dahin und rieb das heiße Fell am lautloſen Laub der Waldbäume.

Mit ihren feinen Sinnen genoß Frau Beate entzückt die fremdartigen leiſen Regungen der Sommernatur. Ihre geſellſchaftsmüden Nerven ließen ſich von dieſer Sonnenſtille umſchmeicheln und koſen und es war, als hätte ſie zu dieſer Wanderung alle ihre regſamen und nervöſen Gedanken zu Hauſe gelaſſen. Sie ſchritt in den Waldſchatten hinein und wich bald vom Wege ab. Tantris hatte ſein gemeſſenes Weſen abgelegt und bewegte die raſſigen Glieder jäher und freier im freudigen Umherſchweifen durch das Dickicht. Manchmal ſtand er plötzlich ſtill und lauſchte mit angeſpannten Muskeln auf ein fremdes Geräuſch oder er machte einen blinden Sprung in raſchelndes Laub. Auch

Digitized by Google

Frau Beate fühlte ſich frei und friſch und atmete tiefer den köſtlichen Ozon. Sonnenkringel lagen hier und da wie goldene Schlänglein im tiefgrünen Moos; ſchimmernde Lichtſäulen ſtanden überraſchend, wie Seelen der gefällten Bäume, in den Lücken des Gebüſches.

Frau Beate ging ohne Ziel und Wille; ſie bemerkte garnicht, wie ſchnell ſie dabei vorwärts kam, wie ſie immer tiefer in den Wald eindrang und daß ſie ſchon längſt aus dem Umkreis ihres Hauſes, der ihr bekannt war, hinaus ſei.

Eine tiefe Luſt, zu wandern, hatte ſie ergriffen und ihre Wangen, deren Geſundheit eine mondäne Puderſchicht zart bedeckte, hatten ſich gerötet.

Mit einemmale ſtand ſie am Rande einer Lichtung. Ein kleiner Bach rieſelte hier über weiße Kieſel. Sein dünner Waſſerfaden brach aus dem tongelben Erdreich einer Böſchung und wurde von der durſtigen Wieſe, die, ein Aeſeplatz der Rehe, im Waldrahmen verſteckt lag, gierig aufgeſogen.

Tantris hatte das Waſſer gewittert und war vorausgeſtürzt. Nun ſtand er mit ſchlagenden Flanken und tauchte die ſchmale rote Zunge hinein, während die Sonne ſein ſchwarzweißes Fell glänzen ließ und über die ſchöne Wölbung des langgeſtreckten Rückens ſpielte. In dem Anblick des prächtigen Tieres, das ihr Entzücken bildete, verweilend, raffte ſie leicht das helle Kleid, um den Fuß über den dürftigen Bachlauf zu ſetzen.

In dieſem Augenblick kniſterte es im Unterholz des jenſeitigen Waldes, dem ſie entgegenging, und aus einem Haſelnußgeſtrüpp tauchte ein zottiger Hund auf, der ſeine neugierig freundlichen Augen erſt auf Frau Beate und dann auf Tantris richtete. Dieſer hatte einen Atemzug lang mit ſtraffen Hinterläufen und geſpitzten Ohren im hohen Graſe geſtanden, nun ſprang er mit mißtrauiſchem Gebahren in die Nähe des fremden Hundes, der mit gutmütiger Unbefangenheit herankam, und endlich hielt Tantris in der edlen Haltung ſeiner Raſſe neben dem Zottigen und wedelte friedlich mit dem Schwanze.

Digitized by Google

Frau Beate war ſtehen geblieben und lächelte über den beluſtigenden Eifer der beiden Tiere, die ſich gleich darauf zutraulich umſprangen und ausgelaſſen jagten, ſodaß ihre Hatz ſie weit in den Wald hinein warf, wo das Geäſt knackte und das Laub aufrauſchte. Sie mochte Tantris aus ſeinem wilden Spiel nicht gern zurückrufen, und ſo folgte ſie ihm, obſchon ſie das aus ihrer Richtung brachte. Die Hunde liefen hin und zurück, ſodaß ſie ſich nicht aus dem Bereich ihres Blickes entfernten; auch wandte Tantris ſich mehrmals mit lechzender Zunge nach der Herrin um, aber ſein ſicheres Gefühl mußte in ihren Mienen ſoviel Zuſtimmung zu ſeinem Treiben geſehen haben, daß er ſich gleich wieder in den tollen Lauf warf, um die Wette mit dem fremden Hunde. Dieſer war für Frau Beatens kenneriſche Augen keineswegs ein Tier guter Raſſe, ſondern ein Baſtard, der aber nicht unſchön und nicht ungepflegt war.

Frau Beate hatte den ſpielenden Hunden ſoviel Aufmerkſamkeit geſchenkt, daß ſie es garnicht bemerkt, wie ſie ſich dem Waldrande genähert. Nun ſtand ſie unvermutet vor einer Wieſe, auf der viel Unkraut bunt durcheinander wuchs. Dahinter aber lag ein Gebäude. Aus dem abgebröckelten Bewurf leuchteten die beſonnten Ziegel und das Dach war mit mooſigen Pfannen bedeckt, während eine verwahrloſte kleine Mauer einen engen Hof gegen draußen abgrenzte.

Das alles war Frau Beate fremd; ſie war nie in dieſe Gegend gekommen. Sie ſah die beiden Hunde über die Wieſe tummeln und auf das Haus zulaufen, und es kam ihr in den Sinn, Tantris nun doch zurückzurufen. Aber der Hund kümmerte ſich nicht um den gewohnten Ruf, das dunkelklingende Locken ſeiner Herrin. Sie rief ſeinen Namen, aber er folgte nicht, ſondern verſchwand mit ſeinem zottigen Kameraden durch das offene Tor in den ſtillen Hof.

Ungeduldig ſah Frau Beate ſich nach einem Weg um und ging, als ein ſolcher nicht ſichtbar war, quer über die Wieſe. Vor dem Tore ſtehend rief ſie Tantris an, der drinnen im Spiel ſeinen elaſtiſchen ſchlanken Körper warf.

Digitized by Google

Niemand zeigte sich und auch im Hause blieb es ruhig, doch war die bäuerlich gestrichene Türe nur angelehnt. Das stille, sonderbare Haus, das fast wie ein Turm gebaut war, reizte Frau Beatens Neugier und sie betrat den Hof, indem sie umherspähte, ob sich nicht dennoch jemand zeigen würde. Doch es gab nichts Besonderes dort zu sehen und alles machte den Eindruck des Verwahrlosten. Wer hier hausen konnte, der mußte geringe Ansprüche an das Leben stellen und Frau Beate wunderte sich, daß es so einfache Menschen noch gäbe, wodurch ihre Neugier, einen solchen zu sehen, noch größer wurde. Aber da alles ruhig blieb, rief sie den tollenden Hund energisch zu sich. Er kam jetzt sogleich und blieb, den Kopf gesenkt und schuldbewußt blickend, einige Schritte vor ihr stehen und schlich dann auf eine Bewegung von ihr ganz nah heran. Sie faßte ihn am Halsband und wollte ihm einen leichten Schlag mit ihrer feinen gepflegten Hand geben, da ließ ein Geräusch sie innehalten und aufsehen.

Ein breiter und kräftiger Mann war in die Türe getreten und schaute mit einem leisen Verwundern zu ihr hinüber. Sein blondes Haar stand zerzaust auf dem starken Schädel, und seine linke Wange war rotgeschlafen, als habe er sich eben erst vom Lager erhoben. Frau Beate, die sich von dem Fremden wie ein Wunder betrachtet und vom erstaunten Starren seiner braunen Augen seltsam betroffen fühlte, lächelte ihm ermunternd zu. Da errötete der blonde Mann über das ganze Gesicht, holte zu einer unbeholfenen Verbeugung aus und fuhr sich linkisch zum Kopf, als ob er seine Mütze ziehen wolle. Da aber die Hand sie nicht fand, griff sie verwirrt an den Rockkragen.

Frau Beate war unterdessen mit leichten Schritten ein wenig näher getreten; die Finger der Rechten hatte sie durch Tantris' Halsband geschoben, und mit Neugier betrachtete sie die ungewohnte Erscheinung des Mannes, der noch immer in der offenen Türe stand. Ihr sicherer Blick glitt von seinen hohen glanzlosen Stiefeln über den groben Rock zum kragenlosen Hals und sie fand, daß von dem

Digitized by Google

blonden Barte ein selten frischer, gesunder Mund umwuchert war, der ihr noch mehr gefallen hätte, wäre er nicht so stumm gewesen und hätte sie mit einer artigen Anrede empfangen. Aber diese ganze bäuerliche Erscheinung interessierte sie und sie fand an dieser weltfremden Torheit ein stilles Entzücken.

Darum wandte sie sich mit einem freundlichen Lächeln zu dem stumm Stehenden und entschuldigte sich, daß sie so einfach in seinen Hausbereich eingedrungen sei. Da ließ der Fremde den Türrahmen fahren und stieg in amüsanter Verwirrtheit die paar Stufen herunter und fragte in befangenem Eifer, ob er der Dame einen Dienst leisten könne, ob er ihr den Weg weisen oder sonstwie eine Auskunft geben dürfe. Frau Beate horchte ganz überrascht auf den weichen Fall seiner Stimme; seine Ausdrucksweise war so frei von eigentlich bäuerischem Dialekt, daß sie über ihrer Befremdung einen Augenblick die Antwort vergaß. Dann dankte sie und meinte, eines Wegweisers möge sie wohl bedürfen, da sie die Richtung verloren und in der Gegend fremd sei; dann kam sie auf die Hunde zu sprechen, denn Tantris gefiel die Gefangenschaft an der Hand seiner Herrin nicht. Da wurde der Fremde zutraulicher; er rief seinen Bastard herbei und während er mit der kräftigen, aber nicht plumpen Hand das zottige Fell des Tieres streichelte, erzählte er der schönen Dame, die hell und schlank in der Sonne stand, dessen Geschichte, wie er es jung bekommen und aufgezogen und seine Freude daran habe. Er sprach mit so warmen Worten von dem vierbeinigen Freunde, daß Frau Beate die Einfalt seines Gefühls bewundern mußte.

Nun wagte sie eine neugierige Frage nach der Person des Fremden selbst, nachdem er ihr mit ehrlichen Augen soviel von dem Genossen berichtet, und da erfuhr sie denn, daß er Ulrich Grauner heiße und seit Jahren mit dem Hunde ganz allein im „alten Turm" hause.

Ob er denn kein Verlangen habe, unter Menschen zu leben, meinte Frau Beate; aber da schüttelte er nur den blonden Kopf, in dem die klaren Augen in großem Ver-

Digitized by Google

wundern glänzten. Frau Beate ward nur immer neugieriger nach der romantischen Existenz dieses Ulrich Grauner und lockte mit versteckten Fragen noch manches aus ihm heraus. Er lebte sorglos nur so in den Tag hinein. Das nächste Dorf lag eine halbe Stunde von seiner Behausung entfernt, und im Winter war er oft für Wochen eingeschneit. Früher hatte er häufig gejagt; aber nun mochte er das Blut der Kreatur, in der er den Gott verehrte, nicht mehr vergießen. Aber hinter dem Hause befand sich ein Geviert Feld, das er selbst bestellte, und er war sein eigener Koch. All das erzählte er, als wäre nichts Besonderes daran und als müßten alle Menschen so leben, wie er es gewohnt war.

Mit wachsendem Gefallen an seiner gesunden, unverfälschten Art hatte Frau Beate ihm zugehört, als sie sich endlich auf ihren Heimweg besann, denn schon nahm die Luft den goldigen Glanz des späteren Nachmittags an und es wurde früh dämmerig auf den Waldwegen. So grüßte sie denn Ulrich Grauner wie einen, der ihr aus wenigen Worten nahe getreten war, und verließ mit Tantris den Hof. Eine kleine Strecke gab ihnen der Schwarzbraune freudig Geleit, dann aber ließ ihn der Pfiff seines Herrn, der der blonden freundlichen Dame aus heiteren Augen nachschaute, die Umkehr bedenken.

*

Von diesem Entdeckungsgang kehrte Frau Beate Leubelfing mit einer gewissen Befriedigung heim. Sie ließ sich das Nachtmahl draußen auf der Terrasse über dem See auftragen und während sie einsam speiste, dachte sie, den Blick auf die abenddunkle Landschaft gerichtet, noch einmal das ganze Gespräch mit Ulrich Grauner, dem Einsiedler des „alten Turms".

Tantris lag zusammengerollt auf seiner Matte zu ihren Füßen; er mußte die Herrin mit seiner spitzen Schnauze ans Knie stoßen und sie erst aus ihren Gedanken aufscheuchen, bevor er heute seinen Bissen vom Mahl zuerteilt bekam.

Digitized by Google

Der nächste Tag war wieder sonnig und klar. Ein Dampfer mit Musik und Fähnlein hatte einen heiteren Zug Menschen ans Ufer gesetzt, der auf der weißen Landstraße in der Sonne zog. Aber in den Wäldern war Stille wie im dunklen Leibe einer ruhenden Geige.

Ulrich Grauner stand am offenen Fenster seiner Stube und hantierte eben an einem hölzernen Rechen, aus dem sich ein Zahn gelöst hatte, als der feingebaute Hund der Frau Beate mit nervösen Sprüngen in den Hof gehetzt kam. Jetzt erhob sich auch sein Zottiger und schnupperte an der Tür nach draußen. Mit einem Nicken ermutigte ihn Ulrich Grauner und stieß sodann die Türe auf, worauf der Hund hinausprang wie eine geschnellte Gerte. Da kam auch schon Frau Beate selbst hinter dem Mauervorsprung hervor in den Hof. Ulrich Grauner legte die Arbeit aus der Hand und trat hinaus. Ihr Lächeln begrüßte ihn schon, ehe die Hand es konnte, die sie ihm reichte. Die Hunde sprangen um sie herum und warfen den Staub auf. Während Ulrich Grauner noch verlegen nach einem Gespräch suchte, schritt Frau Beate lachend an ihm vorbei und sagte, sie wolle sich heute sein Haus ansehen.

Drinnen in der Stube nahm sie gleich den Strohhut vom Haar und nun sah Ulrich Grauner zum erstenmale die ganze blonde Fülle ihres prächtigen Haares, das wie eine Goldkrone bis auf die helle Stirn lag. Freudig richtete die Frau ihre lebendigen Blicke auf alle die Dinge. Sie schaute sich um und fragte, was dies und jenes bedeute und war entzückt, daß alles so sauber auf der gescheuerten Diele und in dem aufgeräumten Raume stand. Und als sie in schalkhafter Neugier fragte, wessen Hand dies alles so treulich besorge und darauf erfuhr, daß Ulrich Grauner selbst das schaffe, da lachte sie lustig darauf los und konnte der Heiterkeit kein Ende finden.

Im Bewußtsein seiner Gastpflicht, aber doch ein wenig verlegen, zeigte der blonde Mann nun auch die Nebenkammer. Frau Beate schaute um und erspähte in einer Nische

Digitized by Google

ein einfaches grobes Bett, das hart sein möchte, aber mit frischem, farbigem Linnen sauber überspreitet war.

Endlich richtete sie ihre lachenden Braunaugen auf den verzagt und stumm dastehenden Ulrich, sah ihm in das treuherzige Gesicht und redete freundlich zu ihm in der einfachen Art, die seinem Wesen entsprach. Aber plötzlich war auch sie stumm geworden und sie standen sich beide gegenüber und schauten sich nur an. In diesem Augenblick kamen die Hunde hereingesprungen und jagten zwischen ihnen dahin, sodaß sie beide leicht zusammenfuhren, und Frau Beate schritt an Ulrich vorüber in die andere Stube, setzte sich auf den hohen Holzstuhl und wartete auf ihn, daß er komme, um mit ihr zu plaudern.

Später, als sie heimging, ließ sie sich von Ulrich bis zum Rande des Waldes begleiten. Dort reichte sie ihm lächelnd die Hand und ging, hell und fein, langsam, auch wohl mit einem nochmaligen Zurücknicken, davon in das Walddunkel.

Tag für Tag kam sie nun zum „alten Turm" herauf und blieb, bis der Abend rötliche Dunstschleier an den hohen Himmel hing. Manche Stunde brachten sie auch auf der Wiese bei dem Hause nebeneinander ausgestreckt zu, während die Hunde sich im Spiel um sie herumtummelten. Dann lag Frau Beate oft lange ohne ein Wort, die feinen Arme unter den weißen Nacken geschoben, die Brust in regelmäßigem Atem hebend und senkend, und blinzelte durch die langen seidenen Wimper hervor zu dem großen, blonden Mann mit den breiten Schultern, der neben ihr kauerte und sie wie ein zartes fernes Wunder anschaute.

Eine Laune berauschte sie eines Tages in solcher Stimmung. Sie hatte spielend ihre feinen weißen Finger um Ulrichs Arm gespannt und sah ihm in die hellen Augen. „Sie haben starke Arme," sagte sie leise mit ihrer weichen Stimme. „Sie würden mich ganz leicht tragen können... Nehmen Sie mich in Ihre Arme, Ulrich," flüsterte sie.

Auf seinen Wangen floß ein leichter Purpur zusammen und er schaute so hilflos drein, daß Frau Beate ein Lachen

Digitized by Google

in die Kehle kam. Mit einem Ruck ſchob ſie ſich zu ihm hinüber und ließ ſich ihm wie in harmloſer Zufälligkeit an die Bruſt ſinken; er legte in verwirrter Torheit ſeine Arme um ihre geſchmeidige Schlankheit, während ſie ihm den erglühten Kopf niederzog und küßte.

Die Hunde, die müde geworden waren, lagen im warmem Graſe und der Wald atmete nicht und es war ſonnige Stille. Die Frau küßte den törichten blonden Mann und ſchenkte ihm alle Zärtlichkeiten ihrer einſamen Sommertage. Seine Arme aber, die ihre zerbrechliche Feinheit hätten erdrücken können, hielten ſie und banden ſie an ſeine breite Bruſt feſt. Ein fremdes Glück brannte leicht in ſeinen Knabenaugen. Ein mächtiges Gefühl durchrauſchte ihn und brach in ſeiner Seele Dumpfheit, wie die Lichtfanfaren des Sonnenaufgangs in der Frühſtunden Dämmerdunkel. Das Blut ſang ihm in den Ohren und ihm war, als müſſe er einen ſchweren Feldſtein ergreifen und ihn hoch wie eine Lerche in den lichtblauen Himmel werfen; ſo ſchwollen die Kräfte in ihm.

Unbeholfen ſtrichen ſeine Hände über Frau Beatens korngelbes Haar, zaghaft berührten ſie die warme Spannung des Halſes. Er fürchtete, daß ſeine Hände zu rauh und hart ſeien für die Gliederfeinheit der glücklich erſchauernden Frau Beate.

Plötzlich ſprang die Frau auf, und wie ſie ſchlank und lächelnd vor ihm auf der Wieſe ſtand, als ſei nichts geweſen und den Hund zu ſich rief, da war ihm alles wie ein törichtes Beſinnen auf einen Traum mitten im Tage. Ihm die Hand reichend war ſie flüchtig davon. Er rieb ſich die Stirn, aber da war nur ein ſtarkes Glühen, in dem alle Gedanken aufgingen wie ein duftiger Rauch.

*

Am nächſten Tage erwartete er Frau Beate umſonſt und es war ihm, als wolle das Dunkel heute den grellen Tag nicht ablöſen. Am übernächſten lag er auf der kleinen Waldwieſe, als ſie aus dem Walde trat. Wie ſie auf ihn

Digitized by Google

zukam, den Hut an den Arm gehangen, sodaß ihr Haar lichtentflammt über der Stirn brannte, in dem Bewußtsein ihrer Schönheit und Mächtigkeit gelassen und wiegend durch das hohe Gras im Sonnenflimmer daherschreitend, da wurde er hilflos wie ein Kind und hatte nur den hellen Demutsblick seiner großen Augen.

Sanft lenkte sie ihn auf das Haus zu, und im engen Nebenherschreiten dufteten der Wald und die Sonne aus ihrem Kleide und aus ihrem Haar.

Dunkelheit fiel schon auf die Wälder und die Schatten schmolzen ineinander, als Frau Beate an diesem Abend den „alten Turm" verließ; Ulrich Grauner stapfte neben ihr durch den Wald und nahm erst Abschied, als die Lichter des Landhauses den Wandernden entgegenschimmerten.

*

Ein paar Wochen vergingen; jeden Tag wartete Ulrich Grauner auf der kleinen Waldwiese, und er fühlte am Schlagen seines Herzens Frau Beatens Nahen eher und sicherer, als es ihm das unter Tantris Sprüngen raschelnde Laub verraten konnte. Dann erschien die goldhaarige lächelnde Frau hell im grünlichen Laubschatten zwischen den braunen Stämmen, und Ulrich trug die von Hingabe und Begehren Durchglühte auf seinen starken Armen ins Haus.

Aber eines Tages verging die Zeit, ohne daß Frau Beate gekommen war. Unerwartet hatte ihr Landhaus am See Gäste erhalten. Ihr Gatte Christian Leubelfing hatte sich für ein paar Wochen freigemacht und gedachte diese bei seiner Frau zu verbringen. Einen Freund und Kumpan brachte er mit, denn das Alleinsein mit seiner Frau dünkte ihm sonst zu still. Dieser war ein junger Mensch von elegantem Wesen; er hatte schon viel gesehen und erlebt und lächelte müd und geringschätzig über die Dinge hin.

Gleich am ersten Abend plante Christian Leubelfing, als sie zu Dreien im stillen Abendverglühen saßen, eine Bootsfahrt mit Musik und Lampions auf dem nächtlichen See, wobei es sehr lustig hergehen sollte. Wie ein trunkener

Digitized by Google

Faun polterte er mit seiner weinheißen Stimme in die stumme Nachtfeier hinein. Rudolf Bärmann, sein Freund, saß mit fahlem Lächeln neben Frau Beate und flüsterte ihr kecke, verfängliche Dinge zu, die sie mit versteckter Lüsternheit und geheimem Wohlgefallen unverwiesen hinnahm.

Am dritten Tage der Anwesenheit ihrer Gäste, während die Herren einen Gang an den See hinunter machten und Christian Leubelfing mit dem Schiffsreeder wegen Ueberlassung eines kleinen Dampfers für die geplante Sommernachtsfahrt, zu der er einen kleinen festlichen Kreis zu laden gedachte, zu verhandeln, fand Frau Beate Zeit zu einem kurzen Besuch im „alten Turm".

Ulrich lag träumend und traurig auf der Wiese, als er aber Frau Beate plötzlich dastehen sah, machte das Glück ihn straff und stark. Doch blieb sie nur kurz und es reichte kaum zu einigen heißen Küssen und Umarmungen; es war eine Liebesspende im raschen Vorübergleiten, sie ließ seine Sehnsucht darbend und seine Wünsche hungernd.

Nun kam Frau Beate wiederum ein paar Tage nicht. Ulrich Grauner wußte die langen Stunden nicht umzubringen; er streichelte ganz abwesend das Fell seines Hundes, der sich an seine Knie herangeschlichen hatte, aber er sagte ihm kein gutes Wort. Er grollte der blonden Frau, daß sie ihn nach solchen Glückseligkeiten dürstend gemacht und ihn nun verschmachten ließ. Einmal, nach solch vergebens langem Warten, nahm er das alte Gewehr aus dem Winkel, warf es über die Schulter und schritt hinaus, einen kleinen Zorn im heißen Herzen. Er knallte in die Nachmittagsstille hinein und es war in dieser Gewaltsamkeit etwas für sein Gemüt Erlösendes, und er schoß einen großen schwarzen Waldvogel mitten aus seinem sichern freien Flug herunter. Als dann der Schwarzgefiederte flügelschlagend am Boden lag und das Blut feinfadig aus der Brust rann, packte ein unendliches Mitleid den großen Mann, daß Tränen die Klarheit seiner Augen trübten. Beschämt ging er heim, nachdem er den unschuldig Geopferten unter Zweigen bestattet hatte.

Digitized by Google

Als er in seine Stube trat, in der weiches Dämmerlicht lag, sah er beim Fenster Frau Beate sitzen. Freudig trat er hin zu ihr, sie in zärtlicher Glücksbewegung in seine Arme zu nehmen. Doch sie drängte ihn sanft von sich ab, sie sei müde und nur auf ein Weilchen gekommen. Es lag soviel Abwehr in ihrer Haltung und ihrem Wesen, daß Ulrich mutlos und kopfhängend vor ihr stehen blieb, auch kaum ein Wort zu sagen fand. Und so trennten sie sich an diesem Abend in einer Unstimmigkeit, die ihr wie eine Frauenlaune anstand, ihm aber ums Herz beklommen machte.

*

Da Frau Beate nach diesem Besuch wiederum ausblieb, machte sich Ulrich, an dem die Trübung ihres letzten Beisammenseins noch immer quälender nagte, eines Tages mit Dunkelwerden auf den Weg zum Landhaus der geliebten Frau. Drinnen war alles still und in keinem Zimmer war Licht, der Garten lag dunkel und nirgendwo zeigte sich leuchtend Frau Beatens Kleid.

Aber im Warten und Lauschen vernahm er plötzlich vom See herauf den Klang einer heiteren Musik, und als er sich dorthin wandte, sah er unten auf dem überdunkelten Wasserspiegel ein Schifflein mit farbigen Lichtern fahren, das wohl eine lustige Last durch die Welt zu tragen schien. Bunte Lichtbänder schwammen von seinem hellen Leibe auf dem Wasser. Funkelnde Lichtbälle flogen mit leisem Knall steil in die Finsternis und zersprangen wie Seifenblasen zwischen den Sternen.

Angelockt von dieser lebendigen, lauten Herrlichkeit, an der seine erstaunten einsamen Augen unverwandt hafteten, stieg Ulrich einen kleinen steinigen Pfad zum Ufer hinab. Wie in einem Brande von Lustigkeit und Leben glitt das Boot, und er lief ihm am Ufer wie ein sonderbarer Schattenmann zur Seite, bis da, wo der Landungssteg sich hell und leicht ins Wasser hinausschwang. Dort stand er still und starrte auf die plaudernde und erregte Gesellschaft, die mit viel Lärm und Lachen an Land ging.

Digitized by Google

Und plötzlich sah er unter den Anderen Frau Beate. Der Lichtstrahl einer Schiffslaterne blendete auf ihrem Haar und traf ihr Gesicht, das sich in lächelndem Einverständnis einem jungen Manne ihre Begleitung zuwandte, der kein anderer war als Christian Leubelfings Freund, Rudolf Bärmann. Ulrich sah, wie Frau Beate diesem zunickte und er bemerkte dabei einen Zug um ihren Mund, dessen Brutalität sein einfaches Gefühl verwirrte und verletzte. Hatte er erst einen Augenblick daran gedacht, vorzutreten und sich Frau Beate zu zeigen, einen stummen Gruß wenigstens von ihr zu erhaschen, so fühlte er sich jetzt von einer sonderbaren Beklommenheit an den Fleck gebannt und er war froh, daß ein starker Baum ihn gegen die Andern hin deckte und vor dem Gesehenwerden schützte.

Die laute Gruppe der Bootsgäste war schnell vorüber und entfernte sich auf dem Wege zu Frau Beatens Landhaus hinauf, aber Ulrich behielt die hohe helle Gestalt der Frau im Auge. Langsam, von einer stillen Sehnsucht getrieben, folgte er ihr in der Entfernung. Er sah dann, wie sie unauffällig zurückblieb und die Andern vorbeiließ, wie sie unschlüssiger dahinschritt und in seiner Erregbarkeit dachte er, daß seine verborgene Anwesenheit ihr vielleicht doch nicht entgangen und sie ihn nun auffordern wolle, sich ihr zu nähern, zu einem kurzen Gruß, zu einem flüchtigen Kuß, einer heimlichen Umarmung vielleicht. Er tat ein paar rasche leise Schritte, aber da sah er, daß sie nicht mehr allein war, daß der Fremde von eben neben ihr aus der Nacht auftauchte, daß dieser es war, den ihr Jögern erwartet und daß sie an ihn nicht dachte, von ihm nichts wußte. Und von banger Pein getrieben schlich er den beiden nach.

Der Weg ging dunkel zwischen mannshohen Gartenmauern; der Mond lag in Wolkenbetten und die Sterne glommen matt in der Höhe der heißen Sommernacht. Dicht an die dunkle Gestalt des Mannes geschmiegt ging die Frau, als hinge ihr weißes Gewand willenlos an seiner Schulter. Ulrich zitterte das Herz, aber er konnte das Auge nicht von

Digitized by Google

diesem schmerzenden Bilde lösen. Da standen sie still, in den tiefen Schatten gedrückt. Ulrich sah Frau Beate am Halse des Fremden hängen, wie vor kurzem noch an dem seinen, und sie küßten sich, so lange der Atem reichte. Ihre schöne Schlankheit rankte sich an dem fremden Manne begehrlich empor und, große rote Blumen, blühten die Küsse ihres Knospenmundes. Ulrich krampfte in unterirdischem Zorn die Fäuste und verzog sein hilfloses Gesicht zu einer schmerzlichen Grimmasse. Er sah nichts mehr deutlich, und einen Augenblick lang purzelten in seinem Gesichtsbild die Sterne wie ein himmlisches Feuerwerk durcheinander. Dann ward es stiller in ihm. Die Frau und der Geliebte waren umschlungen weitergegangen, aber Ulrich wollte ihnen keinen Schritt mehr folgen.

Er warf einen schnellen Blick auf den See zurück. Der lag finster unter den Schattenschleppen der Wolken, am Landungssteg ruhte mit einigen letzten, verlöschenden Lampions das helle Boot; sonst war alles leblos und still. Oben aber, in Frau Beatens Haus, brannten alle Lichter, in den Gartengebüschen hingen bunte Papierlaternen und jetzt schmetterte auch die Musik heitere Rhythmen hinaus in die Nacht.

Da ging Ulrich Grauner in dumpfer Betäubung davon und als er die Höhe des Hügels erreicht hatte, begann er zu laufen, stürmte gehetzt in den Wald hinein und stolperte über die Baumschatten, die so massig und lauernd und nach ihm greifend am Boden lagen. Und wie er so sinnlos dahinlief, zurück in seinen „alten Turm", in seine Einsamkeit, zu seinem zottigen Gefährten, der ihm nie die Treue brach, da sah er mit stets wachsender, quälender Deutlichkeit das grausame Bild von Frau Beatens Untreue, da fühlte er erst wirklich, wie sie ihn mit diesem schmählichen Verrat wegwarf und seine große Liebe mit ihren unsteten Begierden verhöhnte, und da wußte er auch, daß von nun an seine Türe verschlossen sein würde, wenn sie kommen sollte. Da war nichts mehr, was zwischen ihr und ihm bestand.

Digitized by Google

Er verlangſamte ſeinen Lauf und reckte die kräftigen Arme, als habe er von dem breiten Nacken etwas abzuſchütteln.

Und aufrecht, mit einem großen Trotz und einer ſtummen Verachtung im Herzen ſchritt er tief atmend weiter in die Nacht.

Digitized by Google

Geschwister

Marie Janssen gewidmet

Das junge Mädchen stand noch am Flügel, wo es Isoldens Liebestod gesungen hatte. Andreas lehnte mit übergeschlagenen Beinen neben einem Pfeilerspiegel an der Wand gegenüber. Jetzt ließ er sie einen Atemzug lang sanft aus seinem Blick gleiten und schaute an sich hinab auf den Teppich. Und wieder fing er sie auf, als sie die helle Gestalt von dem schwarzen Instrument losriß und durch die Gesellschaft auf ihn zukam.

Mit klatschenden Schlägen flatterten die Hände gegen sie an. Sie lächelte über das lebhafte Geflatter hinweg und sann, mit festgeschlossenen Lippen, berauscht vorwärtsschreitend gegen das Ueberhelle, Lichte, in des Bruders samtgesäumte, dunkle Augen. Die letzten zwei Schritte kam er ihr entgegen. Er faßte nach ihren schmalen Händen und hob sie an seinen Mund. Seine Augen glühten sie an.

„Ich danke dir, Nina."

Sie zuckte die schlanken Schultern, die von den Seidenrüschen des Kleiderausschnitts leicht gestreichelt wurden und ließ ihre Finger in seiner heißen Hand hängen.

An jungen Frauen, die sich umwandten, und Männern, die die Stimmen dämpften, vorbei, führte Andreas die Schwester zu der Dame, deren Sessel zwischen zwei mächtig zweigenden Fächerpalmen unter einer Kopie von Tizians „Himmlischer und irdischer Liebe" stand. Er schob dem jungen Mädchen ein Taburett hin und stellte sich hinter ihm auf, den Blick auf sein Haar gesenkt, das kastanienbraun über der Bläße von Stirn und Schläfen lag. Ueber die Armlehne vorgebeugt, näherte die Dame ihr Gesicht Nina.

Digitized by Google

Ein Perlengehänge wippte, vom rötlichen Haar herunterreihend, über ihr Ohr.

„Wie Sie das ſingen! Wie Sie ſich beneidet fühlen müſſen! Woher nehmen Sie das Gefühl, Kind! Sie verklären ſich in Ihrem Geſang.“

Nina lächelte. Sie fühlte den Blick des Bruders ihr Haar ſtreicheln. Es näherte ſich ihnen ein junger Mann, der vorhin in einer Herrengruppe mit lebhaften Handbewegungen geſprochen hatte. Er ließ ſich Nina vorſtellen. Andreas grüßte knapp und kalt. Da er ihm gegenüber ſtand, konnte er ungehindert dieſe Stirn betrachten, die gelb, ſteil hinaufſprang unter das ſchwarze Haar. Carlo Rocco war für Ninas Stimme der Bewunderung voll. Er kam aus einem Lande, wo er ſeit Jahren keine Frau hatte ſingen hören. Dort ſangen ſich die berauſchten Minenarbeiter heiſer in den Schlaf, und nachts brach der Schrei der Affen aus der dunkeln Kehle des Urwalds. Roccos Rede taumelte ganz ſehnſüchtig um Ninas verklungenen Geſang.

„Als wir das Meer wiederſahen — nach fünf Jahren wiederſahen — mein Freund und ich, da hatte ich dasſelbe Gefühl, als eben, da ſie ſangen.“ Er ſchaute von unten in ihr helles Geſicht. Andreas wechſelte ſeine Stellung. Nina grub die Fingerſpitzen in den Federſchaum ihres Fächers. Der Diener reichte den Tee.

„Horwar,“ rief die Dame Andreas an und reichte ihm mit Lächeln eine Schale. Er berührte Ninas Schulter, als er ſich beugte. — Rocco ſchaute unwillkürlich auf Andreas' ausgeſtreckte Hand, die ſchwer, wurzelig aus dem Gelenk kam.

„Sie ſind der Bildhauer Horwar?“

Andreas nickte. Rocco ſprach von Ausſtellungen, auf denen er Horwars Werken begegnet war. In eine Frauengeſtalt, die er kurz vor ſeiner Ueberfahrt, damals in Wien geſehen hatte, war er verliebt geweſen. Noch drüben hatte er oft an ſie denken müſſen, wenn die heißen Nächte ihn nicht zu Schlaf kommen ließen oder die Sumpfmücken ſeine

Digitized by Google

Haut peinigten. Er bat Andreas, in sein Atelier kommen zu dürfen. Er wurde höflichst geladen.

Sie gingen heim, Nina und Andreas. Er lehnte den Wagen ab. Die Luft der Herbstnacht war mild. Ninas Arm lag weich in dem seinen.

„Wie er dich bewundert!“ sagte sie und suchte ihn zum Sprechen zu bewegen.

„Wunder! Bin ich doch dein Bruder.“

Sie schaute hinüber auf sein Gesicht. „Nein, nicht so, Andreas!“

„Doch! Fühlen sie nicht alle, daß mein Werk voll ist von dir?! — Er ist verliebt gewesen in meine „Helena“. Aber ist „Helena“ nicht du?! — Er liebt dich!“

Sie zitterte. Er preßte ihren Arm fester. Sie drückte das Kinn in den knisternden Halspelz. Er grub eine Faust in die Tasche.

Er brachte sie in ihr Zimmer hinauf. Die Korridore waren dunkel und still. Er hob ihr den Mantel von den Schultern. Eine heftige Armbewegung brachte sie zum Husten. Das Taschentuch vor den Mund geknäult, lehnte sie mit der Schulter an einen großen Schrank. Andreas sprang neben sie. Er umfaßte ihren geschüttelten Körper und hielt sie an sich gedrückt, eine Hand an ihrer Stirn. Nina schloß die Augen. Der Husten ging vorüber. Er starrte angstvoll auf das Taschentuch. Sie setzte sich, einen Arm über die Tülldecke ihres Bettes gelegt.

Andreas, an der Türe, kam noch einmal zurück. Er nahm ihren Kopf in seine Hände, hob ihr Gesicht zu sich auf. Er beugte sich hastig, um sie zu küssen.

Sie wehrte ihm. „Nicht doch, Andreas. Ich bin krank . . .“

„Ich fürchte mich nicht.“

„Es steckt an. Schone dich. Du mußt leben, für deine Werke . . .“

Er preßte sich die Schläfen mit den Händen. „Andere können auch Götter formen aus Dreck. Elend ist das — elend alles! Wenn wir das da innen nicht hätten . . .!

Digitized by Google

— Leben — leben . . .; lohnt es ſich? Wenn ich dich nicht hätte, Nina . . . Jetzt, wenn ich nach drüben komme, drüben überm dunkeln Gang, da iſt alles weiß, weiß — weiß bis unter die Decke . . . Kein Winkel, wo ein Schatte ungeſtört niſten könnte . . . Alles mein Werk — meine Geſchöpfe . . . Aber es überfällt mich kalt, kalt wie auf einem Eisfeld . . . Es iſt qualvoll, Nina . . .“

„Bruder . . .“ Sie legte ihm zart den Arm um die Schulter. „Es macht dich ja doch glücklich, das . . .“

„Glücklich? — Glücklich könnte ich vielleicht ſein, wenn ich einen kleinen Laden hätte, wenn ich keine Wünſche, keine Begehren, keine Sehnſüchte kennte, wenn ich ſatt wäre und ein wenig Liebe hätte . . . Glücklich, dann vielleicht. Aber niemals ſo — nein, ſo nie . . . Und auch dich macht es nicht zufrieden. Ich binde dich an mich. Wo mich irgendwie an dir etwas entzückt, forme ich einen Stein danach. Jedes neue Geſicht, das ſich an dir mir entſchleiert, reiße ich aus dem Block. Dein Leben brauche ich für mich — dein Leben und deine Seele . . . Gibt es ein Verbrechen, ſo beging ich das Schwerſte.“

„Wir ſind ja für einander da, Andreas . . .“

„Für einander da . . .? — Langſam, leiſe . . . Ich muß mir das noch einmal vorſagen: — Wir ſind für einander da . . . Du für mich — ich für dich . . . O nein, ſo iſt das nicht . . . Nicht ich für dich! Haſt du dir dein Opfer mit dieſem Gedanken geheiligt? — Du irrteſt dich. Könnte ich für dich da ſein, dann gliche es ſich ja aus. Aber kann ich das?! Ich bin ja nur für mich da . . . Alles iſt für mich da . . . Alles brauche ich — mißbrauche ich — und gebe nichts dagegen.“

„Was gebe denn ich dir, Bruder?“

O viel, viel. Du ſingſt, weil ich deinen Geſang liebe. Er hat für mich das Entflammende, Begeiſternde — den Rauſch. Wenn ich bis ganz in mich hinein erkaltet bin von Kunſt, ſchmelze ich an ihm, fließt mein Blut wieder, habe ich wieder Wärme — Wärme und Liebe. Ja, Liebe . . .: Liebe für das Leben, das Licht — und dich.“

Digitized by Google

„Dann laß mich ſingen — immer ſingen . . .“

„Nein, nein . . . Du darfſt nicht; es tötet dich.“

„Laß es nur! Wenn es doch dich beglückt!“ Sie lächelte. „Und ſterben kann ich ja doch nicht — ganz niemals. Ueberall in deinen Werken bin ja ich — und lebe.“

„Ja; im Stein. Aber der Stein iſt kalt.“

„Brauchſt du meine Wärme?“ —

Er barg die Augen unter ſeiner Hand. „Als ich damals die „Helena“ vollendet hatte — es war in der letzten Nacht, ehe ſie verpackt und fortgeſchickt wurde . . . Ich konnte vor Unruhe und Erregung nicht ſchlafen. Endlich kleidete ich mich an und ging ins Atelier, im Dunkeln. Die Tücher hob ich von dem Bilde ab. Der Mond machte alles weiß. Eine Weile ſaß ich ruhig. Aber plötzlich, im Anſehen, ward ich wieder bewegt und ſehnſüchtig. Ich dachte an dich, die mit mir in dieſem dunklen Hauſe war und ſchlief. Wach träumte ich von dir. Aus der Nacht, traumtönend, ſang ich deine Stimme. Ich breitete meine Arme nach dir aus, ich umarmte dich — dich in „Helena“. Ich küßte den Mund, den ich ſelbſt geformt, die Augen, die Stirn. Aber der Stein blieb Stein, kalt und unnahbar, meiner Sehnſucht feindlich . . . Bis an den Morgen lag ich da und weinte.“

Er ging leiſe zur Türe. In Ninas Geſicht lagen die Augen tief und geſchloſſen. Sie wagte nicht, ſich zu rühren, wie in Angſt vor wilden Tieren.

„Gute Nacht, Nina.“ Andreas wandte ſich auf der Schwelle nach ihr um.

Sie ſtarrte erſchreckt auf ſein weißes Geſicht . . . „Andreas . . .“

Er zog die Türe hinter ſich zu . . .

*

Carlo Rocco beſuchte Andreas in ſeinem Atelier. Er bewegte ſich mit der unverhüllten Bewunderung eines vor der Kunſt Ehrfürchtigen zwiſchen den Bildwerken. Einen Bund Roſen, den er brachte, legte er auf dem Sockel

Digitized by Google

eines badenden Mädchens nieder. Vor einem Torſo aus Lehm blieb er ſtehen und fragte plötzlich nach Nina. Andreas drückte ſeine Finger in einen feuchten Klumpen Ton. „Meine Schweſter iſt krank. Sie darf das Bett nicht verlaſſen.“

„Krank?“ — Sie gingen weiter. Carlo war mit einemmale unruhig, nervös. „Ihre Schweſter iſt leidend?“ ſagte er, den Blick auf einen Mädchenkopf gerichtet.

Andreas ſpannte die Hand um einen Stein. „Sie wird nicht lange leben . . . Sie ſiecht hin . . .“

Der andere erbleichte. Er riß die Augen auf gegen Andreas und ſtarrte ihm ins Geſicht. Seine Lippen zitterten. Er murmelte: „Verzeihen Sie . . .“

Sie ſprachen kaum noch zuſammen. Neben dem Bildhauer ſchritt Carlo dem Ausgang zu. Er ergriff die Roſen, ſtrich langſam einmal mit der Hand darüber. „Darf ich Sie bitten, dieſe Blumen Ihrer Schweſter mit meinem Gruße zu überreichen?“

Andreas nahm das Bukett blutigen Rots. Um ſeinen Mund zuckte es. Carlo grüßte und ging.

Andreas ſtrich mit der Hand über die Stirn. Er ſchleuderte die Roſen in einen Winkel zu Tonabfällen und Steinſcherben. Er begann zu modellieren. Aber ſeinen erkalteten Händen gelang keine Form. Er deckte das naſſe Tuch über die Arbeit und ging zu Nina.

„Carlo Rocco war da.“

Nina ſtützte den Kopf auf ihren Arm. „Hat er deine Werke bewundert?“

„Er fragte nach dir.“

„Haſt du ihm die Kopie deiner „Helena“ gezeigt, Andreas?“

„Er hat manches geſehen. Aber er ſchien das nicht zu finden, was er bei mir ſuchte . . .“

„Hat er etwas über dich geſagt?“

„Er ſchien enttäuſcht . . .“

„Enttäuſcht?“

„Ja — und befremdet. Du warſt nicht da, Nina.“

Digitized by Google

Sie legte den Kopf auf das offene Haar zurück, in die Kissen. Andreas griff nach ihrer Hand auf der Decke. So saßen sie stumm . . .

Nach ein paar Tagen kam Carlo Rocco wieder. Er trat zu Andreas, der mit aufgestreiften Aermeln Tonbrei bereitete. Ein Fenster stand offen in einen tiefen Hof. Andreas plätscherte eben im Wasser, um sich die Hand für Carlo zu waschen, als unten jemand sang.

„Ihre Schwester?"

„Ja . . . Nina." Andreas lächelte. „Sie singt für mich. Gehen wir zu ihr."

„Hier bringe ich dir unsern Freund," sagte er. Nina hatte sich wieder auf den Diwan gebettet. Carlo und Andreas saßen bei ihr hin auf niedrigen Stühlen.

„Daß Sie nicht auch für andere so singen, wie für ihn . . ."

Nina lächelte aus den bunten Kissen zu Andreas hinüber. „Wenn ich dürfte."

Andreas warf die Knie übereinander. „Man hat nichts davon. Selbst wird man immer leerer."

Carlo saß und hing mit dunklen Augen an Nina. Er vergaß manchmal, den Blick nach einer Weile von ihr zu lösen . . . So ganz verlor er sich. Er sann und träumte. Und immer stiller wurde es zwischen den Dreien, daß sie zuletzt keinen Ausweg fanden, als sich zu trennen.

Carlo ging mit einem Gefühl des Hasses gegen Andreas. Er wußte nun, daß dieser Bruder alles zwischen ihm und Nina unmöglich machte. Er dachte daran, nicht wiederzukommen. Wenn er sich auch zutraute, dem Tode das Mädchen abzuringen, dann doch nicht jenem . . .

Andreas saß bei Nina. Er hatte ihr seine Hände unter den Kopf geschoben.

„Er wird dir ein treuer Freund werden," sagte Nina.

„Ich verstehe ihn nicht ganz. Und doch ist sein Gefühl so einfach."

„Er hat lange auf alles verzichten müssen — in seiner Einsamkeit; auf alles, auf Schönheit, Frauen, Liebe . . ."

Digitized by Google

„Dann wird es ihm weniger ſchmerzlich ſein, daß er dich liebt. Aber es quält ihn ſehr.“

„Daß er leiden muß an mir, der Arme . . .! Bin ich zu nichts anderem nütze, als Schmerz zu erdulden und Qual zu ſchaffen?!“

Nina legte die heißen Augen in ihre durchſichtigen Hände. Ihr Körper bebte; eine Welle, dem Tode zu . . .

Von Carlo Rocco kam ein Brief mit ein paar Roſen. Er grüßte die Geſchwiſter, denn er ging in eine andere Stadt; ſpäter vielleicht wieder hinüber, für immer dann.

Nina ließ die Roſen, dunkelrote, in ihren Schoß ſinken. Sie ruhte in ihrem Zimmer, in der mittaglichen Winterſonne.

„Wer das kann: in eine andere Stadt gehen und vor ſich ſelbſt gerettet ſein . . . Eine ſtarke, glückliche Natur... Wie einfach doch dieſe Menſchen ſind, wie lebensſelig! — Wir müſſen aushalten und bluten.“

„Wer weiß, wie es ihn quälen mag . . .“

„Ihn? — Sein Lebensgeſetz verbietet es ihm, ſich mit Dingen zu befaſſen, die fruchtlos und ausſichtslos ſind. Und er war danach eingerichtet. — Aber ich?! Ich bin wie ein Segel ausgehangen, jeden Wind aufzufangen, von jedem Sturm durchſchüttert und zerriſſen zu werden.“

Nina wandte das Geſicht auf dem Kiſſen. „Ich möchte ſterben . . .“

„Nina!“ —

„Ja. Denn du wirſt leiden, ſo lange ich lebe. Mit der Erinnerung würdeſt du getröſteter leben können — und ruhiger.“

Andreas ſetzte ſich auf den Bettrand. Mit leiſen Händen drehte er Ninas Kopf ſich zu; ſeine Finger verſanken im aufgelöſten Haar. Sonderbar ſtarrte er in Ninas Geſicht, daß ſich ihre Augen erſchrocken ſchloſſen. Er ſchob den Arm unter ihren Nacken und hob ſie ein wenig vom Kiſſen. Ein heiſer Schmerz ſtach ihm ins Hirn. Mit der freien, feuchten Hand ſtrich er das Gelock von den bläulichen Schläfen fort.

„Daß du meine Schweſter biſt! Warum?“ flüſterte er.

Digitized by Google

Nina preßte ihm wehrend ihre zitternden Hände gegen die Bruſt, gegen das ſchlagende Herz. „Andreas . . . Nicht ſo . . . Sei ſtill . . .“

Er drückte ſein Geſicht ſchluchzend in die Decke — in die Decke, die über Ninas Körper lag; glühend durchſtrömt, gepeinigt, verzweifelt, ſehnſüchtig und hoffnungslos . . .

*

Dann, als Nina nach einigen Wochen ſtarb, ſaß er wieder auf dieſem Bettrande, ſtundenlang, ſtarrend; erſt neugierig aufhorchend, ob nichts in ihm klang, was eine neue Melodie zu werden verſprach; dann gepeinigt, verzweifelt, ſehnſüchtig, hoffnungslos.

Endlich, als es Nacht geworden war, ſtand er auf. Er ging hinüber ins andere Zimmer und trat an den Flügel, legte den ſchwarzen Deckel über die wachsfahlen Taſten und ſchob den Schlüſſel in die Taſche. Taſtend, die Blicke an die kalten Mauern des Dunkels ſtarr angeſchraubt, ſuchte er ſich zu ſeinem Werkraum hin. Dann kehrte er um. In den verquollenen Händen ſchleppte er den Eimer mit naſſem Gips.

Noch einmal ſtand er vor der toten Gottheit ſeines Lebens, ſeines Liebeslebens. Endlich einmal, nach Sehnſuchtsjahren, nach Angſtzeiten, nach einer Unendlichkeit von ſinnloſen Nächten enthüllte er ſich zitternd die Schönheit. Er ſtand und ſah die Erfüllung, den Sinn. Ewigkeit hämmerte ihm an die Schläfe. Diesſeits und Jenſeits entgrenzten ſich in dieſer Minute. Die Kerzen verflackerten lichtgelb. Verronnenes Wachs knotete perlenhaft blaß auf den Meſſingtellern. —

Nach einer Atemloſigkeit verlorenen Schauens griff Andreas mit blinden Händen nach ſeinem Werkzeug. Der Augenblick des Gottgefühls war vorbei. Er faßte das öltriefende Seidenpapier; er beklebte die Mädchenleiche mit den langen flattrigen Fetzen; ſorgfältig, vorſichtig, und doch ſo gewohnt. Dann ſtrichen ſeine Hände den naſſen Gips über die Glieder, die ſteinern ruhenden; formten die jungen Hemigloben der Brüſte nach; fingen dem Tode die harmoniſche Maske der Schönheit ab . . .

Digitized by Google

Elisabeth

Vor mehreren Tagen erhielt ich diesen Brief eines Kameraden und Menschen, der mir in kurzer Gemeinschaft lieb geworden war. Heute erfuhr ich, daß er gefallen ist, wenige Tage, nachdem er geheilt wieder an die Front gegangen war. Er ist nicht umsonst gestorben, denn er hat den Seinen einen großen Dienst leisten und den Tod vieler auf sich allein nehmen können.

Sein letztes Bekenntnis gehört nun nicht mehr mir allein, es gehört allen, die ernst und menschlich denken können:

„Warum Sie es sind, an den ich diesen Brief richte, wüßte ich in diesem Augenblick nicht zu sagen. Ich befinde mich in einem Zustand, in dem Bekenntnisse befreien, und ich suche einen festen Punkt in all dem, was mich bedrängt und umkreist, auf dem mein wundes Denken ausruhen kann. So wähle ich Sie vielleicht, weil ich zu Ihrer Menschlichkeit das tiefste Vertrauen habe, oder weil wir in diesem furchtbarsten der Kriege eine Weile, gleichen Willens und gleicher Kraft, nebeneinander gestanden haben, oder auch, weil Sie damals auf dem russischen Schneefeld, dessen kalte Unendlichkeit uns fast wahnsinnig machte, dem Kosaken, der auf mich anlegte, den Schädel entzwei schlugen und Sie damit in mein Leben eingriffen, während mir daraus die Pflicht der Rechtfertigung erwuchs.

Ich will mich von dem Erlebnis, in das ich verstrickt wurde, nicht befreien, sondern ich möchte nur wissen, daß ein Mensch, der tief und ernst denkt, mich darin versteht. Und so wende ich mich an Sie.

Ich bin auf dem Wege zu einem Kampffeld, auf dem

Digitized by Google

ich denke meinen letzten Dienst zu tun. Noch einmal will ich mit ganzer Kraft selbstlos nützlich sein, um mir ein Recht auf mich selbst zu erringen, und so wird dort für mich der rechte Platz sein. Man darf die Gewißheit haben, daß man von dort nicht wiederkehrt, und dies möchte ich mir erspart wissen nach dem, was ich erlebte. Ich müßte also in diesem Augenblick mit meinem Schicksal vollständig einverstanden sein. Aber ich gehe zum zweitenmal an die Front; das ist etwas anderes als damals, wo der Krieg noch jung war und wir Unwissende, vom Ereignis Bedrängte und im Aufschwung Beglückte waren. Ich denke, daß der Minenarbeiter, über dem die berstenden Erdwände brüllend, begrabend zusammenschlugen und der dennoch durch einen Zufall, als einziger vielleicht, der Katastrophe glücklich entronnen ist, mit demselben Gefühl wieder in die ungewisse Dunkelheit seines Schachtes fährt, wie ich heute an die neue Front, obschon mein Leben jetzt sein Ziel verloren hat und ich nichts hinterlasse, zu dem ich zurückkehren möchte, nichts, was mir einen Aufschwung gäbe oder eine Sehnsucht wert wäre. Aber diese Gewißheit gibt mir mein Gleichgewicht wieder.

Meine Wunde ist nun geheilt — eine Kugel hatte mir den Arm zerrissen — und es liegt kein Grund vor, länger zu zögern und in Berlin zu bleiben. Heute umgibt mich noch diese Stadt, die so jung ist, daß sie jeden Tag ihr Gesicht verändert und die für mich doch überall Erinnerungen birgt; morgen trägt die Fahrt mich gegen Westen und entfernt mich mit jedem Räderschwung mehr von ihr.

Vielleicht kann ich dann noch einmal Erhebendes empfinden und alles, was mich bedrängt, wird beiseite geschoben von dem, was uns alle in den ersten Tagen dieses neuen Geschehens hochriß und wie ein Wunder überkam, was allein und einzig uns galt: Rausch, Begeisterung, unbändige Liebe, tätige Mannhaftigkeit und zuckendes Leben. Ich will mich alledem, wenn es mich wieder anfallen sollte, willig hingeben, nicht weil es wie damals Vernunft und Ueberlegung hell überlodert, sondern weil ich vergessen

Digitized by Google

möchte, vergeſſen, was dumpf und bleiern über mich ſchlug und mich begrub. Stumpf, betäubt, ohne Abwehr fand mich das Uebermäßige, als es mich traf. Denn ich war ahnungslos und faßte es nicht. Doch ich fürchte, ich bin zu ſchwunglos geworden, um mein perſönliches Schickſal noch einmal in die große Inbrunſt Aller aufzulöſen, denn ich liebe mich ſelbſt nicht mehr . . .

Aber wie ſoll ich Ihnen verſtändlich werden, wenn ich nicht alles ſage?! — Bekenntniſſe müſſen reſtlos und ohne Scham geſchehen, um wahrhaftig zu ſein, und ihr Sinn iſt ja: letzte Ehrlichkeit einer Menſchenſeele . . .

Ich war früh im Leben auf mich ſelbſt geſtellt und meiner Jugend mangelte die Gewöhnung an das weiche und vielfältige Weſen einer Frau, da mir die Mutter fehlte. So blieb ich ohne die koſtbare Erfahrung, die andere ſchon unbewußt in der Kindheit gewinnen und die ihnen ſpäter bei den erſten Erlebniſſen plötzlich zuhilfe kommt; ihr Inſtinkt kennt ſchon die Frau. Ich war unwiſſend und ratlos. Vielleicht kam es daher, daß ich mich von den Frauen überſorgſam verſchloß, jede Hingabe fürchtete und mir in der Liebe ein hohes und ſchweres Ziel ſetzte, zu dem ein harter Aufſtieg mich führen ſollte. Obſchon ich nicht unklar und verworren dachte, war meine Vorſtellung von einer Frau und Geliebten doch wohl maßlos und übertrieben und unerfüllbar. Aber mit eigenwilliger Zähigkeit hielt ich daran feſt, obgleich, was ich im Leben um mich ſah, nicht geſchaffen war, mein Ausharren zu ermutigen und ich keine Natur beſaß, die mir das Warten erleichterte.

Ich wuchs über die Jahre hinaus, in denen man ſeine Erfahrungen ſammelt, und noch immer kannte ich nicht die Frau, nur das Bild, das von ihr in mir lebte. Es kam mir ſelbſt manchmal verwegen vor, den Augenblick zu verſäumen und mich in eine unbeſtimmte Vorſtellung einzuleben, indem ich mich aufhob für die Eine, von der ich glaubte, daß ſie mir eines Tages begegnen werde und die große Leidenſchaft in mir entzünden müſſe. Alle Bedenken und bittern Erkenntniſſe überwand mein erfahrungsloſer

Digitized by Google

Glaube an die Unbekannte, die dem erträumten Bilde wie ihrer Spiegelung gleichen mußte. So lebte ich in bewußter Erwartung; ich kannte mein Ziel, aber ich sah es nicht, und doch hielt ich treu und gläubig den Weg ein, der mich hinführen sollte, der Fernen überwand und Höhen überstieg, aber endlich doch das ihm verheißene Land der Erfüllung finden mußte . . .

Nach langer Abwesenheit kam ich im Anfang des Jahres 1914 nach Berlin zurück. Ich hatte inzwischen Reisen durch Europa gemacht und einen mehrmonatigen Aufenthalt in Nordamerika hinter mir, ich wollte nun in Deutschland bleiben und meine Arbeit beginnen, denn ich kannte jetzt den Maßstab der Werte und fühlte, welche Zukunft in meinem Lande liegt. Das gab mir selbst ein stärkeres Bewußtsein, und im selben Maße wuchs das Ziel in mir. Damit machten aber auch andere Forderungen meines Lebens sich wieder heftiger geltend und riefen nach Erfüllung; indem die Sensationen des farbigen, reichen Weltpanoramas aussetzten, sammelte sich die ganze Kraft meines Verlangens in dem einen Wunsche, das geträumte Bild der Liebe, das so lange in mir geruht und mich durch Jahre begleitet, möge nun endlich Wirklichkeit werden und die Frau, auf die ich gewartet, für die ich mich aufgehoben, mir ihre Güte und Leidenschaft, ihr Glühen und ihre Lust darbringen und mir ein wenig Macht über sich geben. Und in einer Zeit, wo dieser Wunsch am stärksten und herrischsten sich in mir erhob, begegnete ich Elisabeth O.

Sie war die erste Frau, zu der ich das Vertrauen faßte, daß sie wohl mit ihrer Wirklichkeit meine Vorstellung auszufüllen vermöge und an meinen Forderungen gemessen, bestand.

Doch zunächst blieb ich im Ungewissen über mein Verhältnis zu ihr. Mir fehlte die Ueberlegenheit der Erfahrung und des Instinkts; sie war voll Frauengeheimnis, das mich verwirrte und unsicher machte, während sie kühl und ruhig blieb, ahnungsvoll und doch leidenschaftlich war. Das alles hinderte mich, glücklich zu sein. Zwar sah ich nun mein

Digitized by Google

Ziel, aber ich wußte auch, daß ich erſt am Anfang eines mühſamen und beſchwerlichen Weges ſtand. Und neben der Hoffnung erwuchs zugleich die Furcht, ſie möge mir an einen andern Mann verloren gehen, ehe ich es erreicht, daß unſer Gefühl ſich in Uebereinſtimmung befand, denn ich wollte mich nicht ſtürmiſch und hingeriſſen dieſer Liebe überliefern; weil ich nicht den ſtundenkurzen Rauſch, ſondern Bleibendes, Unvergängliches und ſich Ueberbietendes ſuchte, wollte ich die Frau ſich erſt entfalten laſſen und mir Gewißheit über ſie verſchaffen; denn alles Bleibende erfordert Geduld.

Ich täuſchte mich nicht, wenn ich glaubte, daß Eliſabeth mich in alledem verſtand. In ihren Augen ſah ich oft, wenn ich ihren Blick ſuchte, die lächelnde Zuverſicht in die Treue meines Gefühls und Zuſtimmung in mein abſichtsvolles Handeln. Sie war jünger als ich, aber ſie war reif und beſaß die wiſſende Erfahrung ihres Geſchlechts, das ihr einen Vorſprung gab. Sie hatte den tiefen Ernſt derer, die ihr Leben als eine ſchwere Verpflichtung und voll Verantwortlichkeit empfinden, aber ſie ſchien auch imſtande, einem Geliebten hohe Luſt und Innigkeit zu geben.

Ich begriff nicht, warum ſie zögerte, mir ein klares Zeichen ihrer Liebe zu geben. War ſie ſelbſt noch unentſchloſſen und wankend? Es war, als fürchte ſie, mir auch nur ein kleines Recht auf ſich zu geben. War es ihre Freiheit, die ſie ſo liebte, die ihr unentbehrlich ſchien? — Sie duldete es, daß ein anderer Mann, den ſie zu ihren Freunden zählte, ihr ſeine Verehrung darbrachte, und ſie gewährte mir keinen Vorzug vor ihm. Sie behielt ihr kühles Gleichgewicht zwiſchen uns beiden, während wir einander ſtumm und haßlos bekämpften. Doch ich fühlte mich dem andern überlegen und war ruhiger, während er ſeine Sicherheit verlor und Sinnloſigkeiten beging, ſodaß Eliſabeth ihn zurechtwies, ohne damit ſeine Hoffnung zu zerſtören.

Dann kam, mitten in die Entwicklung der Dinge, in unſer ſtilles Seelengeſchehen, das uns ganz ausfüllte und unſere Blicke nach innen lenkte, jener Hochſommer, der den

Digitized by Google

Krieg über Europa schleuderte und unser aller Herz in Verwirrung stieß.

Ich war bei Elisabeth, als die plötzliche Kunde im Aufschrei der Straße durch das offene Fenster flog, und in diesem Zufälligen beruhte unser Schicksal.

Der Augenblick fand uns betäubt und so ganz ohne Abwehr, daß er uns Wange an Wange warf. Unsere Gesichter schienen sich in der durchglühten Dämmerung weiß entgegen und unsere Adern nahmen die drunten in der tiefen Straße aufschäumende Erregung und das heiße Fieber der Masse in sich auf. Das von draußen hereinbrechende, klarste Gewißheit gewordene Ereignis überwältigte uns, Aufgeschreckte, im wilden Ueberfall. Wir fühlten ja nicht, wie wahnsinnig und vergeblich ein Lieben sei, das nicht aus unserm tiefsten Innern seine Kraft bekam, sondern von der übermäßigen Spannung und dem Sturm der Aufregung draußen. Grell beleuchtet, im Aufblitzen der Gefahr, sahen wir nur das Sinn- und Zwecklose unseres Wartens und unserer Zweifel. Es war ein Augenblick, hinter dem für unser Denken alles aufhörte, und der erste Schrei des Krieges betraf uns wie das Ende unserer Welt.

Eine Minute wußte ich, was nun von mir gefordert wurde: daß ich die Waffe nehmen würde, daß ein fremder Wille Gewalt über mich bekam, daß meine Hand töten mußte und ich selbst vielleicht getötet würde. Und Elisabeth erkannte den Gedanken, der mich durchzuckte.

Sie stand groß und reglos mitten im Zimmer, während der durchs Fenster brechende Goldschein des Abends sich vor ihre Füße warf und über die Blässe ihres Gesichtes lohte. Aus dem Dunkel sah ich sie an und mir fuhr es durchs Hirn, daß nun alles vorbei und zu Ende sei, alle Erwartung sich in trübe Ungewißheit auflöse, alles Bestehende zusammenbreche, jetzt, wo der Krieg aufhörte eine drohende Vision zu sein und wirklich würde. Ich dachte: welchen Sinn kann es jetzt für sie noch haben, sich zu versagen, ihre Güte, Lust und Innigkeit zurückzustauen, statt kraftvoll hinzugeben, jetzt, wo dieser Krieg uns zerschmettert und hin-

Digitized by Google

keult?! Darf ſie jetzt noch zögern, mir, den der Tod ſchon gezeichnet und von ihr und den andern, die daheimbleiben dürfen, abgeſondert hat, den höchſten, ſtärkſten Augenblick des Lebens zu gewähren? — Und an dieſer Entſcheidung hing für mich der Wert ihres Menſchentums . . .

Ich ging auf Eliſabeth zu; ſie erriet mein Denken und fühlte, was ich noch verſchwieg, und als beſtürze ſie das Unerwartete, das ſie in meinen Augen ſah, wandte ſie verwirrt und furchtſam den Kopf beiſeite und neigte den Nacken wie in einer Bedrängnis. Als ich dann vor ihr ſtand, ſtumm, wartend, entſchloſſen, in der Wärme ihres Atems atmend, drehte ſie ihn langſam zu mir zurück und ihre Augen hatten ſich verändert. Sie wußte plötzlich, was es hieß, Weib ſein, und wie ſie dieſes Schickſal zu begreifen und erfüllen habe. Sie glühte in der Bereitſchaft, zu ſchenken und grenzenlos mitleidig ſein zu dürfen. Zitternd, aber ſtark neigte ſie ſich mir hin, und während ich ihren erſten Kuß empfing, rauſchte die Viſion der tödlichen Schlacht in meine Sinne, Blut dampfte gegen die ſchwebenden Sterne.

Dies war unſer Abſchied. Ich mußte fort und konnte Eliſabeth nicht mehr ſprechen und ſehen, denn am früheſten Morgen des nächſten Tages fuhr ich in meine Garniſon. In dem Aufſchwung, der uns — Waffenträger und für den Kampf Beſtimmte — dann hochriß, da alles, Ruf und Schrei der Straßen, Jubel der Menge, Singen der ausziehenden Regimenter, Verwegenheit und Todesmut im Wort der Kameraden, Freundſchaft und Gemeinſamkeit Fremder, die zuſammenſtrömten, Frauen, die winkten, Blumen warfen und mit den Blicken hinküßten über unſere gezeichneten Stirnen, in die Blut ſtieg — da dies alles uns anfeuerte und ſtärkte, mit Sinn und Geſetz erfüllte, und uns berauſchte, blieb mir nur das Quälende des Gedankens, daß ich nicht noch einmal hatte vor Eliſabeth treten dürfen, um, die Stimmung jener Stunde in ihr wieder erweckend, ſie fühlen zu laſſen, wie tief dankbar ich es empfand, daß ſie mich wortlos verſtanden und mir die ſchwere Bitte erſpart, daß ſie mir den Glauben an ſie erfüllt und ihn mit

Digitized by Google

dem höchſten, das ſie beſaß, belohnt. Aber dann ſtieg plötzlich, während mein Blick vom Zuge aus ruheſuchend über die nun inhaltloſe, unbeteiligte Oede der Landſchaft des öſtlichen Deutſchland taſtete, eine herbere Bitterkeit in mir auf: ich erinnerte mich jenes andern, der Eliſabeth liebte, und ich dachte, wieviel ihrer täglichen Gedanken nun ihm gehören würden, dem Näheren, dem Gegenwärtigen, der nicht hinausmußte in den roten Dampf der Schlacht und unter die wählende Hand des Todes; wieviel vom Duft ihres Weſens er auffangen, von ihrer Einſamkeit er genießen und wie er das Bild ihrer Geſtalt in allen Bewegungen in ſich ſtets erneuern durfte.

Aber dann kamen, Welle um Welle, die Ereigniſſe und ſchlugen auch über dieſem Gedanken zuſammen, begruben ihn. Das Maßloſe wilder Gerüchte zitterte durch mich, Kunden dunklen Urſprungs, die jetzt von unglaublichen Siegen, dann von vernichtenden Niederlagen zu ſagen wußten, flogen uns zu, ich ſah die erſten Toten, auf die man Erde ſchüttete, ich wurde in das Getümmel eines Gefechts geworfen und ſah Menſchen, die mir am Morgen noch zuverſichtlich entgegengelacht, hinfallen und nicht mehr aufſtehen, und ſchoß ſelbſt zum erſtenmal kalt in das Geſicht eines Feindes wie in eine Scheibe. Der Tod in meiner Hand durchdrang mich ſelbſt mit Kälte, und während ich mich unter ſiebenden Kugeln zuſammengezogen, an die vom Morgennebel feuchte Erde preßte, dachte ich an Eliſabeth.

Was nun folgte, war ununterbrochene Ruheloſigkeit. Nach dem glücklichen Ausgang erſter Gefechte prallten wir auf die Uebermacht des Feindes und mußten zurückweichen. Mit jedem Schritt gaben wir deutſche Erde preis, ſo war jeder Schritt ein Schmerz. Ich lehnte mich innerlich auf gegen das Grauſame dieſes Befehls und wäre lieber auf der Stelle, wo ich ſtand, geſtorben, aber die Mannszucht ließ mich widerſpruchslos gehorchen. Oft mußten wir am Abend aufgeben, was wir einen Tag lang blutig erkämpft.

Dieſe Tage waren voll furchtbaren Erlebens. Man verlor ſein Herz an die Not. Kampf, Getümmel, Tod, Ent-

Digitized by Google

behrung, Gewalttat und Verzweiflung, Mitleid mit den Beraubten, Qualvollen, schuldlos Gemordeten, all dies floß rasend durch mich hindurch und ließ mich leer zurück.

Dorfbrände erleuchteten unsere Nächte, und das lohende Feuer am schwarzen Horizont höhnte unser Frieren auf bloßer, nasser Erde. Flüchtlingsherden, mit dem Gejammer männerberaubter Frauen und der stumpfen Verzweiflung der Greise, mit Kinderweinen und Tierschrei, mit der Not der Mütter, die vor ihrer schwersten Stunde standen, zogen auf finstern, von Regengüssen versumpften Landstraßen. Wir senkten die Gesichter vor ihnen, wenn sie uns mit blickleeren Augen ansahen, und fühlten beschämt, wie sich in ihnen ein Fragen erhob: Wo waret ihr, als man uns aus unsern Hütten vertrieb? — Meine Augen schwollen vom andrängenden Blut.

Krieg war für mich nur, was ich im Zirkelkreis meines Blickes sah; aber ich wußte, daß sich tausend solcher Ausschnitte aneinandersetzten und daß dies erst der Krieg sei, der Europa zerriß und zertrümmerte . . .

Dann kamen endlich langersehnte Tage, wo wir alles Preisgegebene wiedergewannen und wo die Größe neuer Siege unser Vertrauen stärkte, uns jäh emporwarf über das Niederdrückende vergangener Wochen. Es ist ein größeres, sättigenderes Gefühl, Befreier, als Eroberer zu sein.

Eines Abends kam ich in ein polnisches Dorf und hatte wieder ein Bett. Schlaflos lag ich in der verjauchten Kammer und starrte dem ölweichen Schein der Kerze nach; mein blinzelnder Blick traf das sanftglänzende Bunt eines Heiligenbildes, und während ich zusah, ergriff mich das Mütterliche im Antlitz einer Madonna und erinnerte mich an die Innigkeit Elisabeths. In demselben Augenblick erglühte ich an einem Gedanken: Wie, wenn sich an Elisabeth das Frauenschicksal erfüllte, wenn sich ihr Frauentum ganz entfaltete und mütterlich wurde? — Aber dann verwarf ich wieder diese Vorstellung, denn ihre Briefe, die so selten kamen, waren kühl und zurückhaltend, als habe jene Stunde nie zwischen uns bestanden. Sie löschte jede Hoffnung und

Digitized by Google

Erwartung solcher Art aus, und so mußte auch ich darüber schweigen, um Elisabeth nicht zu kränken. Doch ich wußte jetzt, daß auch dieser Gedanke mich tief unglücklich machen konnte und fühlte, wie sehr ich Elisabeth liebe. Stärker wurde der Wille in mir, aus diesem Kriege zurückzukehren, um dann den letzten Widerstand in der Geliebten zu brechen und sie mir zu gewinnen in einer endgültigen Vereinigung.

Und am andern Morgen kam wieder ein Brief von ihr; er war wie ein zögerndes Handgeben. So konnte einem eine Frau schreiben, mit der man dies erlebt. — Ich stand gestört und blickte auf ihre Schrift. Ich sah nicht sie in ihren Worten, ich fühlte keine menschliche Wärme. Warum verlöschte sie in mir das schöne, stillende Denken an ihre Güte und Innigkeit in unserer Abschiedsstunde durch kältende Fremdheit? Zweifelte sie an sich, weil jenes Hingeben nicht aus ihr selbst gekommen, sondern durch das lähmende, betäubende Entsetzen der Gefahr herbeigeführt worden war? — Ich verstand sie nicht und entschloß mich, ihr nicht mehr zu schreiben. Wir kamen uns immer ferner in unsern Briefen und ich hoffte, bald Urlaub nehmen und sie aufsuchen zu können.

Indessen vergingen die Tage und ich fand mich oft in einer Erwartung, in der mir eines von Elisabeths kühlsten Worten genügt hätte, um glücklicher zu sein. Aber ich versagte es mir, ein paar Worte an sie zu richten; ich wollte sie sich selbst überlassen. Ein unbegrenztes Vertrauen mußte ich unbewußt in sie setzen, daß ich es wagte, mich so beiseite zu stellen, obschon ich wußte, wie eng mein Schicksal mit ihr verknüpft war. In der Ruhelosigkeit meines Denkens war sie der feste Punkt, nach dem ich immer wieder zurücksuchte, während mein Leben voll steter Bewegtheit war.

Ununterbrochen folgten Tage des Kampfes. Im Gefolge der Operationen wurde ich auf einen andern Kampfplatz geworfen, aber es war dasselbe, hier wie dort. Damals begegneten Sie mir, und ich bin Ihnen dankbar für die Kameradschaft, die Sie mir gaben. Es tat mir wohl,

Digitized by Google

Sie so ernst und menschlich über alle Dinge urteilen zu hören und mehr als einmal, in Stunden der Weichheit des Herzens, war ich nahe daran, Ihnen von Elisabeth zu erzählen. Aber ich beherrschte mich. Wir durchlebten schwere Tage miteinander und manchmal, am Ende der Kraft, betete ich stumm vor mich hin den Namen: Elisabeth. Beseelende Macht lag darin und er richtete Hoffnungen vor mir auf.

Das Leben ging weiter und mit ihm der Kampf. Und auch von Ihnen trennte er mich, als Ihnen, nach einer furchtbaren Nacht, Granatstücke den Arm zerrissen.

Der Gedanke an Elisabeth wurde mir langsam zur ausgleichenden Güte in diesem schreckenvollen Erleben eines Krieges, der Tausende wahllos zusammenraffte und vor die Gewehre schleuderte, der Schuldlose grausam in Fetzen riß, der Nebel von Blut an den Himmel hing und unbarmherzig, gewaltsam Gewebe der Liebe zerriß; er leuchtete mir als einziger Stern in dem Dunkel von Haß und Feindschaft, das die Welt erfüllte. Und nach einer Nacht voll Dankbarkeit schrieb ich ihr einen glühenden Brief.

Die Tage danach waren von Erwartung durchstrahlt. Die Träume nahmen Elisabeths Gestalt an, und als ich abends in einem Dorf einem schlanken polnischen Mädchen begegnete, das mir lächelnd entgegentrat und mich dabei in seine sehnsüchtig dunklen Augen zog, redete ich es „Elisabeth" an. Es ward verwirrt und empfing den Namen demütig wie ein Geschenk, und dankbar und demütig nahm es auch die Zärtlichkeit, die ich in diesem Namen gab.

*

Ich wartete auf ihre Antwort; sie schien mir das Ziel dieser Tage, und alles geschah, alles ertrug ich um sie, und ich war voll Liebe zu allen Dingen. Ich mußte das Gesicht eines Glücklichen haben. Meine Stimme war mild, wenn sie befahl; ich war verwegen, als gäbe es keinen Tod für mich; ich empfand den Frost nicht, der meine Glieder vereiste; ich liebte Mensch und Tier und fühlte mein Leben sich

Digitized by Google

mit süßem Schauder in mir zusammenducken, wenn über unsere Erdhöhlen die schweren Geschosse berstend niedergingen.

Noch einmal bestand ich, im schwarzen Erdloch liegend, in die heißen Ausdünstungen der Menschen gehüllt, zwischen Schlummer und Wachsein dumpf schwebend, das Schreckliche einer Nacht, die dröhnte, als sei der niedere Himmel eine rasend mit Riesenhämmern geschlagene Panzerkuppel. Wartend, aus unserm brüllenden Grabe auferstehen zu dürfen, dachte ich an den kommenden Tag, der mir vielleicht Elisabeths Antwort brachte. Aber der Morgen, der kam, überschwemmte uns mit einem russischen Sturmangriff. Wir hatten kein Glück an diesem Tage. Zehnfache Uebermacht überwältigte uns, und als ich den zwecklosen Widerstand aufgeben und meine Leute zurückführen wollte, empfing ich die Wunde.

Mein Arm fiel schlaff herab und ein roter Handschuh von Blut umhüllte die Hand. Der warme Duft stieg mir ins Hirn und umnebelte mich. Schmerzvoll dachte ich an Elisabeth. Dann kamen die Russen wie Hunde über mich und fingen mich, und ich hatte nur ein Verwundern über das jähe, wirre Geschehen.

Man brachte mich in ein Lazarett hinter der Front und ich sollte, nachdem ich verbunden war, ins Innere Rußlands weitergeschickt werden. Aber es war kein Lazarettzug da und zudem hatten die Deutschen auf ihrem Rückzug die Schienen zerstört und die Brücken gesprengt. So kam es, daß ich mit vielen andern Verwundeten in dem polnischen Ort blieb, in dem das Lazarett lag.

Mich quälte der Gedanke, daß nun Elisabeths Brief mich suchte und nicht fand, daß er vielleicht verloren und mir ein köstliches Wissen um ihr Gefühl entging. Ich suchte mich mit Schlaf zu betäuben, wenn der Schmerz im Arm mich nicht wachhielt. Und immer wieder drohte mir, tiefer ins Land geschleppt, in verseuchte Lazarette geworfen, in die mordende Oede der Steppen oder in das Eis Sibiriens gesperrt zu werden, abgeschnitten vom Leben, vom Kampf,

Digitized by Google

von Eliſabeth, allein mit der Not und qualvollen Sehnſucht.

Doch dieſes Aeußerſte blieb mir erſpart. Eines Nachts erwachte ich aus meinem Morphiumſchlaf und hörte den Lärm überſtürzten Aufbruchs durch die Stille rauſchen. Reitermaſſen jagten im Getümmel durch den Engpaß der Dorfſtraße; ſchwere Kolonnen zogen mit Geſchrei und Peitſchenſchlag; Trompeten gellten und Autohuppen heulten tierhaft auf; eine wilde Flucht wälzte ſich jenſeits der Mauer, an der ich fiebernd und mit Herzklopfen auf meinem Bett lag. Man verſuchte nicht, uns mitzuführen; ich würde mich übrigens in dieſem erregenden Augenblick widerſetzt haben; aber niemand kümmerte ſich um uns.

Als der Morgen kam, zogen die Deutſchen in das verlaſſene Dorf und ich wurde in eines unſerer Lazarette überführt. Meine Wunde ſah nicht gut aus, die Aerzte ſchüttelten den Kopf. Acht Tage litt ich an der Ungewißheit, ob mir der Arm erhalten bliebe; dann wandte es ſich zum Guten. Die zwei Monate der Gefangenſchaft hatten mir hart zugeſetzt; ich war ſehr ſchwach. Mein Fleiſch war gläſern und meine Lippen weiß geworden, ich erkannte mich nicht mehr im Spiegel. Eliſabeth ließ ich zunächſt ohne Nachricht; ſie ſollte nicht kommen und mich in meiner Hinfälligkeit ſehen. Wie konnte ſie den ungeſtörten Kontakt finden, wenn ſie mich in dieſer Veränderung erblickte? Wenn die Wirklichkeit nicht übereinſtimmte mit der Vorſtellung, die ſie von mir beſaß?

Ich wartete, bis ich mir wieder ähnlich ſah; dann ſchrieb ich und ließ ſie wiſſen, was ich inzwiſchen erlebt hatte. Aber Eliſabeth antwortete nicht.

Ich begriff ſie nicht; doch das Weib iſt voll der Dinge, die ein Mann niemals ganz erfaſſen wird, und wie ich ſie damals, in jener klarſten Stunde, nicht ganz verſtand, ſo war mir jetzt ihre Kälte unfaßbar. War es Auflehnung gegen das Demütigende, das ſie in der plötzlichen Preisgabe ihrer Zurückhaltung empfand, Trotz gegen die allzubereite Willigkeit, mit dem ſie einem jähen Gefühl ge-

Digitized by Google

folgt? Suchte sie Wappnung gegen ein neues Erliegen? Fürchtete sie, daß ich Macht über sie bekommen möge? — Nein, ich verstand sie nicht . . .

Als meine Wunde es gestattete, verließ ich das Lazarett und reiste nach Berlin.

Es war Frühling geworden, und ich sah dieselben grenzenlosen, flachen Felder, die damals unter der goldenen Ueberschwemmung der Fruchtbarkeit ertranken, schon in der Erneuerung beginnenden Sommers stehen. Die dunklen Schauer der Ungewißheit hingen nicht mehr über den Provinzen, Friede wogte in den Saaten. Nur in den Gesichtern der Menschen sah man das Wissen um den Krieg, dessen rote Mauern über den Grenzen standen und zu dessen blutigen Toren immer neue Scharen von Männern schritten.

Berlin war eine veränderte, blauüberwölbte Stadt; in klareren Strömen floß das Leben. In die schwarze Trauer der um Tote Klagenden mischte sich das helle Glücklichsein der für Tage in das stille friedliche Wohnen der Ihren Heimgekehrten, die die Spuren der Schlacht noch in allen Gebärden trugen. Als mich mitten im Tumult der Straße aus dem wilden Anrollen der Wagen zum erstenmal wieder Gefahr überzuckte, wußte ich, wie tief ich das Leben liebte, in dem Elisabeth war.

Es machte mich heiter und zuversichtlich, durch die hellen Straßen zu schreiten, das lustige Blumenrot der Balkone über mir in der Sonne leuchten zu sehen, die Friedlichkeit dieser vom Sommer überstrahlten Stadt in jedem Atemzug aufzunehmen. Ich fühlte mich leicht und geschmeidig, als ginge ich einem Glück entgegen.

Das Zimmer, in dem ich auf Elisabeth wartete, war unverändert, nur ein wenig heller, als ich es in der Erinnerung hatte. Alle Dinge, die hier, gütig überglänzt vom Schein der Fenster, standen, verbanden mich warm und lebendig mit jener Zeit vor dem Kriege. Die ferne Friedlichkeit und der nahe Kampf waren in eines zusammengedrängt, und jene Zeit, wo ich erwartet, und diese, wo ich entbehrt, verschmolzen in dem Augenblick, da ich vor der

Digitized by Google

Erfüllung zu stehen glaubte und das Versprechen, das mir unser Abschied bedeutet, einzulösen da war.

Elisabeth kam und ich, entgegentretend, merkte ihr Zögern an der Türe. Sie hob die Augen und ich sah in ihnen ein schweres Verwundern, während sie die Klinke losließ und ihre Hand mir hinhielt. Unter meiner Berührung aber wandte sie ihr Gesicht furchtsam und gestört ab und ihr Profil zitterte.

Ich dachte an unsern Abschied, und eine plötzliche Erkenntnis ließ mich erblassen; ich wußte, hier war mein höchster Einsatz von Hoffen, Erwarten und Sehnsucht verloren. Alles, was ich sagen wollte, stürzte in mich zurück und ich schwieg.

Ich hätte aufstehen und davongehen sollen, denn ich gehörte nicht mehr hierher; es wäre besser gewesen, nach einem solchen Begegnen ahnend zurückzutreten, als wissend zu werden. Aber mein sinnloses, ohnmächtiges Bleiben war Schwäche, die mich ganz erfüllte.

Und Elisabeth . . . Sie sah wohl ein, daß sie mir ein erklärendes Wort schulde. Ihr Gesicht war erstarrt und ihre Augen gingen an mir vorbei, als sähen sie in eine schwere, schmerzenreiche Zeit zurück. An ihren Lidern sah ich, daß sie viel geweint und daß die Entschlossenheit, die ihr jetzt diese Haltung gab, in harten Kämpfen mit sich selbst errungen war.

Es war ihr bewußt, daß wir beide vor eine tiefe Frage unseres Schicksals gestellt waren, und daß es an ihr sei, zu antworten, bevor ich fragte . . .

Nein, ich hatte nichts mehr zu hoffen; Elisabeth war mir verloren.

Sie sah sich damals zu einer schnellen Entschließung gedrängt, alles hing vom Augenblick ab, und das Fieber des Krieges war schon über den Handlungen; es gab keine Klarheit und es war der Instinkt, der Impuls, das Gefühl, das bestimmte, und das ihre entschied für mich. Als dann die bedrohende Stunde vorbei war und Klarheit sich wieder verbreitete, bereute sie nichts von dem, was jene Verwirrung

Digitized by Google

herbeigeführt hatte, sie war bereit, das Gelöbnis, das in jenen Minuten lag, zu halten, wenn ich es von ihr fordern sollte, wenn ich selbst nicht andern Willens wurde. Sie erwartete mich, und als sie endlich fühlte, daß sie in meinem Arm nicht allein Gattin, sondern auch Mutter geworden war, verschloß sie dies Geheimnis in sich. Ich sollte mich dadurch nicht gebunden fühlen, ich sollte keiner Täuschung erliegen.

„Ein Mann, der vor dem Feinde steht," sagte sie, „soll nicht zurückblicken müssen; er muß sich frei fühlen für alles: Gefahr, Kampf, Schmerz und Tod . . ."

Sie schrieb so kühl, denn sie wollte, daß unsere Liebe eine Kraft sei, die mit uns wachse und reife. Sie wollte sich und mir Zeit lassen, in die Vorstellung, die wir von unserer Gemeinschaft besessen, hineinzuwachsen, damit keiner Enttäuschung darin Raum blieb. Als dann mein glühender Brief kam, entriß er auch ihr das volle Geständnis ihrer Liebe. Sie gab Kühle und Zurückhaltung auf und bekannte sich ohne Scheu zu ihrer Glut; sie offenbarte mir, wie tiefstes Frauenglück in ihr lebe und Fleisch werde und rief mich, da wir nun kein Recht mehr hätten, getrennt zu bleiben, wo solche Uebereinstimmung uns verbinde.

In glücklicher Erregung erwartete Elisabeth meine Antwort als den frohen Boten meiner selbst; denn sie zweifelte nicht, ich würde kommen und mich mit ihr verbinden lassen.

Dann kam eines Tages ihr Brief zurück. Was manchmal ihr Denken furchtbar durchzuckt, doch von guter Zuversicht in den Wind geschlagen worden war, hier drang es betäubend auf sie ein, würgte den aufsteigenden Schrei in ihrer Brust und überwältigte sie: mein Tod . . . Nein, sie durfte nicht zweifeln; es stand in harten wirklichen Worten auf den Brief geschrieben, daß ich gefallen sei. Grausam zerriß das übereilige Schreiben von Fremden hier das Leben eines Menschen. Auf alles Fragen erhielt sie nur diese Antwort, bis sie sich verzweifelt und müde ergab.

Digitized by Google

— Durfte ſie zweifeln, dieſe Möglichkeit abweiſen, in einer Zeit, wo das Sterben tauſendfältig in der Welt war?

In dieſen Tagen, wo die Erſchütterung ſie durchbebte und Uebermäßiges ſie bedrängte, nahte ihr wieder der andere, von dem ſie ſich freundlich, aber beſtimmt zurückgezogen hatte. Er brachte ihr ſeine Teilnahme entgegen und ſie, obſchon ſie ſich feſt in ſich ſelbſt verſchloß, beſaß doch nicht die Kraft, ihn abzuweiſen. So gewann er Macht über ihr unbewußtes, unbewachtes Gefühl. Es war, als habe er ſich zum Ziel geſetzt, Eliſabeth langſam das Bewußtſein meiner Exiſtenz zu nehmen und unmerklich ſich ſelbſt dafür einzuſetzen, ihre ziellose Liebe auf ſich hinüberzuleiten. Behutſam mußte das geſchehen; ſeine durch neues Hoffen geſtärkte Liebe machte ihn zärtlich und ſanft; es iſt einem Lebenden leicht, einen Schatten zu verdrängen. Er bewegte Eliſabeth, ſich ihm anzuvertrauen; ſie ſprach mit ihm über mich; auch er beſaß Erinnerung an mich; das war etwas, was ihnen gemeinſam war, und wenn ihr Denken ſich am tiefſten mit mir beſchäftigte, wußte er es ſacht abzulenken und ihrem Sinnen eine neue Richtung zu geben. Sie wurde dankbar für die Fürſorge, mit der er ihr das Leben wieder denkbar und möglich zu machen ſuchte.

So mochte er glauben, daß das Vergangene nicht mehr wie anfangs bindende Gewalt über ſie beſitze und auch dunkle Sorgen um ſich ſelbſt und das Kind über ihre Entſchlüſſe mitbeſtimmten; ſie verbarg ihm nichts mehr und das Letzte erriet er. Ihn quälte ihre Bedrängnis und die Not ihres Herzens litt er mit; er hatte ſich damals ſchmerzvoll in ihren Verluſt gefügt und ſah ſie nun wieder frei, auch von dem Vergangenen, das er ſelbſt überwunden und das ihm keine Qual mehr bedeutete; und wieder hielt ſie die Entſcheidung in der Hand. Er ſah es ſo, als ob das Schickſal jenen Entſchluß ungültig gemacht habe.

Eines Tages bot er ſich Eliſabeth an; er tat es demütig und einfach, und er gab ihr das Bewußtſein, daß ſie für ihn nichts von ihrem Wert verloren habe. Trotzdem lehnte ſie ſich auf gegen dieſen Gedanken und wies ihn zurück.

Digitized by Google

Er war geduldig und wartete; er hatte Vertrauen in sich; und dann wiederholte er seine Bitte. Inzwischen war es auch für ihn Gewißheit geworden, daß er bald einberufen und in den Kampf gestellt werden sollte, der immer neue Massen verschlang, und er drängte darauf, Elisabeth möge sich entschließen, damit alles zwischen ihnen zuvor ins Klare käme.

Elisabeth, der seine Freundschaft ein unentbehrlicher Dienst geworden war, ward schwach vor der neuen Trennung, die bevorstand. Sie sagte sich, daß er, dessen Liebe jede Probe bestanden hatte, wohl wert sei, von ihr geliebt zu werden und ihr Zusammensein sich zu einer tiefen und glückvollen Gemeinschaft entwickeln könne. Sie dachte schließlich auch an das Kind, dem er seinen Namen und eine klare, bestimmte Stellung in der Welt geben wollte; das entschied. Sie fühlte erst jetzt, wie sehr er ihr zu Hilfe kam und wie liebevoll der Dienst war, den er ihr so selbstverständlich erwies, daß er selbst noch ein Glück darin fand; und schon um dieses Handelns willen liebte sie ihn. Das war ihre endgültige Trennung von mir, dem Toten, dem nun nur noch ein ferner Platz in ihrer Frauenliebe gehören durfte . . .

Dann kam mein Brief, der von meiner Verwundung und Gefangenschaft und von meiner Befreiung sprach. Ich weiß jetzt, was Elisabeth erlitt, als sie in diesen Wahnsinn des Schicksals schaute. Etwas in ihr zerriß; sie wurde ohnmächtig und als sie erwachte, war das Kind geboren.

Zu ihrem Manne sprach sie nicht von meinem Briefe; sie verschloß in sich, was sie wußte. Es war zu niederschmetternd und sie wollte dieses Erleben allein tragen. Schon einige Tage später wartete ihrer die neue Trennung. In harrtem Stolz harrte sie, daß das ganze unbekannte Schicksal sich an ihr erfülle; sie war auch gefaßt, daß ich kommen würde, wenn sie stumm blieb, und sie vor mir wie vor einem Richter stehen würde; und auch dies vermochte keine Erschütterung mehr in sie zu tragen . . .

Als wir uns trennten und ich einen Augenblick ihre Hände hielt, ahnte ich, daß ihr geheimster Wunsch auch dem

Digitized by Google

Gatten die Rückkehr zu ihr versagte; sie hoffte dunkel, der Tod möge die Fäden lösen. Sie wollte keinem von uns gehören, um alle Liebe auf das Kind zu sammeln, in dem sie uns beide lieben durfte. So wußte ich denn, daß auch ich nichts mehr zu erhoffen habe, wenn ich den andern überleben sollte.

Mir schauderte vor der Verwirrung, in der diese Frau stand, und einen Augenblick vergaß ich darüber mein eigenes schmerzvolles Schicksal . . .

Hatte ich nicht recht, als ich sagte, daß es für mich nur noch eins gäbe: noch einmal mit allen Kräften nützlich zu sein, um mir dadurch ein Anrecht auf Selbstbestimmung zu gewinnen? — Ich tue es, treu dem Lande, das ich liebe.

Leben Sie wohl, Torsleff, der Tod wird eine frohe Tat für mich sein."

Digitized by Google

Der gespielte Tod

Ich hatte an diesem Tage die schlimmste Enttäuschung meines Lebens erlitten. Nun wußte ich mit brutaler Sicherheit, daß Luzie mich schmählich betrog, und mit diesem Gedanken im Hirn kauerte ich schon stundenlang in meinem Zimmer, wie ein angeschossenes Tier, das sich verkrochen hat. Betäubende Bilder ihrer verruchten Schönheit flimmerten an meinen Augen vorüber und quälten meine Nerven. Die Dämmerung wurde körperlich und umschmiegte mich mit der Sinnlichkeit der gehaßten Frau. Gegen meine Vision konnte ich mich nicht wehren. Ich sagte mir, ein anderer würde vielleicht hingehen und sie einfach erschießen, aber ich fühlte mich nicht imstande dazu. Ich wußte, daß meine Nerven dabei versagen würden und das Bewußtsein der Ohnmacht reizte mich noch stärker. Es wäre mir jetzt eine Wollust gewesen, Luzie sterben zu sehen; jede Zuckung ihres Körpers würde mir wie eine hinreißende Zärtlichkeit erschienen sein; aber ich konnte keinen Finger rühren zu einer Tat.

Lautlos brannte die gedämpfte elektrische Tischlampe. Hinter meinem Rücken knisterte die Dunkelheit und ich fühlte den Messingtürgriff wie ein feiges Tierauge blinken. Endlich wurde diese Einsamkeit mir unerträglich, ich sprang auf und schüttelte die Stille von mir ab. Ein harter Wind sprang mir draußen entgegen. Es tat wohl, das Gesicht seinen Bissen hinzuhalten. Ich ging durch die trübe, sumpfige Finsternis von ein paar Straßen, die von elektrischen Bleichmonden durchphosphort waren. Plötzlich stand ich vor meinem Café. Hinter den behauchten Scheiben sah ich die fahlen Gesichter von ein paar Freunden. Sie sprachen

Digitized by Google

vielleicht im selben Augenblick von mir, aber ich sah nur, daß sie den Mund bewegten und lächelten. Das gab groteske Verzerrungen in ihren Gesichtern und ich hatte das Gefühl, drei Leichen mit Zigaretten zwischen den Lippen säßen um einen Tisch. Das ganze Lokal hinter den großen Fenstern erschien mir plötzlich wie eine Morgue; ich sah bleichen Marmor, verrenkte und lachende Tote, fahlen Lichtschein. Als ich mich abwandte, schwand die Vision. Meine Nerven waren entsetzlich überreizt. Ich mußte sie abregen, mich irgendwie in Gedankenlosigkeit einhüllen, und lief weiter.

Die Abenddunkelheit trug mich wie eine starke Strömung. Plötzlich warf ich mich in eine große Woge von Licht. Ein flimmerndes Portal klaffte in der finstern Fassade eines großen Hauses. Schreiende Buntheiten von Bildern richteten sich vor mir auf und zogen meine Nerven an. Ich starrte auf die lächerlich pathetische Darstellung übertriebener Vorgänge und das unerbittliche Licht beizte meine aus dem Dunkel kommenden Augen.

Ich wollte vorbeigehen, aber nun stand ich in einem dicken Gedränge von Menschen und empfand eine Bewegung zu dem leuchtenden Portal des Kinematographen hin. Jede Berührung der Fremden fühlte ich schmerzlich auf meiner Haut. Vielleicht konnte ich aber hier Gedankenlosigkeit finden und meine Nerven und Muskeln abspannen, mein Gehirn eindämmern lassen.

Ein wenig später saß ich in einer kleinen Loge. Unter mir im Dunkel kauerten die Zuschauer unbeweglich wie Fische, die mit nach unten gesenkten Köpfen schlafen. Eine weiche schläfrige Musik kam aus dem Orchesterraum. An der Projektionswand flimmerten die Bilder. Als ich hinschaute, sah ich eine riesige Katze auf einem Bett sitzen, die mit schillernden Raubaugen in den Zuschauerraum blinzelte.

In einer kleinen Pause flammten die Lichter des Saales auf und ich lehnte mich mit geschlossenen Augen in meinen Sessel zurück. Unter mir vergingen die kleinen Geräusche

Digitized by Google

des Kommens und Gehens und wieder wurde es still und finster. Ich starrte auf die flimmernde Fläche, auf die nervöse schattenhafte Bewegung, um deren Sinn ich mich nicht kümmerte. Mein Hirn ruhte; ich fühlte die Untätigkeit, die animalische Trägheit wie ein weiches Glück. Etwas raschelte hinter mir in der Loge, ein kleines Rauschen von Seide. Ich war jetzt nicht mehr allein, aber ich beachtete es nicht. Ein Frauenparfüm wehte mich an, ein starkes, auf die Straße berechnetes.

Eine Reihe von Bildern flirrte vorüber. Die Musik und das Geflimmer hüllten mich in Dumpfheit. Aber plötzlich zuckte ich zusammen. Ich hatte ein Gesicht gesehen, das mir nicht fremd war, das mich irgendwie jäh anrührte. Aber nun war es fort. Vielleicht hatte ich mich getäuscht. Gespannt blickte ich in die gestaltenreiche Bewegung auf der Projektionswand, in die jetzt ein Sinn kam. Da war es wieder, das Gesicht. Zunächst sah ich nur ein feingeschwungenes Frauenprofil. Langsam drehte sich mir das Antlitz zu und einen Augenblick war es, als streife mich ein Blick aus diesen Augen. Und an diesem Blick erkannte ich sie, Marfa Werinskaja. Sie war mir ein paarmal im Leben begegnet, diese kleine Schauspielerin, die so andächtig von der Kunst sprechen konnte, und ich erinnerte mich, daß ich von Freunden gehört hatte, sie lebe jetzt in dieser Stadt.

Nun begannen die Geschehnisse auf der weißen Wand mich zu interessieren, solange wenigstens, wie Marfa Werinskaja auf der Szene war, und sie verschwand nur für kurze Augenblicke. Sie spielte die Liebende in einem Trauerspiel der Leidenschaft. Die Menge unter mir kauerte geduckt und atemlos. Jemand hinter mir schaute mich unausgesetzt an. Ich fühlte den unverwandten Blick auf meinem Rücken; er schien mich zwingen zu wollen, daß ich umsah. Aber ich kämpfte dagegen; ich meinte, ich müsse mir den Besitz von soviel Energie beweisen, daß ich dem fremden Willen widerstehen konnte und ich konzentrierte meine Gedanken auf die hinsurrenden Bilder des Films. Immer sah ich nur Marfa Werinskaja; ich sog mich an ihrer Erschei-

Digitized by Google

nung, an ihrem Geſicht, an ihren Augen förmlich feſt. Auf der Flucht vor dem Blick, der mir den Rücken hinauftaſtete und meinen Nacken krampfhaft zurückdrehen wollte, klammerte ich mich an ſie. Marfa Werinskajas Erſcheinung faſzinierte mich. Sie wirkte irgendwie auf meine Nerven. Ich verlor ganz das Gefühl für die Unwirklichkeit der Bilder und Marfas Spiegelung erſchien mir wie ihre körperliche Geſtalt. Plötzlich hörte ich ſogar ihre Stimme deutlich und klar im Ohr, obſchon ihre Schattengeſtalt vor mir nur immer tonlos die Lippen bewegte.

In einem Zwiſchenakt endlich, als die Lichter aufblitzten und mir Marfas Erſcheinung entſchwunden war, konnte ich dem Willen der Augen hinter mir nicht länger widerſtehen und drehte mich um, ſo langſam und gleichgültig, als ich vermochte. Ein paar matt flammende Augen glommen mich aus einem gepuderten Mädchengeſicht an und lächelten mir zu. In eine weiche Pelzjacke gehüllt lehnte die hübſche Unbekannte in der Logenmuſchel. Ihr Fuß berührte meinen Stuhl. Dieſer Kontakt war eine zweite Feſſel für mich. Aber mit einem brutalen Ruck, zu dem ich meine ganze Energie aufgeſpart hatte, machte ich mich davon los. Jetzt war auch der Blick machtlos geworden und ich lächelte liſtig vor mich hin. Sie hatte ihre Zeit und ihren Willen an mich umſonſt verſchwendet.

Jetzt war Marfa wieder da. Ueber einen dunklen und mir leer erſcheinenden Raum hinweg ſah ich ſie ſtehen, gehen, handeln und ſprechen. Die Geſchehniſſe ſpitzten ſich zur Kataſtrophe zu und ich verfolgte, ganz in Bann genommen durch Marfas erſchütternde Leidensfähigkeit, die Wandlung eines liebesſanften Geſchöpfes zur Bekennerin und Märtyrerin der Leidenſchaft. Es kam ſchließlich eine Szene, wo die Verlaſſene in ihrer Verzweiflung Gift nahm und nun ſollte ich Marfas Sterben erleben. Meine Hände zitterten leicht.

Marfa warf einen fremden aufgelöſten Blick um ſich, einen Blick, mit dem ſie Glück und Schmerz ihres Lebens ſummierte. In dieſem Augenblick hatte ſich ihr Geſicht ein

Digitized by Google

wenig verändert und ihre Augen berührten mich merkwürdig. Sie erinnerten mich; dieser Ausdruck war mir irgendwo schon begegnet. Nun sah ich wieder ihr ganzes Gesicht, und es blieb mir im Auge. Jetzt wußte ich, wem es glich. Genau so war Luziens Gesicht. Marfa glich Luzie. Sonderbar . . . War es wirklich oder täuschte ein Fieber meine Augen? Ich schaute schärfer hin; es war kein Spiel meiner Nerven.

Marfa hatte das Gift genommen und ihr Körper spielte den Todeskrampf. Die Musik erstarb fast und ein frostiges Grausen kroch über die Menge. Ich war in einen sonderbaren Zustand versetzt; denn in mir war die Vorstellung erwacht, ich sähe Luzie sterben. Meine Grausamkeit sättigte sich jetzt an den Zuckungen des Körpers, in dem ich durch eine seltsame Täuschung Luzie erblickte. Ich bildete mir ein, mein Wunsch und mein Wille töte die Geliebte, die mich hatte leiden machen, und ich genoß die Genugtuung, sie vernichtet und zerstört zu sehen, mit einem wahnsinnigen Behagen.

Das Aufflammen der Saallichter zerriß meine Vision und rüttelte mich auf. Da fühlte ich enttäuscht, daß der Vorgang Spiel gewesen, und der alte Schmerz überfiel mich wieder. Taumelnd stand ich auf. Da berührte eine fremde warme Hand meine Finger. Ich sah das Lächeln des Mädchens in der Loge vor mir, den schwimmenden Glanz seiner Augen und das rote Leuchten seiner Lippen. Jetzt war der Blick, der mich vorhin hatte zwingen wollen, demütig und sanft. Ein stilles Grauen vor dem Erlebten zitterte noch in mir nach und ich schlich mich hinaus. Kühle Nachtluft duschte meinen glühenden Kopf.

Da fiel mir Marfa Werinskaja wieder ein. Ihre Erscheinung verfolgte mich. Im Dahinschreiten durch finstere Straßen erlebte ich immer wieder die Momente ihres Sterbens. Das Bild ihres Körpers in den letzten Lebenszuckungen war in meinem Auge haften geblieben.

In einer mir ganz fremden Straße blieb ich plötzlich stehen. Da huschte ein Schatten zu mir herüber und

Digitized by Google

schmiegte sich weich an meine Seite. Das Mädchen aus der Loge. Der Flackerschein einer Laterne verzerrte sein Lächeln zu einer gräßlichen Grimmasse und ich drehte mich entsetzt um und lief davon. Das Mädchen mußte mich für irrsinnig halten.

Ich ging nach Hause und legte mich zu Bett. Aber ich schlief schlecht; fortwährend wachte ich auf und las und rauchte Opiumzigaretten. In den Schmerz um Luzie mischte sich die Erinnerung an Marfa; ich vergaß nicht, wie sie den Tod gespielt hatte.

Am andern Morgen wußte ich, daß es, mich von diesem Bilde zu befreien, kein anderes Mittel gäbe, als Marfa aufzusuchen. Bei Freunden erfuhr ich ihre Adresse und ging hin.

Sie erkannte mich gleich und empfing mich sehr freundlich. Wir saßen in ihrem hellen, ruhigen Zimmer und plauderten. Während Marfa sprach, mußte ich fortwährend auf ihren Mund starren, der einen roten, sinnlichen Schwung hatte. Ihre Stimme tat wohl, sie vibrierte in meinen Nerven. Und wir fanden sehr bald den unbefangenen, selbstverständlichen Ton guter Freunde. Das beruhigte mich und ließ mich aufrichtig sein. Ich erzählte Marfa, daß ihr Bild im Kinematograph mich an sie erinnert habe. Ueber das andere schwieg ich, obschon es in mir nicht erloschen war.

Marfa saß schlank und fein in einem weichen, losen Kleide vor mir. Sie hatte eine Kette von ölgelben dicken Steinen, durch die eine blaue Seidenschnur gezogen war, um den Hals gelegt. Ein paar Nadeln mit ebensolchen Steinköpfen hielten ihr glanzschwarzes Haar um den Kopf zusammen. Die tuschfeinen Brauenbogen zitterten, wenn sie lächelte.

Während sie sprach, verglich ich ihr Gesicht, in dem das Lächeln die herbe Spannung des Ernstes löste, mit dem Bilde des Todeskrampfes, das ich in Erinnerung behalten. Ich fühlte die Blässe meines Gesichtes und Marfa fragte plötzlich, ob ich krank gewesen sei. Vielleicht witterte ihr Fraueninstinkt die zerwühlenden Gedanken hinter meiner

Digitized by Google

Stirn, vielleicht ängstigte sie auch mein sonderbarer, fieberhafter Blick.

Nein, ich war nicht krank, aber mein Hirn wurde von einer unsinnigen Idee besessen. Ich identifizierte Marfa mit Luzie und dachte mir ihren Körper von Todeskrämpfen gezerrt und geschüttelt, ich stellte mir vor, wie das Gift ihn zerriß und verrenkte und genoß es wie eine Genugtuung für den Verrat, der mich quälte und leiden ließ. Ich hätte Marfa bitten mögen: „Spiele mir den Tod!" Vielleicht würde sie mich verstanden haben, wenn ich ihr alles erzählt. Aber was half mir das? Die Illusion konnte mich nur für Minuten täuschen, und ich dürstete nach der Wirklichkeit. Erst der reale Tod hätte meine Sinne zu befriedigen vermocht; er würde meinen Schmerz in eine gelinde Melancholie aufgelöst haben. Ich fühlte, daß meine Qual mit Luziens Schönheit und dem Fluidum ihrer Sinne lebte. Aber ich versagte vor der Anstrengung einer Tat und der Zwang meines Willens erreichte Luzie nicht mehr. Seltsam, daß Marfa der Geliebten glich. Oder war es doch nur Einbildung? — Und in meinen Gedanken nahm Marfa Luziens Stellung ein. Ganz langsam vollzog sich diese Wandlung, während ich ihr gegenüber saß und wir von fernen Dingen sprachen. Und dabei war mir, als könne es mir so schwer nicht werden, Marfa ganz in den Bann meines Willens zu ziehen, meines Willens, der stets um das eine kreiste, um den Tod.

Endlich mußte ich gehen. Es war mir genug für diesen Tag und ich versprach Marfa, daß ich bald wiederkäme. Einen Tag ließ ich verstreichen, und am nächsten ging ich wieder hin zu ihr. Sie lag mit einem Buche auf der Chaiselongue und schlürfte Tee, müde von einer langen Probe. Sie war so weich und zart zu mir, als empfinde sie unbewußt das Gespannte meines Zustandes.

Ich mußte auf ihren Mund sehen, der so groß und rot im dunklen Zimmer über dem weißen Gesicht blühte. Ihre Augen waren schwimmender Glanz, ihr Kleid schien ein weiches helles Fließen in der Dämmerung. Ich sah eigent-

Digitized by Google

lich zum erstenmal, daß Marfa schön war, und ich scheute erst davor zurück, mir ihre Schönheit durch die eingebildeten Zuckungen des Sterbens zu entstellen. Dann aber hatte ich doch den Mut zu meiner Grausamkeit; ich war so unerhört nüchtern wie ein Arzt vor den Schönheiten einer Toten. Jetzt konnte ich Marfa schon mit einem Lächeln über das wahnsinnige Spiel meiner Gedanken täuschen, und während meine Seele den Rausch einer seltsamen Rache durchlebte, mimte ich mit Beherrschung und Gleichmut den Unterhalter. Keine meiner inneren Erregungswellen sollten mich Marfa verraten. Ich fühlte, daß ich vor ihren dunklen Augen auf der Hut sein mußte, wollte ich zu einem Ziele kommen.

Plötzlich sah Marfa mich durch den Rauch ihrer Zigarette an und sagte:

„Sie müssen doch krank gewesen sein . . . Sie sehen aus, wie einer, der an einem Fieber oder an einer — Frau gelitten hat . . ."

Ich starrte sie an und schwieg.

Da sagte sie leise: „. . . Also war es eine Frau?"

Ich nickte und antwortete: „Ja, Marfa, es war eine Frau . . ."

Da streckte sie mir aus dem weiten zurückfallenden Aermel die Hand entgegen und ich nahm sie und küßte sie auf den Puls. Es war ein Kuß des Hasses, denn in diesem Augenblick dachte ich an Luzie; aber Marfa zuckte unter ihm wie unter einer Zärtlichkeit zusammen.

Von da an verschmolzen Marfa und Luzie in meiner Vorstellung noch mehr ineinander und wurden ein Wesen. Hätte mich nicht jene unglückliche Idee beherrscht, daß Luzie in der Verkörperung von Marfa sterben müsse, um mich von der Qual meiner Eifersucht und meines Hasses zu erlösen, so hätte mich Marfas Liebe glücklich machen können. Aber ich stand so unter der suggestiven Macht dieser Vorstellung, daß ich nicht die Energie aufbrachte, den Wahn zu zerstören.

Ich wurde Marfas von Tag zu Tag sicherer. Ich fühlte, wie sie ganz in meinen Besitz hinüberglitt, wie

Digitized by Google

sie auf meine Wünsche und meinen Willen reagierte. Sie war eine leise und weiche Geliebte, frauendemütig und anschmiegsam. Sie empfand die Stimmungen meiner Seele und schmeichelte ihnen.

Ich war sanft und zärtlich zu ihr und pflegte die dunklen Träume ihrer Leidenschaft. Sie sollte an meine Liebe unerschütterlich glauben müssen. Das gehörte zu meinem Experiment.

Endlich, nach Wochen, war ich am Ziel. Marfa hing jetzt von meiner Liebe ab; sie war ihr Blut und ihr Atem, das Erdreich um die Wurzeln ihres Seins. Ich hätte Mitleid haben müssen mit ihrer hingebenden Seele, mit ihrer Schönheit, mit ihrer Leidenschaft; aber meine wahnsinnige Idee machte mich unempfindlich gegen Gefühle dieser Art.

Eines Abends ging ich zu ihr. Auf dem Wege kaufte ich Blumen für sie, porzellanweiße, kühlriechende Rosen. Eine kleine Lampe spann gelbe Lichtschleier in den dunklen Raum, in dem Marfa auf dem Diwan lag. Ich küßte sie und legte die Rosen in ihren Schoß. Sie dankte mir lächelnd und drückte die Blumen in überquellender Zärtlichkeit an die Brust.

Ich saß da und sprach ganz ruhig von gleichgültigen Dingen, während meine Augen Marfa belauerten. Ich war in diesen Augenblicken ein häßliches Raubtier, das sich heimtückisch duckte und die Zähne fletschte. Daß Marfa dieses gefährliche Tier in mir nicht erkannte und sich nicht angeekelt abwandte! Aber sie liebte mich ja; sie strömte über von unsäglichen Zärtlichkeiten und seligen Hingaben.

Marfa lag in ihrem roten Kleide wie ein schwüler Schatten in der Weichheit des Zimmers. Ich sah von ihrem Gesicht und den Blumen nur einen weißlichen Schein. Ihr Haar glänzte wie das Gefieder einer Schwalbe.

Plötzlich griff ihre Hand nach mir herüber. Ich sah den feinen Arm wie eine zitternde Blütenranke schimmern. Unter dieser Berührung erzitterte ich; sie ergriff mich und schien mich zu lähmen. Einen Augenblick nur, dann hatte ich mich wieder gefaßt.

Digitized by Google

Marfa flüſterte mit zurückgeworfenem Kopf meinen Namen. Sie ſprach ihn wie das Anfangswort eines inbrünſtigen Gebetes aus. Sie ſang die Worte leiſe und mit einer dunklen Erregung in der Stimme.

Ich lauſchte und fühlte die Kälte meiner Hände. Das Blut ſauſte in meinem Hirn; dumpfe Orcheſter der Angſt dröhnten in meinem Gehör.

Eine ſanfte Welle durchrann ihren Körper. „Liebſt du mich?“ flüſterte ſie und ſpielte ſehnſüchtig mit den Worten.

Ich ſchwieg erſtarrt.

„Liebſt du mich?“ wiederholte ſie und ich preßte die Lippen aufeinander. Eine gewaltige Spannung ſtraffte und zerrte meine Nerven, daß ich mich nicht rühren konnte.

Da hob Marfa ſich ein wenig und beugte ſich vor. Ich ſah die Bläſſe ihrer Schultern und den ſchweren Glanz ihrer Pupille. „Liebſt du mich?“ ſagte ſie zum dritten Male, arglos und ſicher.

Da wußte ich, daß der Augenblick, den ich erwartet hatte, gekommen war. Ich ſäumte noch grauſam einen Atemzug lang. Dann geſchah es. Ich ſprach langſam und ganz deutlich, ſodaß ich ſelbſt alle meine Worte auf der Reſonanz der furchtbaren Stille hörte.

„Ich liebe dich nicht, Marfa,“ ſagte ich. „Nein, ich liebe dich nicht . . . Du haſt es dir bis zu dieſer Stunde vorgetäuſcht und ich habe mit dir geſpielt. So grauſam konnte ich ſein . . . Du gleichſt einer Frau, die ich liebte; aber ſie war gemein und betrog mich. Ich litt um ſie und konnte ſie nicht vergeſſen; ich haßte ſie, aber das Bild ihrer Schönheit war auf meine Netzhaut eingebrannt. Weil du ihr glichſt, kam ich zu dir; mit dir wollte ich mich über ihren Verrat hinwegtäuſchen. Wenn ich dich küßte, galt es ihr. Du warſt meinen Sinnen die Larve ihrer Schönheit. Jetzt will ich wahr ſein . . . Wenn ich dich in meine Arme nahm, warſt du Luzie; Marfa Werinskaja iſt mir eine Fremde. Du haſt eine Rolle geſpielt; du biſt ja Schauſpielerin . . .“

Digitized by Google

Damit schwieg ich. Marfa saß unbeweglich; ihr ganzes bleiches Gesicht mit seinen lebendigen Mienen war in eine entsetzliche Starrheit umgewandelt. Ihre Augen klafften dunkel zwischen den Lidern, aber ihre Blicke berührten mich nicht. Marfa sah aus wie eine Somnambule, die man angerufen und die im nächsten Augenblick hinstürzt.

Mir graute und ich saß von ihren leeren Augen gebannt, meine Hände krampften sich um die Sesselehne. Da lief ein Zittern durch Marfas Körper und knickte ihn zusammen. Ein dumpfes Weinen quoll aus ihrer Kehle und sie wand sich wie ein gewürgtes Tier. Erstickte Schreie sickerten in die Stille. Sie wühlte ihr Gesicht in die Seidenkissen und ihre Muskeln zuckten konvulsivisch wie die eines Vergifteten.

Jetzt richtete ich mich an der Tischkante auf, und mich an den Stühlen hintastend, schlich ich hinaus. Auf der Straße begann ich zu laufen. Ich verirrte mich und kam auf Umwegen nach Hause. Dann wurde ich langsam ruhig und ich konnte ganz furchtlos an Marfa denken; ich konnte an sie denken, wie man an eine Gestorbene denkt, mit Wehmut und Liebe und Sehnsucht. Und in diesen Minuten erlebte ich wach und sehr deutlich ihr Sterben.

Ich sah sie mit einer jähen Bewegung das Gift nehmen und sah die eisige Blässe ihres Gesichtes unter dem schwarzen Glanze des Haares. Dann mischte der Tod sich langsam in ihr Blut und die Glieder begannen zu zittern und zu zucken, als liefe ein elektrischer Strom hindurch. Endlich die Agonie, die Zerstörung der Schönheit. Es war alles wie damals in ihrer Rolle als verlassene Geliebte, nur intensiver, unerbittlicher. Ich sah Marfas Gesicht, ein Gesicht, das ich nie vergessen werde. Wie angenagelt saß ich auf meinem Platz im Dunkeln, denn ich hatte vergessen, das Licht anzudrehen. Plötzlich lag sie starr in der Verrenkung der letzten Lebenszuckung, und die Vision erlosch.

Aus dem Entsetzen dieser Minute floß für mich ein erlösendes Gefühl. Ich wußte, daß Marfa jetzt gestorben war und meine Qual nun aufhören mußte.

Digitized by Google

Nun empfand ich eine große milde Liebe zu Marfa; ich nannte sie meine Geliebte und sehnte mich nach Zärtlichkeiten von ihr. In einer wirklichen Schönheit erschien sie mir, hell und schlank und lächelnd. Und über diesen Vorstellungen ward ich bewußtlos und schlief ein; schlief im Sessel sitzend und in den Kleidern ein.

Am andern Tage besuchten mich Freunde und erzählten mir vorsichtig und rücksichtsvoll, daß Marfa Werinskaja sich in der Nacht vergiftet habe. Ich sah lauernd in ihre Gesichter; sie wußten nicht, daß ich Marfa getötet hatte und es war gut; denn niemand würde mich begriffen haben, der ich mich selbst nicht verstand.

Ich habe um Marfa getrauert und habe die Erinnerung an sie nie verscheuchen können. Ich habe niemand in meinem Leben geliebt, wie ich Marfa liebte . . .

Digitized by Google

Der Kreislauf des Lebens

A. M. Renner gewidmet

Sie hieß Jeannette, als sie noch auf der Hofbühne der Residenz in der ersten Reihe tanzte und in ihrem Gazeröckchen zierlich und gliederfein wie eine kleine Sèvresstatuette im Objektiv der Operngläser erschien; sie hatte den kleinsten Fuß aus dem ganzen Corps de ballet und war so zarten Wesens, als sei sie aus den parfümierten Puderwolken der Theaterwelt geboren und auf die Bretter gestellt worden, auf denen sie tänzelnd, lächelnd durch ihre Jahre, ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Verliebtheiten glitt. Sie hatte auch, wie es sich für ein Wesen ihrer Art gehörte, ein Verhältnis gehabt und zwar ein doppeltes. Sie teilte ihre Gunst und ihr Temperament an den älteren Freund und an den altersgleichen Geliebten. Jener war eine angesehene Persönlichkeit in der Residenzstadt, ein Kaufmann aus großem Hause; er durfte ihr Blumen und Bonbons schicken, er bestritt ihre kleine Wohnung und ihre Toiletten, und er besuchte sie wie ein Onkel von auswärts. Der andere war ein frisch-junger Bursche, der das Leben mit seinen festen Fäusten meisterte, und an ihm rankte sich ihre Zärtlichkeit zur vollen Liebesentfaltung auf.

Aber nun hieß sie schon lange Johanna, Fräulein Johanna Seidenfaden und wohnte am Anfang der Schirmmachergasse, wenige Schritte vom alten Marktplatz. Denn sie war in die kleine Stadt zurückgekehrt, von der sie einst ausgegangen, und so hatte ihr Dasein den ganzen Kreis des Lebens beschrieben und geschlossen. In diesem kleinen, einstöckigen Hause, das sich schon ein wenig müde an die Nachbarn anlehnte, hatte bis zuletzt ihre Mutter gelebt, hatte ihr Vater als ehrsamer Schirmmacher gewirkt und

Digitized by Google

seinen Laden gehabt, den er vom Vater geerbt, und alle Seidenfaden des ganzen Städtchens waren hier ans Licht ihrer Tage gezogen worden. Fräulein Johanna Seidenfaden war die letzte des Namens, denn Kinderreichtum hatte man sich in diesem Hause niemals gestatten können, und zum Glück war dieser Segen mit jedem andern ausgeblieben.

Mutter Seidenfaden hatte immer gemeint, aus ihrem Kinde Johanna müsse etwas Besonderes und Feines werden. Sie wußte selbst nicht, welcher Umstand ihr zu dieser wohlgemeinten Annahme Veranlassung gegeben, aber vielleicht war es eine eigene dumpfe Sehnsucht über den Tag und den engen Horizont ihres Lebens hinaus, der ihr diesen Wunsch für des Kindes Dasein ins Blut legte. Doch die heranwachsende Johanna zerstörte ihr Hoffnung und Pläne. Ein Schirmmachergeselle, blond und hübsch, wie es ihrem aufwachenden Herzen gefiel, entführte sie aus der Schirmmachergasse ins große Leben, und als sie dann in irgend einer fremden Stadt saßen und auch die letzten Nickel aus der mitgeführten Börse gewandert waren, da verließ er sie ohne Lebewohl und ging allein davon.

Johanna, die nicht nach Hause zurückmochte, versuchte manches, was sie durchs Leben bringen sollte, aber sie war noch sehr jung, zart und wenig geschickt in den Händen. So lernte sie endlich das Tanzen, und als sie etwas geworden war, besuchte sie eines Tages die Ihrigen. Aber der Vater war inzwischen gestorben und die Mutter führte das Geschäft weiter, so gut es ging. Als sie Johannas Geschichte erfuhr, erinnerte sie sich wieder an ihre damaligen Hoffnungen und Pläne, und als sie die Tochter einmal auf der Bühne tanzen sah, da glaubte sie alle ihre stillen Wünsche in selige Erfüllung gegangen, denn nun war Johanna doch etwas Feines und Besonderes geworden, ein schöner Tanzschmetterling in einer sonderbaren fremden Welt. Von diesem Glücksbewußtsein zehrte sie nun die langen Jahre der Witwenschaft und des Alters. Als sie, gebeugt, zahnlos und scheitelweiß, starb, tanzte Jeannette schon längst nicht mehr in der ersten Reihe; sie kämpfte mit Atemnot

Digitized by Google

und trug die Schminken immer dicker auf ihre faltigen Wangen. Endlich schwollen ihre Füße an und es ging nicht mehr. Sie bekam eine Denkmünze und wurde mit einer kleinen Pension zur Ruhe gesetzt.

Damals war sie in die kleine Stadt zurückgekommen und hatte das erste Stockwerk ihres Hauses bezogen, in dessen Erdgeschoß nun ein anderer Schirmmacher seinen Laden hielt. Das waren vierundzwanzig Jahre her. Um diese Zeit hatte man unten am Fluß den kleinen Birkenhag angelegt, feine hungerschlanke Bäumchen eingepflanzt. Nun hatten sie bereits einen guten Schuß getan und die seidenweiße Haut beinah abgeworfen. Die Liebespaare des Städtchens wanderten abends schon in ihrem Schutz, wenn der Flußspiegel zutraulich aufblinkte und die Ebene dämmerte. Dann schlich auch Fräulein Johanna Seidenfaden hinaus und streifte zwischen den jungen Leuten herum. Mit gespitzten Ohren folgte sie einzelnen Paaren, drückte sich in das Dunkel und fing mit einer sonderbaren Begier deren Zärtlichkeiten auf, sog ihr Geflüster ins Gehör, als hasche sie, eine Hungernde, Brosamen von fremden Tischen . . .

Mit der steten Erregung einer Verbrecherin, die nichts gegen den Trieb in sich vermag, beging sie diesen Raub an fremden Zärtlichkeiten, an anderer Liebe. Dann zitterte ihr altes Herz und in die erloschenen Augen kam ein fremdes, märchenfernes Leuchten. Erinnerungen der Vergangenheiten geisterten in ihrem altersschweren Kopfe, in ihrer Seele wallten die Schemen der Jugend. Unerfüllte Liebesglückseligkeiten blühten wie Herbstblumen vor den abenddunklen Fenstern ihres Daseins.

An einem Augustabend war Johanna wiederum einem Liebespaar zur Stadt hinaus gefolgt. Sie hatte die jungen Leute niemals vorher gesehen, vielleicht, daß sie nicht aus der Stadt waren. Das junge Mädchen war fein und schlank und hatte einen weichen Strohhut auf die vollen Haarflechten gedrückt. Er war ein kräftiger und aufrechter Mensch, dem das weich und zärtlich an ihn gedrängte junge Weib ein schönes Selbstbewußtsein geben mochte. Diese

Digitized by Google

beiden gingen den Weg, der am ſtill dahintreibenden Fluß hinab zum Birkengehölz führte, ziemlich ſtumm. Der junge Mann ſchaute manchmal ſonderbar lange in den Himmel, der abenddunkel und mit verlöſchenden Lichtern über der Erde lag, und in dem vereinzelte Sternfunken ſchwach aufglommen. Das Mädchen an ſeinem Arm aber blickte dann vor ſich hin, als fänden ſeine Augen nicht den frohen Zukunftsmut, offen in die Ferne zu ſchauen, oder als ſeien ſeine Blicke flügelmüde und fernenbang. Die aufhorchende Johanna Seidenfaden vernahm auch manchmal einen ſeufzenden Atemzug und ſie erkannte an den mutlos abfallenden Schulterlinien des fremden Mädchens, daß es nicht glücklich ſein könne. Aus dem kurzen dumpfen Geflüſter der beiden aber konnte ſie nichts entnehmen.

So gelangte das ſonderbare Liebespaar mit dem heimlichen Gefolge der alten Johanna Seidenfaden in das Birkengebüſch. Der Weg kroch wie ein wandermüder Vagant in die Schatten der hell und weich belaubten Bäume und blinzelte ſchläfrig und matt im Dunkel. Zwiſchen den Stämmen hindurch blinkerte der Fluß und gluckſte an das Ufer. Da begann der junge Mann endlich zu ſprechen. Seine Stimme klang hart und herriſch auf der Reſonanz der weiten Stille und was er ſagte, klang nicht nach Liebesgeſpräch und Zärtlichkeiten. Es waren ernſte Dinge, die da in ſeinem Munde laut wurden und vor denen das junge Weib an ſeinem Arm zuſammenzuckte und ſich duckte. Sie hatten einen ſolchen Ton von Notwendigkeit und Schärfe, daß die Alte davon bis ins verdorrte Herz hinein erzitterte. Wie eine gefahrumſpielte Maus horchte ſie auf. Irgendwie fühlte ſie ſich ſelbſt und ihr Leben mit dem Sinn dieſer fremden Worte verknüpft.

Endlich ſchwieg der Mann, und in dem drohenden Schweigen wagte das Mädchen ein paar matte Entgegnungsworte und ein paar ſcheue Fragen zu tun. So leiſe es auch ſprach, die Alte hörte alles ganz deutlich, als würden die Worte in ihrer eigenen Seele angeſchlagen und klängen zaghaft, erinnerungsfern darin auf. Was ſie hier

Digitized by Google

geschehen sah, war ihr kein fremdes Ereignis mehr. Alles das hatte sie selbst in jungen Jahren voll Schmerzlebendigkeit und Wirklichkeitsrauheit erlebt. Dieses hier war nur eine von des Schicksals Wiederholungen. Fast dieselben Worte, wie dieser junge Mann, hatte damals er gesprochen, mit denselben Antworten hatte sie gezagt und gehofft, das Trostlose aufzuhalten. Jenes und dieses, es waren dieselben Wirklichkeiten. Es waren dieselben Schmerzen und Sorgen, die hier gelitten, dieselben Tränen, die hier geweint wurden. Und Johanna Seidenfaden wußte nun, daß es auch dasselbe Ende nehmen würde, und sie fühlte ein tiefes, mütterliches Mitleid mit dem fremden Mädchen, das ihre einstige Qual durchlitt.

Unterdeß trieben die beiden Fremden sich mit Vorwürfen und Beschuldigungen noch manche Scharte ins wunde Herz, und es war doch ein nutzloser Kampf, in dem sie nur ihre stille große Liebe zueinander zu überwinden suchten. Endlich schüttelte der Mann das an seinem Arm klammernde Mädchen heftig von sich ab; aber noch in dieser unsanften Gewalt lag alle Liebe, und es verriet sich in dieser Gebärde nur die Verzweiflung seiner Seele. Einen Augenblick stand er allein, während das Mädchen sein Gesicht schluchzend in die Hände warf.

Mit feuchten Augen betrachtete die greise Johanna Seidenfaden den von innerem Kampf zerrissenen und geschüttelten jungen Menschen, und ein großes, spätes Verzeihen für den damaligen Fluchtgenossen stieg in ihr auf, denn nun begriff sie, daß auch ihm jenes Losreißen und Verlassen eine bitter durchkämpfte Notwendigkeit gewesen war.

Endlich war der junge Mann nach einem gepeinigten, qualvollen Zurückblicken davongeeilt und lief nun sinnlos und gejagt ins Freie hinaus, floh in die sich verdichtende und düster zusammenballende Nacht, während das Mädchen mit der Not seines Herzens zurückblieb und sich, an einen Baum gelehnt, seinem Jammer überließ. Behutsam schlich Johanna Seidenfaden sich an die Weinende heran.

Digitized by Google

Sie fühlte es wie eine Pflicht in ſich, die Wunden ihrer jungen Schickſalsgenoſſin mit der zeitlos großen Güte ihrer alten Hände ſamariterſanft zu pflegen und zu heilen. Die Fremde widerſtrebte nicht, als die Alte ihre Schultern berührte und den Arm um ihren Rücken legte. Sie war ohne Wille und Bewußtſein, ſchlaff und dumpf wie ein Kind, ihr Gefühl war taub wie eines Erfrorenen; war doch alles, was ihr Leben ausmachte, von ihr geflohen, als ob das Blut aus den geöffneten Adern entſtrömt ſei. So ließ ſie ſich von der Greiſin den Weg in ein leeres Daſein, in eine fremde, unfreundliche Stadt zurückführen, ohne deſſen zunächſt gewahr zu werden.

Erſt als ſie bei den erſten Häuſern vorüberkamen und aus einem Fenſter ein breites Lichtband über die Straße fiel, da ward die Fremde der Führung der alten Unbekannten inne und ein großes Verwundern verdrängte für Augenblicke den Schmerz aus ihren Sinnen. Sie ſchaute mit großen verwirrten Augen auf ihre Begleiterin, deren Arm ſie entglitten war, dann warf ſie einen verſtörten Blick um ſich, und wieder ſchlug der dunkle wallende Mantel der Herzensnot um ſie zuſammen. Johanna Seidenfaden ſchlang ihren Arm um die Weinende und ſprach gütig auf ſie ein. Sie fand ferne, ſeltene Worte der Liebe, die eine Seele beſänftigen und ſtreicheln, die Schmerzfurchen glätten und gleichen. Und dann ſtanden die beiden Frauen vor dem kleinen Hauſe in der Schirmmachergaſſe, die alte ſchloß die Haustüre auf und willenlos ließ ſich die junge in den finſtern Flur ziehen.

In ihrer Kammer bereitete das alte Fräulein Johanna Seidenfaden dem unbekannten Gaſt das eigene Bett. Mochte die Bekümmerte dort weich und warm in einen vielleicht freundlicheren Tag hinüberſchlummern und die ſchlimme Wunde verharſchte wohl ein betäubender Schlaf. Widerſpruchslos folgte die Fremde allen freundlichen Worten mit ſchmerzgelähmtem Willen. Sie ließ es zu, daß die gutmütige Alte das Kleid von ihrem ſchlaffen Körper löſte und ihr die Flechten aufknotete. Jung und ſchlank ſtand ſie

Digitized by Google

mit weißen Gliedern im Lichtschein der Lampe und die feinen Arme hingen müde an ihrem Mädchenleibe. Das weiche blonde Vließ des Haares wallte rückenherab und bedeckte fast die scheuen Linien ihrer Schultern. Mit einem seltsamen Entzücken betrachtete Johanna Seidenfaden die Fremde, und es war ihr, als sähe sie in dieser ein Spiegelbild ihrer eigenen Jugend und ihres gewesenen Schönseins. Schneckenweich überkroch die Wehmut ihr Herz. In dieser fremden Frauenerscheinung liebte sie nun die eigene Vergangenheit, den eigenen Glanz, die einstige Schönheit. Da hörte die Fremde auf, ein gewöhnlicher Mensch zu sein. Eine Vision war sie, ein Wunder zwischen Tag und Nacht, dämmerumsponnen, geheimnisumdunkelt.

Mit der Liebe ihrer alten Hände bettete Johanna Seidenfaden das liebliche Wunder von Schönheit und Jugend in ihre eigenen Kissen, trug die Lampe sacht hinaus und ließ Dunkel sein. Dann lauschte sie noch ein Weilchen auf den Atem der Fremden, der die Stille der Nacht und des Raumes sonderbar belebte. Sie fühlte die Spur von etwas Geheimnisvollem, Schicksalhaftem, das hoch über den Horizont ihrer Gedankenwelt hinausragte, und sie meinte, daß sie selbst immer mehr zusammenschrumpfe vor der Größe dieses wirklichkeitsfernen Erlebnisses.

Auf der Spiegelkonsole stand ein kleines goldgerahmtes Bild. Im Dunkeln tappte sie hin, nahm es und verließ damit die Kammer. Als sie ins Nebenzimmer kam, setzte sie sich bei der Lampe hin und betrachtete die kleine zierliche Gestalt unter dem Glas mit ihren müden grauen Augen und es war ihr, als bewege die hübsche Ballerina ihre feinen Glieder, als vibrierten die duftigen Rüschen des Gazeröckchens in Tanzrhythmen, während der Mund lächelte und die Augen glühten. Da nickte Johanna Seidenfadens Kopf auf den Tisch hinab, des Scheitels Silber blinkte im Lichtsturz der Lampe, und die Müde schlummerte, von Erinnerung erfüllt, ein.

Bald aber erwachte sie von einem leisen Geräusch aus ihrem freundlichen Traume. Aufhorchend blieb sie sitzen,

Digitized by Google

nachdem sie sich aus der Schlafbefangenheit losgerissen. Mit stiller Flamme brannte die kleine Lampe und beschien ihre Hände, gelbe Lichtschleier hing sie an die Zimmerwände und über die dunklen Möbel. Von einer plötzlichen Angst befallen, stand die Erwachte auf und schlich in die Kammer hinüber. Da erblickte sie das leere Bett. Hell schimmerten die Kissen durch die Dunkelheit. Die Decken waren noch warm vom Körper der Schläferin, aber sie selbst war fort. Sie mußte ihr Kleid übergestreift haben und in die Nacht hinausgeflohen sein.

Große Not kam über die Greisin und ihr Herz ängstigte sich um das Leben der Fremden. Ihre Hände tasteten zitternd über den Körpereindruck in den Kissen. Dort hatte ihr Kopf gelegen, dort war ihr Haar blond und voll über das Linnen gerollt. Was wurde nun aus ihr?!

Wie in einer Lähmung starrte Johanna vor sich hin und suchte einen Gedanken zu fassen; dann raffte sie sich auf, warf ein großes Tuch um die Schultern und tastete sich die finstere Stiege hinab auf die Straße.

In Stille und Nächtlichkeit lag diese. Der sommerhohe Himmel war schwarz wie tintengesättigte Watte, und die wenigen Sterne schmolzen lichtlos dahin wie Schneeflinkchen. Von der Fremden gewahrte die Alte keine Spur.

Mit kurzen angestrengten Schritten trippelte sie die Gasse hinauf zum Markte. Der heftige Atem pfiff aus ihrer Kehle wie durch eine verstimmte Flöte, und ihre Finger krampften das Tuch über der Brust zusammen. Fiebernd dachte ihr Gehirn nur den einen Gedanken, daß sie der Fremden nacheilen, daß sie sie einholen und zurückbringen müsse.

Von dieser klar empfundenen Notwendigkeit erfüllt, trieb sie den Schritt an und eilte vom Marktplatz in eine der zum Fluß führenden Gassen, und als sie einen Hausvorsprung umbog, sah sie am Ende des Gassenlaufs die helle Gestalt der Fremden vor sich. Sie hastete nicht; sie ging wie einer, der unsicher unbekannte Wege entlangsucht und des Zieles noch ungewiß ist.

Digitized by Google

In den engen Gassenschluchten war nichts als Stille und Dunkelheit, in der ein paar Laternenflammen brannten. In zurückliegenden Höfen knurrte manchmal ein Hund; aus etlichen Zimmern hörte man feines heimliches Uhrticken durch die Läden, als seien bohrende Holzwürmer am Werk. Und trotzdem hörte die Flüchtige nicht den Schritt der Nachfolgenden, so sehr hatte das Leid des Herzens ihre Sinne stumpf gemacht.

Nun war die alte Johanna ganz nah herangekommen, sodaß sie beinah auf den Schatten treten konnte, den die Fremde schwer wie einen dunklen Sack voll Unglück hinter sich herschleppte. Jetzt fing sich in der Häuserenge ein leises Rauschen vom Fluß her, wo die Wasser ihre sommerheißen Buckel an den Mauersteinen rieben. Dorthin also trieb es das Mädchen.

Heftig atmend schritt es an den Häusern entlang. Sein weißes Kleid löste sich in der Dunkelheit fast wie ein feiner Nebel auf. In der Uferstraße war es ein wenig heller und dort konnte die nachfolgende Alte auch endlich, wie einen bleichen Schein, des Mädchens Gesicht sehen.

Plötzlich sprang es ans Uferbord hin, huschte eine kleine Treppe hinab und ehe die erschrockene Greisin die Flüchtige erreichen konnte, stand sie schon bis zu den Knien im Flußwasser. Wie weißer Schaum umschwamm sie der Saum ihres Kleides. Das Wasser, das allerhand Unrat aus den Straßengossen aufschluckte, umwiegte sie und betastete ihre feinen Glieder, sodaß sie schamhaft zaudernd stillstand, ehe sie tiefer hineinschritt.

Da aber erfaßten sie Johanna Seidenfadens besorgte Hände und zogen sie sanft, aber stark zurück. Widerlich rochen die am Ufer schwimmenden Abfallinseln; der Schmutz, der ihre Reinheit und Schönheit beflecken wollte, machte ihr Ekel und sie ließ sich willig zurückführen. Schwer hing der nasse Kleidersaum an ihr, als sie neben der Alten dahinging.

Diese schaute besorgt und bewegt auf den Schützling; sie tauchte heimlich ihre glücklichen Hände in das offene

Digitized by Google

blonde Haar und fuhr zärtlich der Hals- und Schulterlinie nach; sie freute sich an der kindlich zarten und dennoch reifen Schönheit des Mädchens, das wie eine Traumerscheinung in ihr altes Leben getreten war und das ein seltsames Schicksal ihrem Herzen verkettet hatte.

An verschlafenen Häuserfluchten gingen sie nebeneinander dahin. Ein lauer Frühwind kam aus der Ebene dahergestoßen und raunte im hohen Gras des Flußdammes. Er ließ das Blondhaar des jungen Weibes um den bloßen Hals rieseln und ein paar große reine Augen öffneten sich seinem gelinden Anhauch mit verwunderten Blicken.

Die greise Begleiterin hatte einen Arm um des Mädchens Hüfte geschlungen und hielt seine schlaff herabhängende Hand in der ihren. Sie fühlte das junge Blut in den Adern fließen und pochen und ihr Herz erstarkte am Wiedererwachen dieses fremden Lebens.

Wortlos schritten sie weiter und überholten die letzten Häuser am Fluß. Auf einer Bank ließen sie sich nieder. Ihre Füße waren müde von irrenden Wegen. Dankbar schaute die Greisin dem blassen Hellwerden der Fernen entgegen und ihre Finger spannten sich glücklich um die junge zarte Hand des Mädchens, das den Kopf auf die Brust gesenkt in das rauschende Vorübertreiben des Stromes starrte, als liege in seiner starken hinreißenden Gewalt das Geheimnis ihres Lebens.

Endlich aber seufzte es tief und ließ die Augen auf dem silberblinkenden Scheitel der Alten ruhen, es drängte den heftig atmenden Körper an ihre Schulter und dann löste sein tiefer einsamer Schmerz sich in einem heißen Tränensturz. So schmolz die Herzensnot im endlichen Schicksalsbegreifen lautlos dahin und überrann wärmend die Hände der greisen Helferin.

Und während das Weinen den jungen schönen Körper in Lebenswellen erzittern ließ, blickte die Alte stumm und gütig in das aufquellende Sommerlicht des Morgens.

Digitized by Google

Das Kreuz im Fenster

Die Türme der Stadt lagen um diese Stunde zartumrissen in feinen Opaldünsten. Der bleiche Pastellton der Häuserfronten ließ den feuchten Asphalt, in dem die glänzenden Schienenbänder verliefen, dunkler erscheinen. In den Straßen, durch die das dumpf dröhnende Leben der Stadt in eintönigen Wellen trieb, standen Lichtmaste mit fahlen Glasglocken kohlenschwarz in die Bläße gestrichelt. Die Leitungsdrähte spannten wie Marionettenfäden unter dem niedrig hangenden Himmel, der an die dunklen Dachfirste angeklebt erschien.

Von seinem Fensterplatz im Café wanderte Axel Lingström zu seiner Wohnung im Norden der Stadt. Er preßte das ein wenig weichlich geformte Kinn in den flaumigen Pelz des hochgeschlagenen Kragens und schritt sicher und unberührt durch das Geräusch der Automobile und Fiaker, die auf dem Straßendamm rollten. Die Tramwagen rasselten mit scharfen Signalen heran und die Radfahrer glitten wie leis klingende Geldstücke durch den Lärm. Im Hintergrund einer sich öffnenden Seitenstraße dunkelte die stumpfe Silhouette der Frauenkirche.

Mit nachtwandlerischer Sicherheit überquerte Axel den Fahrdamm. Nun bewegte er sich langsamer zwischen den Frauen hindurch, die vor den hohen Schaufenstern der Modenmagazine zusammendrängten. Ein rascher Blick ließ ihn das leuchtende Bild hinter den Scheiben erfassen und sein Auge sättigte sich in einem alleserraffenden Zuge an der Ueppigkeit glühender Farben, glänzender Seide, schimmernden Goldschmucks, an der duftigen Feinheit zarter Spitzen und matter Tülls, an dem hieratischen Prunk

Digitized by Google

ſchwerer Samte und ſtarrer Brokate. Seine blaſſen Blicke taſteten wie weiche Polypenfänge nach vorübergleitenden Frauengeſichtern und hielten deren verfließende Bilder zärtlich umklammert, ſein Gehör ſog das verhaltene Rauſchen der Frauengewänder auf und er genoß mit empfindlichen Nerven manche Berührung im kurzen Vorbeigleiten wie eine feine ſinnliche Zärtlichkeit. Fremde, vielfältige Parfüms umwehten ihn und jeder dieſer ſüßen und herben Düfte war eine unfreiwillige Aufrichtigkeit, ein unbedachter Selbſtverrat der Frau. Junge Mädchen ſchauten ihm mit lüſterner Neugier und abweſendem Lachen ins Geſicht und Axel fühlte es jedesmal, daß ihre Blicke ſeinen Mund berührten. Dieſe verhaltenen unbeſtimmten Zärtlichkeiten fremder Frauen bedeckten ihn mit einem weichen wohligen Glück. Er fühlte ſich dann wie ein Baum am Abend, auf den einen ganzen Tag lang die warme Herbſtſonne geſchienen hat.

Täglich, unermüdlich tauchte er in dieſe Welle, ſuchte er die warme Nähe aller dieſer Frauen, die er nicht kannte, die ihn in ihrer Fremdheit nicht ernüchtern konnten, an denen er keine Enttäuſchung erlebte, weil ſie aus allen ihren Beziehungen und Zuſammenhängen gelöſt waren. Er empfand es als ein entwirklichtes Glück, dieſe ſchönen, in weiche Pelze gehüllten Geſtalten mit püderbereiften Pfirſichblütengeſichtern mit ſeinen verwöhnten Sinnen im bloßen Vorübergehen genießen zu dürfen.

Aber Axel verlangſamte nur den Schritt, er zögerte nicht und blieb nicht ſtehen. Noch herrſchte in den Straßen das bleiche Nachmittagslicht der Januartage und die Bogenlampen hingen wie tote Fiſchaugen über den Köpfen der Menge und dem Geraſſel des Lebens. Die Konturen der Dinge lagen deutlich und mit dunkler Begrenzung in der milchigen Helligkeit, die die Farben aufſog und einſchlang. Die unruhig durchbrochene Faſſade des Rathauſes mit dem Schmuck von Baldachinen und Statuen hüllte ſich in den feinwogenden Nebel, deſſen Gebilde nur der Uhrturm weißſchimmernd durchbrach. Axel verfolgte liebevoll und faſt zärtlich das Abebben des Tageslichtes, das unter der Giſcht

Digitized by Google

milchiger Dünste über die Häusermolen dahinflutete. Die Wellen wurden immer schwächer und aus den Winkeln quoll der Spuk der Schatten. Wie dunkle Schnecken krochen sie aus ihren Tagverstecken hervor.

Axel schritt durch die Theatinerstraße und hing den Blick an den Goldfunken des Stundenzeigers der Hofkirche, deren grünübersponnene Kuppel vom Zwielicht umgeistert war. Lang und breit öffnete sich ihm die Ludwigstraße mit dem pompösen Prospekt des Siegestores und den florentinischen Kulissen blaßschimmernder Fassaden. Nun fiel ein unwirkliches Licht auf die Dinge, die sich im unbestimmten Grauen der Luft auflösten und konturenlos hinschmolzen. Die blinkenden Fensterscheiben an starren Giebeln starben und erblindeten, die Haustore sperrten ihre dunklen Rachen unheimlich auf und die Menschen bewegten sich quallenhaft wie in einem absynthfarbigen Strom.

Die Dämmerung brach stärker herein. Der Himmel sank wie ein trüber metallener Deckel über den Kessel der Stadt und Axel schaute mit leiser Erregung erwartungsvoll auf das Zurückweichen der Tageshelle. Er blickte mit einem abwesenden Lächeln in das tuchumrahmte Gesicht einer Bettlerin auf den Stufen der Ludwigskirche, das ihm stumm wie eine erloschene Ampel zugewandt war. Als er an der Universität vorüberging, zischten die Funken in den Bogenlampen auf und die weißglühenden Ballen schwammen in langer Reihe wie Bojen in der dunklen Abendfeuchtigkeit, eine lange Kette leuchtender Riesenperlen und ein prunkhaftes Geschmeide für die schwarze Nacktheit der Nacht.

Axel durchschritt den Garten zu seinen Zimmern im Gartenhause. Leise öffnete er die Türe und tastete sich im Dunkeln die wenigen Stufen hinauf und dann durch den Flur, dessen Fenster als silbermatte Scheibe in der Wand lag. Als er die Hand auf die Klinke seiner Türe legte, zitterten alle Nerven an ihm und sein Blut überstürzte sich in den schwillenden bebenden Adern. Er zagte und zögerte und schob den Augenblick mit Wollust hinaus, er spannte seine

Digitized by Google

Nerven aufs Aeußerste. Eine magnetische Kraft strömte durch das Holz der Türe und lockte und zerrte ihn. Endlich betrat er das Zimmer.

Seine Augen starrten auf das Holzkreuz des Fensters, das unbestimmt fern vor dem blassen Abend draußen aufgerichtet stand und das er schon lange in Gedanken vor sich gesehen hatte, dem er durch alle diese Straßen in Dämmerung nachgegangen war. Nach drei Seiten dehnte sein Zimmer sich in Dunkelheit wie eine Unendlichkeit, aber an der vierten stand immer dieses furchtbar lockende und unbestimmt drohende schwarze Kreuz, das ihn seit Wochen in diese Stadt, an dieses Zimmer bannte und dem er nicht ausweichen und nicht entfliehen konnte. Ihm war, als sei es auf die Netzhaut seines Auges geprägt, denn was er auch anschaute, vor allen Dingen stand dieses Kreuz. Er hatte sich so daran gewöhnt, daß es ihm schon etwas ganz Selbstverständliches geworden war und er es nicht mehr fürchtete; es war ihm vielmehr dieses Bild zu einer geheimen Wollust geworden und er liebte sein Zimmer und diese Stunde der Dämmerung, in der es am schärfsten und deutlichsten in Erscheinung trat. Er konnte den ganzen Nachmittag draußen sein, aber um diese Stunde fühlte er, wie es ihn heimzukehren unwiderstehlich zwang.

Lautlos schritt er durchs Zimmer, ohne das Gesicht vom Schein des Fensters abzuwenden. Die Dämmerung des Raumes lag eng wie ein Mantel um ihn und war doch wieder fern und weit und grenzenlos. Sie hatte etwas von Ewigkeit, durch die sein Atem bebte. Heftig pochte sein unruhiges Herz. Unsichtbare Hände des Dunkels griffen nach ihm, warme Wellen umspülten und wiegten ihn. Er ertrank förmlich in der Zärtlichkeit des Dunkels, das wie eine verliebte Frau war, und alle Poren seines Körpers öffneten sich ihm. Sein eigener Leib schien sich aufzulösen und der Dämmerung zu verschmelzen und er genoß die Wonnen eines unwirklichen Seins. Wo sonst Leib und Seele in reinlicher Scheidung existierten, verspürte Axel hier einen seltsamen, von beiden gelösten, schwebenden Zu-

Digitized by Google

stand. Seine Nerven waren wie Saiten, die in einer leisen wunderlichen Melodie erklangen und tönten.

Er setzte sich in einen Lehnstuhl, der in der Tiefe des Zimmers stand und zum Fenster gewandt war. Der blasse Schein auf den Kanten der Möbel wurde plötzlich von einem blutwarmen Leben erfüllt. Nun waren es Glieder, frauenschlanke, hautblasse, matte Glieder, die sich Axel zudrängten. Das Dunkel nahm Gestalt an und überschwemmte seinen zitternden Körper mit einer weichen warmen Welle, die ihm Liebkosungen und Zärtlichkeiten gab. So flutete es hin und zurück, umspielte seine Sinne und streichelte seine Nerven, denen jede Wirklichkeit ein peinigender Schmerz war. Aber hinter allem stand das schwarz aufragende Kreuz und spannte seine Arme, deren Bann er sich nicht entziehen konnte, in deren Bereich er sich unentrinnbar gebunden wußte.

Axel fühlte, daß der Messinggriff der Türe in seinem Rücken matt blinkte und als leise angeklopft wurde, zuckte er wie unter einem Nadelstich zusammen.

Dann wurde geöffnet, und ohne sich umzuwenden wußte er, daß es seine Freundin war, die kam, ihn zu besuchen. Sie war eine große schlanke Dame, deren Gesicht die Dunkelheit verwischte. Sie brachte jenes leise Rauschen von Seide und einen enervierenden Geruch von gemischten Parfüms in das Zimmer. Sie reichte Axel freundlich die Hand und setzte sich in einen Stuhl ihm gegenüber. Sie fühlte sich ein wenig gekränkt, daß er sie nicht geküßt hatte, sondern still kauern geblieben war, und dennoch redete sie gütig und gedämpft zu ihm wie zu einem Kranken. Seitdem Axel sich so verändert hatte, war sie traurig und litt unter seiner Absonderlichkeit. Nur der blonde Glanz ihres üppigen Haares, der geschmeidige Gang ihres schlanken Körpers und die Eleganz seiner Hüllen gaben ihr noch die beherrschte Haltung der Dame; innerlich war sie ein bekümmertes Weib, das den Zärtlichkeiten des Geliebten entgegenzitterte.

Sie öffnete die Pelzjacke über der heftig drängenden Brust und der helle Schimmer von Seide quoll matt her-

Digitized by Google

vor. Ihre Augen ruhten groß und scheu auf Axel und er fühlte ihre Augen und sah in sie wie in eine zuckende Dunkelheit hinein. Er fühlte auch, wie ihre demütige, weiche Liebe zu ihm hinströmte und ihn erreichen wollte, aber er war schon zu fern, um von ihr erreicht zu werden; er war über aller Wirklichkeit. Trotzdem sah er eine Weile nichts, als ihre Augen, wie zwei Kraterhöhlen, in deren Tiefe die Lava einer großen Liebesleidenschaft kochte.

Mit leiser, unmächtiger Stimme antwortete er auf ihre gedämpften Fragen, aus denen die Seufzer ihres um Klarheit kämpfenden und zermarterten Herzens klangen. Vielleicht dachte sie, daß er sie beiseitegeschoben, daß er sie betrog. Es quälte ihn, daß sie dies von ihm glauben möchte, und dennoch konnte er ihr nicht die Wahrheit sagen, die sie doch nicht verstehen würde.

„Axel," sagte sie demütig, „ich möchte, daß du mich heute Abend in die Oper begleitest. Man spielt „Carmen". Du liebst diese Musik . . ."

Er nickte und wandte den an ihr vorbeistarrenden Blick nicht vom Fenster. „Du hast recht, Nella," sagte er. „Ich liebe diese Musik . . . Aber ich kann dich dennoch nicht begleiten."

Sie senkte stumm und traurig den Kopf, auf dem der weichgebogene Hut zitterte, und dann schaute sie auf Axels Hände, die weiß wie verblätterte Tuberosen auf den Armlehnen lagen.

„Kommst du morgen zum Tee in Nikolosjas Atelier?" fragte sie nach einer kleinen Pause und wartete zitternd auf seine Antwort.

„Ich möchte dich wohl begleiten," erwiderte er, „aber du mußt mich entschuldigen. Ich kann nicht fortgehen morgen . . . Ich erwarte ein Telegramm," log er.

Endlich faßte Nella von neuem Mut. „Gehst du heute noch aus?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „ich gehe nicht mehr aus, liebe Nella."

„Bist du schon lange zu Hause?"

Digitized by Google

„Ja, schon ziemlich lange . . .“ sagte er mechanisch.

„Und war niemand bei dir?“ forschte sie und erregte sich an ihren Fragen, mit denen sie sein Herz wie mit langen goldenen Nadeln sondierte.

„Niemand war hier,“ kam es von ihm.

„Und hast du die ganze Zeit hier im Dunkeln gesessen?“ sagte sie ängstlich.

„Ja,“ entgegnete er und da er das Entsetzen fühlte, das in ihrem Blick lag, sagte er lächelnd: „Jetzt hältst du mich gewiß für irrsinnig, Nella?“

„Nein,“ preßte sie hervor, aber es war nur der abwehrende Ausdruck der Angst, daß diese Worte ihre eigenen Gedanken entblößten, und Axel verstand es.

„Du irrst dich. Ich bin nicht wahnsinnig. Mir ist alles ganz klar. Ich könnte auch dir alles erklären, aber es gibt keine Worte dafür . . .“

„Axel! Bist du krank?“ flüsterte sie besorgt.

„Nein! Auch das nicht . . .“ Er streckte die eine seiner kühlweißen Alabasterhände nach ihr hinüber, als wolle er sie an seine Seite ziehen und sie schob ihren Stuhl neben ihn hin. Seine Finger umspannten ihr Handgelenk und preßten ihren schlagenden Puls. Und mit der andern Hand zeigte er zum bleichen Fenster hinüber, hinter dessen Glasflächen eine fahle Dunkelheit floß, die mit dem trüben Wiederschein der tausend Straßenlichter durchmischt war.

„Siehst du . . .“ hauchte er fast unhörbar und ließ die Hand sinken. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Nein... es geht dennoch nicht — es läßt sich nicht sagen . . .“ Und ein verschmitztes Lächeln umschlich seinen Mund.

Ihr Haar kam seinem Gesicht nahe und er witterte seinen Duft. Es sah auch in dieser Dunkelheit aus, als ob es mit Sonne durchsättigt sei, und er dachte, daß er Nella am Geruch ihres Haares aus tausend Frauen erkennen würde.

Dann saßen sie eine Weile stumm und blickten in den spiegelmatten Schein vor sich; aber nur Axel sah das Kreuz

Digitized by Google

und es war ihm, als wüchsen dessen schwarze Arme immer tiefer in die Welt hinein.

„Ich habe vergangene Nacht von dir geträumt, Axel," sagte Yella plötzlich.

Axels Lippen bewegte ein Lächeln. Er fühlte, welches schmachtende Geständnis in diesen Worten lag. „Und was träumte dir, liebe Yella . . .?" fragte er sanft, als müsse er sie schonen.

Da schwieg sie und streichelte seine Hände.

Von einem Turme schlug eine Uhrglocke; sie zählten beide die Schläge.

Axel fühlte dazwischen sein Herz rasen, als stünde er in einem luftleeren Raum.

Endlich stand Yella seufzend auf und schloß zögernd ihre Jacke. Axel sah ihre schöne schlanke Gestalt und dachte, wie es wohl sein würde, wenn sie jetzt zwischen ihn und das Kreuz träte und er hatte einen Augenblick das Gefühl, als müsse dann der Bann gebrochen sein. Aber die Freundin verabschiedete sich von ihm, ohne daß etwas derartiges geschehen wäre, und er wußte, daß er es nicht vermöchte, sie darum zu bitten.

Bei der Türe küßte er sie; sein Mund war kühl, wie eine Blume in der Taufrühe . . .

Axel saß wieder in seinem Sessel und schaute erwartungsvoll zu, wie der Mond langsam das Nebelgewölk durchbrach und silberne Lichtmassen über die Dächer vergoß. Mit feinen Glanzstrichen umzog er die schwarze Kontur des Fensterkreuzes und blitzte in den Scheiben.

Ganz vorgebeugt kauerte Axel im Lehnstuhl. Er atmete kaum und hörte das silberhelle Mondlicht in seinem überreizten Gehör klingen. Endlich war der Mond vollständig durchgebrochen und bekleidete ein großes Stück des Fußbodens mit seinem Strahlenstanniol. Und da sah Axel auch plötzlich, daß das große Kreuz sich verdoppelt hatte und ein zweites Mal in gleicher Gestalt am Boden lag. Ueber dieser Entdeckung zitterte sein Herz und die angestrengten Lider

Digitized by Google

flackerten über den müden Augen; und dennoch beruhigte es ihn irgendwie.

Wie eine übermäßige funkelnde Nacktheit quoll der Mond durch den dunklen Fensterrahmen, aber auch sie trug das asketische Zeichen des Kreuzes. Irgendwo hinter den Häusern hörte Axel betrunkene Studenten ein Faschingslied singen. Der Lärm verletzte ihn, denn er brach roh in die gespenstische Lautlosigkeit seiner Nacht. Zwischen Mädchenlachen verdröhnte der Lärm, verwehte in den Straßenschluchten.

Leise stand Axel auf und ging an seinen Schrank, aus dem er den Ebenholzkasten, der dunkel war wie ein kleiner Sarg, hervorholte. Dann nahm er die Cremonesergeige daraus zärtlich in seine Hände, legte sie ans Kinn und trat in den Mondschein.

Er spielte fast unhörbar und doch gingen alle Geräusche der Nacht in diesem tönenden Beben unter. Draußen sah Axel die Nacht wie eine lauschende Geliebte liegen, deren leuchtende Glieder ihm entgegendrängten. Aber zwischen ihr und ihm stand das Kreuz, bannend, trennend, unendlich.

Er hatte das Gefühl, über einem Abgrund zu stehen, und seine Seele war voll unheimlicher, ungewisser Angst. Die helle Nacht gab ihm die Gewißheit einer qualvollen Schlaflosigkeit. Er wußte, daß er sie nicht mehr würde ertragen können. Einen Augenblick dachte er an Yella, die nun auch Schlaflosigkeit um ihn erlitt; er sah ihre schlanke Schönheit und ihr blondes Haar, aber dann verschwamm dies alles und nur die berückende Vision des im Silberlicht starrenden Kreuzes blieb stärker als je bestehen. Vor ihm, auf dem Boden, lag dessen schattenhafte Verdoppelung.

Plötzlich erinnerte sich Axel, daß er noch einen Rest Schlafpulver irgendwo bewahre, und er nahm es aus einer Lade. Er wußte, daß dies Ganze genüge, um einen starken, gesunden Menschen zu töten. Lächelnd goß er den weißen Staub in ein Glas Wasser und trank es über die trockenen Lippen.

Er nahm die Geige wieder unters Kinn und atmete

Digitized by Google

auf. Ihm war, als sei er der endlichen Erfüllung einer undeutlichen Erwartung gewiß. Ihm war plötzlich frei und glücklich; er spielte aus einer Sonate, die Yella geliebt hatte, und mit einemmale war ihm das Bewußtsein für das Schattenkreuz in der silbernen Raute, auf dem er stand, ganz geschwunden. Nur das andere sah er noch, schwer und schwarz wie ein Traum im glücklichen Schlaf. Ihm war, als sei er mit gelinder süßer Müdigkeit in den Gliedern am Ende eines Weges angekommen. Und dann hörte plötzlich alles auf und die schwarzen Arme des Kreuzes ergriffen ihn, legten sich brünstig um seine Brust . . .

Axel war auf dem zerbrochenen Leibe der alten Geige zusammengesunken. Sein Körper lag mit ausgebreiteten Armen auf dem Schatten des Fensterkreuzes. Kleine silberne Lichtteiche standen in seinen tiefen Augenhöhlen. Sie schlossen wie bleiche Siegel das Geheimnis seiner Augen.

Digitized by Google

Der andere Wille

Der Hochsommer hatte für eine Weile unsern kleinen Kreis gesprengt. Er hatte das Gemeinsame unserer Großstadtexistenz für kurze Zeit in jene Einzelleben aufgelöst, zu denen man sich am See, im Gebirge, in den Wäldern oder auf dem freien Lande befreit, um dann wieder in die gewohnte Form seines ehemaligen Daseins zurückzukehren.

Nun fanden wir uns wieder wie vordem zusammen.

Der Tag war sehr heiß gewesen. Jetzt ging die schwere Luft des Abends durch die offenen Fenster des Zimmers, in dem wir beisammen saßen, und die Straße fiel langsam in das stumme Dämmern, mit dem flammende Sommertage verfiebern. Unser Sprechen war schlaff und zögernd, und nur, wenn es sich um die nahen Ereignisse erhob, bekamen die müden Stimmen Schall und Klang.

Wir erwarteten noch einen Freund. Er kam endlich, zeigte sich aber so aufgestörten Wesens, daß eine Frage nicht ruhen wollte; man fühlte, wie ein Ereignis ihn unhaltsam beschäftigte, und er, unserm Erkunden willig nachgebend, versprach, zu erzählen.

Wir wandten uns ihm zu und er begann zu sprechen:

„Heute bin auch ich in der Lage, euch eine Episode mitzuteilen, die in mehr als einer Beziehung sehr merkwürdig, zum mindesten aber ungewöhnlich ist.

Gestern Abend bin ich von einer kleinen Reise zurückgekommen. Ich war in den Bergen acht Tage mit Stein und Sonne allein gewesen und kam in mein Zimmer, als es schon dunkelte. Ich war von Licht und Sonne vollgesogen und hatte eine wundervolle Trägheit in den Gliedern;

Digitized by Google

meine Kleider trugen noch den Geruch heißer Wiesen und die Augen waren noch geblendet von Glanz und Farben, hielten noch das Wunder des Dreiklangs aus Braun, Weiß, Blau, in dem Gestein, Eis und Luft, von der Sonne gelöst, zusammentönten. Alles in mir horchte noch auf die Stille und ich hatte das quälende Gefühl einer feindlichen Fremdheit, mit dem man aus der Natur in sein Zimmer und zu den Dingen seines Alltags zurückkehrt.

Da lag auf meinem Tisch ein großer weißer Brief, und seine hell aufschimmernde Fläche machte sich plötzlich zum Mittelpunkt dieses in Dämmerung ertrinkenden Raumes, in dessen Atmosphäre ich eben wie ein Fremdkörper eingebrochen war. Ich wollte mein inneres Gleichgewicht nicht durch eine Spannung stören lassen und suchte einen schnellen Aufschluß in der Handschrift der Adresse; aber sie war mir fremd. Ich entzifferte, noch zögernd, den Poststempel und wunderte mich, einen Brief aus Kopenhagen zu erhalten. Dann fiel, als ich öffnete, aus dem ersten ein zweiter verschlossener Umschlag. Er trug ebenfalls meine Adresse und zwar in einer Handschrift, deren eigenwilliger Züge ich mich gleich entsann: so schrieb Jeanne Termaelen. Der Brief kam also von Freunden. Hugo Termaelen kannte ich seit einer Reihe von Jahren; er war Flame und ich lebte fast jährlich einige Wochen mit ihm zusammen an der Küste seines Landes. Jeanne kannte ich so lange als er selbst. Die letzte Nachricht von den Freunden erhielt ich im vergangenen Sommer aus Lüttich, wohin sie kurz nach ihrer Heirat übergesiedelt waren, um, wie Hugo mir erklärte, Deutschland nah und dem heimischen Meere nicht fern zu sein. Dann unterbrach der Krieg unsere Verbindung und ich hörte nichts mehr von ihnen. Und nun ein Brief von Jeanne . . .

Voll Ungeduld wollte ich lesen und an den ersten Worten prallte ich zurück, das Unbegreifliche, Unüberwindliche einer nicht geahnten und dem Hirn fernliegenden Tatsache richtete sich vor mir auf. Jeanne Termaelen schrieb: „Hugo ist tot . . .“ Diese Worte rissen mich plötzlich aus allen

Digitized by Google

Zuſammenhängen und ſchleuderten mich ins Grundloſe; die Luft ſtockte vor meinem Munde . . .

Jeanne ſchrieb: „Hugo iſt tot . . .“ und dieſe Worte ſtanden da wie eine maßloſe Gebärde in ſich verſunkenen Schmerzes.

Seltſam, wirklich ſeltſam war das Zuſammentreffen von Umſtänden, das Gewebe der Geſchehniſſe, das ſich zu immer engeren Kreiſen ſpann und ſich endlich zur Kataſtrophe verdichtete. Die Tatſachen ſchließlich waren ja roh und nüchtern: Der Krieg hatte Jeanne und Hugo Termaelen in Lüttich überraſcht, die jähe Umklammerung der Feſtung ſie zum Verweilen gezwungen; durchfiebert von der erregenden Nähe der Heere, entnervt von der furchtbaren Beſchießung und dem Tumult des Haſſes in den pöbellauten Straßen, hatte er, der Friedliche und Gerechte, einem dunklen Zufall erliegend zur Waffe gegriffen, als er ſich dann plötzlich dem beſtürzenden Einbruch der Sieger gegenüber ſah; und er hatte das ſelbſtverſtändliche Los gemeiner Franktireure, den Tod der Erſchießung, erfahren, während vielleicht die erſte Not der Seele in ſein erwachtes Bewußtſein ſtieg.

Jeanne ſchrieb: „Ich kann Ihnen nur ſagen, was geſchah; wie es möglich war, weiß ich nicht; dies alles iſt mir noch heute, nachdem mein Hirn ſich um eine Erkenntnis wund gerungen hat, unfaßbar und unbegreiflich; ich ſehe weder eine Beziehung, noch einen Zuſammenhang . . .“ Dann wiederholte ſie es noch einmal, als wolle es ihr jetzt noch nicht wirklich werden: „Hugo iſt tot . . .“ und diesmal war es ein wilder, leidenſchaftlicher Einſpruch gegen das Schickſal . . . Heute, nach zehn Monaten, iſt es noch nicht ganz in ihr Bewußtſein eingegangen, daß das Leben eine ſeiner Sinnloſigkeiten an ihm begangen, daß es ihn einer ſeiner hergewehten Zufälligkeiten geopfert hat.

Und dennoch, verlangt dieſes Schickſal nicht, daß wir es entwirren, daß wir es bloßlegen und aufklären, wir, die wir keine Zufälligkeiten hinnehmen, die wir die Zügel unſeres Lebens in der Hand behalten wollen? Müſſen wir

Digitized by Google

es nicht deuten, da es wie das Orakel eines dunklen Gottes zwischen uns geschleudert ist?! — So hört denn, wie es geschah . . .

Die Straßen ertranken im braunroten Glühen des August. Ueber das glänzende Grün der Alleen schauerte die Sonne. Von den Vorstädten herein schwälte der widerliche Geruch von erstickten Bränden, während den tiefen Gärten voll durstenden Laubes und brennender Blumen ein welker Duft entquoll, der die weißen Villen im Außenkreis der Stadt umfieberte.

In die hohle Stille fiel, mit schweren Pausen, der harte Metallschlag der Geschütze, der splitternde Lärm der Explosionen. Er stürzte polternd, brüllend, schmetternd durch die Atmosphäre wie durch einen Schacht, auf dessen Grund die Stadt lag. Die Forts auf dem Hügelring des Maasbeckens rasselten wie gigantische Trommeln, wenn die Granaten den rasenden Wirbel schlugen. Der Fluß quoll flammend aus den mittagsheißen Essen des Horizonts durch versengtes Land.

Die Luft ballte sich zu einer ungeheuren Schwere und strich wie Molochsatem durch die Straßen, in wahllos zusammengeschwemmten Menschenknäueln Tumulte entflammend, erregte Haufen in jäher Panik auseinandersprengend, angstverschnürten Kehlen den wilden Schrei entreißend, hirnwirrenden Taumel in wutheißen Sinnen entzündend, während sich draußen im Umkreis eine Schlacht auskämpfte.

Durch die Gemäuerporen drang die Erregung zu Hugo Termaelen und störte ihn auf, umsirrte ihn wie Moskitos. Sein Gehör war noch zerrissen von den unvergessenen, vergangenen Stunden, wo die Stadt von wilden Explosionen durchdröhnt, unter den erzenen Kolbenstößen der Granaten und Bomben im dunklen Mörser der Nacht gelegen, sein Gesicht wund von den vernichtenden Ausbrüchen der Feuersbrünste und seine Nerven von der Ewigkeit bebender Erwartung erschüttert. Betäubend umgab ihn nun das dumpfe Zimmer und als er ein Fenster öffnete,

Digitized by Google

sprang das grelle Licht ihn an wie ein gelber Tiger. Voll neuer Unruhe wanderte er durch das stille Haus, schritt durch die dämmrigen Gänge, klinkte Türen auf und wußte nichts um den Sinn all dieser Handlungen, die mechanisch und ohne Absicht geschahen. Aber plötzlich fand sein Denken einen festen Punkt.

Er stand in der Türe zu Jeannes weißem Zimmer und ein weiches Leuchten ging über die Dinge. Das Fenster lag wie eine sanfte Ampelscheibe hinter dem Raume. Ueber die Lehne eines Stuhles hing ein weißes Kleid, eine weinrote Rose haftete im Gürtel. Zärtliches Verlangen nach Jeannes Gegenwart quoll um seine Gedanken, der Wunsch, sie möge in diesem durchleuchteten Zimmer anwesend sein, schmerzte ihn mit seiner Unerfüllbarkeit, denn er wußte, daß sie ausgegangen war. Und plötzlich fühlte er die Gefahr der Stunde, in seine Schläfen stieg eine wahnsinnige Angst.

Er starrte auf die Rose, die vom Stoffschaum wie ein schwerer Bluttropfen schlaffte, der gleich fallen und zerspringen mußte. — Warum dachte er in dieser Minute an Blut? — O Furcht der Liebe! — Warum wurde sein Bewußtsein unklar und fiebernd in dieser Wachheit des Tages? Sein Auge ergriff noch einmal mit wilder Zärtlichkeit das lichte Bild dieses Raumes und schloß dann das Lid über ihm wie ein heiliges Siegel.

Ganz behutsam zog er die Türe zu und schob den Schlüssel in die Tasche, ohne zu wissen, weshalb er dies tat. Eine Verwirrung war in sein Herz gekommen und mischte sich in sein Blut. Sein Denken kreiste um Jeanne, sein Gefühl suchte sie und fand sie nicht. Und so stieg er in die gellenden Straßen hinab, in denen stockend die heißen Lichtwellen des Nachmittags gingen. Er wollte Jeanne finden . . .

In schwüle Stille versunken, nur übersplittert vom Lärm der Schlacht, die draußen um die Hügel schäumte, lagen die Vorstädte. Die Stadt hatte sie ausgesogen bis auf den letzten Mann und drinnen brodelte es nun im heißen Tiegel des Augenblicks. Eine Glut entatmete dem

Digitized by Google

Boden, als brännten die ſchwarzen Kohlenwälder tief unter den Fundamenten der Stadt in roten Flammen. In den Menſchen ſiedete das Blut und ſchlug ſeine heißen Kreiſe.

Hugo Termaelen ſtarrte in das weiße Flackern der Geſichter und meinte, aus dem wogenden Rhythmus der Maſſen müſſe wohlbekannt Jeannes ſanfter Gang hervorbrechen. Aber die Stadt verſchloß ihm ihre Erſcheinung und in der Gefangenſchaft unbekannter Straßen und Plätze war ſie ihm fern. Eine immer ſtärkere Unruhe kam in ſeine Schritte. Er ſtreifte, taumelnden Ganges und unſicheren Blickes, die hin- und hergeſtoßenen Haufen Volkes, ihn ſtießen aufgeſcheuchte, verſchreckte Hunde an. Vom durchraſten Fahrdamm ſpritzten Lärmwellen über ihn hin und zerſprühten ziſchend an den Mauern, an denen die Fenſter offen klafften wie ſchreiende Mäuler. Grelle Fahnenzungen hingen aus ihnen herab und kein Wind kam, um ſie zu blähen und anfeuernd über die Aufregung der Menge zu werfen. In den langen Alleen ſtanden die Bäume verzehrt vom Feueratem der Atmoſphäre. Im formloſen Getümmel, das die Straße auflöſte, ſuchte Termaelen Jeanne und die Erfolgloſigkeit enttäuſchte ſeine maßloſe Erwartung.

Er durchſchritt dieſelben Straßen zum ſoundſovielten Male, ward von ihnen in den rauſchenden Strudel derſelben Plätze geſtoßen, und im Wehren gegen das Sinnloſe dieſes Geſchehens zerbrach ſein Widerſtand. Er fühlte: was die andern dunkel umſpannte und einte, das griff nun auch nach ihm und wollte auch ihn auflöſen in der Maſſe. Aber er wehrte ſich, er wollte ſein eigenes Wollen, ſein eigenes Handeln, ſeine eigene Erwartung und Angſt haben. Und mit einem fragenden Staunen, mit einem unwiſſenden Verwundern ſtarrte er in die aufzuckenden Geſichter, die alle den Widerſchein dieſer Stunde trugen: in die bleiche ſchlotternde Angſt der Bürger, die blutige Not der Frauen, die freche Wildheit der Mädchen und die fahle Verruchtheit der Burſchen aus dem Maasviertel, den verſchlagenen Haß der Bettler und Diebe. Eine Welt, chaotiſch, wild, geſetzlos, umgab ihn und berührte ihn feindlich, aber irgendwie wußte

Digitized by Google

er sich ihr dennoch verbunden. Sein eigener Rhythmus kämpfte gegen den Rhythmus der Massen an; er wollte frei bleiben in dieser Stunde, frei für die Erkenntnis und das Wissen, für das Dasein und die Liebe, frei für sein Schicksal, über dem sich eine unbewußte Gefahr zusammenballte.

So ging er weiter, um abermals vor den Brandstätten der verflossenen Nacht, der ungeheuren Gegenwart des Krieges, den sein Hirn noch nicht faßte, gewahr zu werden: in helle Häuserblöcke eingesprengt, sah er die schwarzen Trichter der Bombeneinschläge. Angekohlte Giebel starrten wie grausiges Zierwerk vor dem Getrümmer der ausgelohten Wohnstätten. Die eiserne Spirale einer Wendeltreppe, aufweisend in den schuldlosen Himmel, entwandt sich dem Geröll, über das Menschen sich wie platte Asseln verbreiteten. Er sah, und seine Liebe und Furcht um Jeanne wurde noch größer: er suchte in ihr die entflohene Ruhe, die Abwehr der Gewalt, die sanfte Umarmung des Friedens, die Abkehr von der Sinnlosigkeit des Krieges, der die Menschheit in seine Kelter stieß. Er war ganz wund von der Vergeblichkeit seines Suchens . . .

Und plötzlich ging eine neue Erregung durch die brausende Straße und warf ihren Schall an den Häusern hoch. War es eine neue unbestimmte Nachricht von der Schlacht draußen, die hereingeflogen kam, war es ein wildes Gerücht von Sieg oder dem Tod Tausender, von Niederlage und hundert zerrissenen Hoffnungen? Er wußte nichts; er fühlte nur, wie er allein andern Willens und anderer Erwartung war als diese Menge, die von einer Atmosphäre von Wut und Feindseligkeit durchdrungen und gesättigt war. Ihr Flüstern, Schreien und Schweigen war aufgepeitschter Haß und verhaltene Drohung, und die fieberfeuchten Blicke aller Augen verabredeten ein Gemeinsames, das sich aus Dumpfheit grell erhob: Gewalttat. Er unter allen allein ein Friedlicher, einer der waffenlos und ohne Hinterhalt der Gedanken kam, an dem die gellenden Peitschenschläge des heißen Aufruhrs vorüberfuhren, er allein

Digitized by Google

Willens, vom Kampfe sich reinzuhalten, ein maßlos Liebender unter den Scharen Hassender zu sein . . .

Aber nun erstarrte plötzlich dies drängende Wogen der Haufen in einer abgebrochenen Bewegung, in einer jähen Stockung stand sie still und unbewegt lag die Schwüle eingefangen im Engpaß der Straßen, flammender brannte das Rot in den Fahnen, weißer glomm der Schein der umdämmerten Giebel und tiefer schwiegen die verlassenen Fenster. Fluchende und Erbleichende, aufgerissenen Mundes, die Faust ballend, wichen in dunkle Haustore. Und bestürzend schnell spaltete eine erwartende Leere die beiden Seiten der Straße mit ihren schweigenden Menschendämmen. Termaelen stand, umklammert, festgehalten, eingefügt wie ein Stein im Gemäuer. Sein leeres Gesicht hielt sich dem Kommenden wie ein bleicher Spiegel entgegen.

Schallender kam ein schweres Geräusch über das Flüstern und Lauschen. Die ferne Straße warf den Hall tausendfüßigen Anmarsches, der sie erfüllte, voraus. Stieg ein dunkles Meer rauschend, tosend in die ertrinkende Stadt? — Da kamen, grau wie staubiges Eisen, mit plätscherndem Hufschlag wogende Schwadronen, Vorläufer eines großen Heerbannes. Sie flossen, heiß aus der flammenden Esse der Schlacht, in das dumpfe Starren und Schweigen des Volkes, in die fremde Form der eroberten Stadt. Der Glanz der nackten Säbelklingen zitterte im Erblassen der Luft und die Gesichter glühten wie still durch den Sommerabend getragene Lampions.

Termaelen begriff diesen Einmarsch als ein gesetzmäßig und bestimmt sich Vollziehendes und dennoch war es Gewaltsamkeit, die hier geschah. Eisern und hart stieß das Heer, wie der Hirschfänger in den blutwarmen Leib erlegten Wildes, in die gefallene Festung.

Und endlos quoll der Erzfluß singender Regimenter zwischen der fröstelnden Wut des Volkes. Gesang und rauschende Schritte zwischen schweigenden Menschenufern. In ihnen duckte sich der Haß und ihre Gesichter schienen bleich in den werdenden Abend. Die verschrumpften Bäume

Digitized by Google

über ihren Köpfen atmeten mit müden Lungen und ihr Laub knisterte.

Unbekümmertes Selbstgefühl und Gewißheit der Kraft schwoll im Gesang der Sieghaften, brach als heller Triumph über die Eintönigkeit des Marschierens, durchklang den lebendigen Augenblick, der sich vom hundertfältigen Sterben eben versunkener Vergangenheit hinüberschlug zu den dunklen Toden des Zukünftigen.

Termaelen fühlte um sich den Haß, den Angst und bleiche Feigheit hinderten, Tat zu werden. Das Gefühl, allein ein Friedlicher zu sein, erhob ihn über alle und wollte ihm heitere Freiheit und Klarheit geben, aber noch hielt ein dumpfes Befangen ihn gebunden. Und während er noch stand, vom hinfließenden Bilde der Straße nicht losgelöst, sah er auf der andern Straßenseite, hinter einem Gitter flimmender Bajonette, hinter dem Undurchdringlichen einer grauen Mauer, die sich unabläſſig, ohne zu enden vorüberschob, und deren harter Gleichtakt das Gehirn schlug, sah er dort Jeanne stehen. Ihre Augen kamen wie durch einen Schleier hervor zu ihm und das Lächeln, nach dem er sich gesehnt, hing an ihren Lippen. Mit weicher Flamme brannte über der weißen Stirn ihr Haar und aufgelöst verschwebte der geliebte Umriß ihrer Gestalt.

In diesem Augenblick versank für Termaelen die wilde Wirklichkeit der Stunde, das im Bewußtsein noch nicht ganz aufgegangene Geschehnis, das Ungeheure des Krieges, die Unheimlichkeit des Hasses, das nahe Sterben Tausender, Ungewißheit und Schrecknis, vor der süßen Selbstsucht seiner Liebe. Er brach sich aus der festen zufälligen Umklammerung der Menge eigenwillig heraus, löste sich aus der erstarrten Mauer ihm fremden Hasses und machte ein paar stürzende Schritte hinüber zu Jeanne. Aber jäh prallte er an den undurchbrechlichen Widerstand des Heereszuges, taumelte, warf sich verwirrt vom Zusammenstoß wiederum vor, und in Abwehr seiner mißverstandenen Bewegung kam jener Stoß, der ihn betäubte und zurückschleuderte an die wieder geschlossene Mauer der Menge. Seine Hände

Digitized by Google

flogen, im Sturz, geschreckt, krampfhaft nach einem Halt suchend und das Vorspringen eines Haufens von Männer fing ihn und richtete ihn auf.

Da aber, noch unbegriffen, fühlte er, daß er die Leere seiner tastenden Hände verloren hatte, daß etwas Heißes und bisher Verborgengehaltenes zwischen seine Finger geklemmt war, und vom jähen Vorhandensein einer Waffe — ja, einer Waffe, die ihm mit dunkler Absicht aufgedrungen, wurde sein friedlicher Wille roh überwältigt. O wahnsinniges Schicksal, das den Friedlichen zum Waffenträger des Hasses macht!

Mechanisch funktionierend feuerte die bewaffnete Hand auf ein Ziel, das im Mittelpunkt einer Scheibe von kreisenden Gesichtern lag. Der harte Schall des Schusses stieg auseinanderbrechend, ein gellender Springstrahl, in die gespannte Luft, spritzte erregend über die Massen. Dunkle Menschenkreise quirlten, heiße Schreie flogen auf, Bajonette spreizten drohend.

Einen Augenblick öffnete Termaelen, zwischen erhobenen Gewehren stehend, die Augen, deren Verwundern unermeßlich war. Das Letzte, was sie wie eine purpurne Vision von diesem unbegreiflichen Tumult ergriffen, war die Gestalt eines Toten, der mit einem Blutband überm Gesicht auf dem heißen Asphalt lag. Dann klappte sein Kinn auf die Brust, kein Wehren gegen den sinnlosen Schicksalsvollzug, kein Auflehnen gegen die Bewußtlosigkeit war in ihm. Nicht nach Jeanne mehr fragte sein Denken, das aufhörte mit der dumpfen Erkenntnis des widerspruchsvollen Schicksals. Ganz ergeben, zerbrochen, leblos gehorchte er der fremden, an sein Gehör schlagenden Stimme, die ihm befahl. Und zwischen den Bajonetten der Soldaten schritt er zur Erschießung.

Und Jeanne? Sie war nicht bei ihm in diesen Minuten. Sie erfuhr das ihr Unfaßbare erst, als die schnelle fiebernde Zeit schon darüber hinweggegangen war, nachdem sie, zurückgekehrt, bebende Stunden des Erwartens durchlitten. Vielleicht hatte nur in jenem Augenblick seine

Digitized by Google

Sehnsucht sich zu ihrer Gestalt verdichtet und ihm die endliche Erfüllung seines heißesten Wunsches vorgespiegelt, bevor er starb, verschlossen in sein dunkles Schicksal . . .

So sah ich es, auf Jeannes Brief starrend, der sich mir wie ein Fenster in eine grauenhaft aufgewühlte, zerstörte, gärende Welt geöffnet hatte, und aus den Zeilen klang auflehnend, anklagend die stumpfe Wiederholung ihrer Worte: „Hugo ist tot . . ." Nichts als das, und man sah dazwischen klaffend die trostlosen Abgründe ihres Frauenschmerzes . . ."

Als der Erzählende schwieg, sagte ein Zweifler: „Was soll uns diese Geschichte?"

Unser Freund erhob sein verwundertes Gesicht und antwortete, über den Frager hinwegsehend: „Eine Brücke sein zu den Geschehnissen — wem sie nicht mehr sein kann."

Der Zweifelnde lächelte kühl und unverletzlich. „Sie sind ein Dichter," sagte er, und seine Höflichkeit war erdrückend. „Sie haben Ihre Geschichte natürlich erfunden, um uns etwas zu beweisen; denn" — und er holte weit aus — „woher wollen Sie wissen, wie die Zusammenhänge in diesem Geschehen liegen, woher wollen Sie die Tatsachen kennen, mit denen man rechnen muß . . .?"

„Vielleicht haben Sie recht, und ich bin auch hier, wo es sich um Wirkliches handelte, Dichter gewesen . . ." sagte unser Freund, „und Dichter rechnen nicht mit Tatsachen; sie sehen die Endsumme eines Schicksals und kennen die Nenner . . . Aber verstehen Sie denn nicht, daß alles so zusammenhängen muß, daß die Erfüllung nur diesen Weg, den ich zeigte, gehen konnte?! — Erwägen Sie dies, und es wird Ihnen gleichgültig sein, ob das Schicksal oder ein Dichter die Dinge zu jenem Ende geführt hat . . . denn es bedeutet in jedem Falle dasselbe . . .

Und fürchten Sie nicht, ich möchte anklagen wollen . . . Eine menschliche Macht nicht . . . Ich würde vielleicht in demselben Falle ebenso gehandelt haben, ich meine, vom Fieber des Krieges entzündet, den Tod in die Hand nehmen und ihm ein Ziel geben . . . Vielleicht auch andere unter

Digitized by Google

uns . . . Aber ich würde dann vom Feinde nichts anderes erwarten, als an die nächste Mauer gestellt und erschossen zu werden; denn er kann nach Gründen und Zusammenhängen nicht fragen, er muß trachten, auch die Gerechtigkeit in ein schnelles und einfaches System zu bringen . . ."

Der Zweifler lächelte; die andern schwiegen und begriffen.

Digitized by Google

Die Flucht ins Bürgerliche

Als der Zug vor dem niedern Stationsgebäude anhielt, sprang Georg Salbach mit seinen zarten bananengelben Schuhen auf den Kies des Bahnsteigs. Er reichte Alice von Basserodt seine feine Hand ins Abteil zurück und geleitete sie zum Wagen.

Der Stationsvorsteher trat in seiner roten Mütze vom Telegraphen und begrüßte draußen die Gräfin und ihren Begleiter mit der Verbeugung, die er sich zugelegt hatte für die Schloßherrschaft, als er auf die Station gekommen war. Oben am Hause wurde ein Fenster geöffnet. Ein Mädchenkopf, eine breite rote Schleife im Haar, bog sich heraus.

Alice trat zu den Pferden und sprach mit Friedrich, dem alten Kutscher, auf dessen Gesicht die alte Lakaienmaske so schlissig geworden war, daß überall der Mensch hindurchschaute. Der Wagen hatte zu Frühjahr neuen Lack bekommen, und er stand glänzend in der Sonne.

Ueber die Schulter weg lachte Alice Georg an. „Es duftet nach Heimat," sagte sie und sog die Luft durch ihre empfindsame Nase; und in der Hand zerknüllte sie das kleine Taschentuch, das nach französischen Essenzen roch. Ihre Rechte im weichen Handschuh strich über den gepflegten Hals des Pferdes.

Georg dachte: „Ob sie weiß, wie gut das Bild gestellt ist: ihr blondes Haar vor dem Rotbraun des Pferdes, mit den warmen Lichtern darauf?" — Sie trug ein Reisekleid aus graugelbem, englischem Stoff, die Aermel ums Handgelenk herum mit schneeigen Batistkrausen besetzt, ein volles Spitzenjabot über der Brust. — Die Pferde beschnupperten Georg, der ihnen fremd war.

Digitized by Google

Friedrichs Peitsche knallte über die beiden Gäule. Georg saß neben Alice, die ihren grünseidenen Sonnenschirm gegen das scharfe Licht spannte. Ein weicher Schatten breitete sich über ihr Gesicht. Sie strich Stirn und Wangen mit parfümiertem Puder; ein feiner Staub blieb auf der Haut liegen und machte sie seiden.

Der Wagen fuhr zwischen Feldern. Er hatte eine breite Landstraße unter sich. Die Grasbänder an ihrem Rande waren staubgrau und sahen durstig aus, und die kleinen Platanen zu beiden Seiten waren dürftig und schmächtig wie Häuslerkinder und konnten keinen Schatten geben. Staub lag in der schweren durchhitzten Luft.

Georg war müde und schläfrig; aber er hätte den Weg lieber zu Fuß gemacht. In den Polstern war ihm heiß und unbequem. Alice war von dem schwülen Tage erschöpft, und sie schloß manchmal die Augen vor dem Lichte. Ihre Hände lagen nebeneinander auf dem Sitz, beherrscht, zurückhaltend, in dünnen zärtlichen Lederhandschuhen.

Es war bis zum Schloß eine gute Wegstunde. Das Land war eben und grellfarbig wie ein Libellenflügel. Weißliche Lichter schimmerten überall auf dem vielfältigen Grün, das fast gar keinen Schatten trug. Graubraune Flächen frisch aufgeworfenen Bodens lagen dazwischen. Saatfelder standen im seidigen Glanz unbeweglichen Wassers. Drüben ging ein stämmiger brauner Gaul am Pfluge. Das dreieckige Erdmesser blitzte, wenn es die Schollen hob und auf die Seite legte. Der Bauer schritt stumpf den Furchen nach; sein Gang stockte im Erdreich und in Trägheit. Töne zogen schläfrig und schwerfällig über das Land, als sitze einer irgendwo im Weizen und streiche auf einer müden Geige eine einfältige dünne Melodie. Aber es waren die Insekten im Grase, die ihr heimliches Leben an die große Mittagsstille verrieten.

„Wie ruhig einen das macht," sagte Alice, „ruhig und gut. Die Heimat begrüßt einen immer wie eine alte Kinderfrau; man fühlt sich geborgen bei ihr."

„Wenn wir das Bedürfnis haben, uns bei irgendwem

Digitized by Google

zu bergen, dann haben wir Angſt vor etwas," entgegnete Georg nachläſſig. „Im übrigen finde ich Kinderfrauen höchſt langweilig."

Alice verzog den Mund. „Mag ſein, bei Ihnen . . . Aber in unſern Familien repräſentieren ſie ein Stück Vergangenheit. Sie geleiten Generationen ins Leben, und das gibt ihnen etwas Ehrfürchtiges . . . Und keiner von uns würde ſich das Recht nehmen, ſie lächerlich oder langweilig zu finden . . . Wir achten uns ſelbſt in ihnen."

Georg ſpielte ſcherzend den belehrten Schüler, und Alice ſchlug mit dem Handſchuh nach ihm und lachte. „Aber wie finden Sie denn meine Landſchaft?" fragte ſie, als ob ſie frage, wie ihr Hut ſie kleide, wie eine Toilette ihr ſtehe.

„Als Hindergrund für Ihre Perſon können Sie ſich keine beſſere wünſchen," ſagte Georg. „Sie vertragen das viele Licht ausgezeichnet, und das Grün hat die rechten Töne getroffen. Sie können zufrieden ſein. Alles tritt beſcheiden und diskret hinter Ihnen zurück, Alice ... Aber ſehen Sie, ich verliere ungemein in dieſer Beleuchtung — ja, ja, tröſten Sie mich nicht. Sie werden es ſelbſt ſehen. Ich mache mich nicht in Freilicht, denn ich bin kein Junker . . ."

Alice fügte ihre Finger bebend zwiſchen die ſeinen. „Sie unterſchätzen ſich, Georg . . ."

„O nein, gewiß nicht. Ich habe mich ausſtudiert. Ich ſpiele kein Inſtrument beſſer als mich; daher kenne ich mich. Ich habe diesmal, glaube ich, eine undankbare Rolle angenommen. Undankbare Rollen ſchicke ich ſonſt immer einfach dem Direktor zurück." Und Georg lachte beluſtigt.

„Aber die See?" fragte Alice. „Sie fühlten ſich ungemein wohl an der See."

„Das iſt etwas anderes. Die See iſt die günſtigſte Dekoration für uns Menſchen. Unſere Seele braucht einen ſolchen Umbau; und das Meer kommt dem entgegen durch ſeinen ſteten Wechſel, durch ſeine ewige Bewegung. Es untermalt unſere Erregungen und Gefühle, es gibt unſerer Silhouette intereſſante Umriſſe. Und darauf kommt es zu guter Letzt doch an. Ich bin Schauſpieler genug, um das

Digitized by Google

zu wiſſen — Sie Dame." — Georg ſchmähte gern, als ſei er in eine Loge vor die bunte Bühne des Weltlaufs geſetzt, um an den Geſchehniſſen Kritik zu üben.

„Sie ſagten vorhin, Sie fühlten ſich geborgen hier... Ja, wovor fliehen Sie denn, Alice?" fuhr Georg fort.

„Fliehen?" ſagte Alice. „Ich fliehe nicht. Aber oft kommt eine große Unruhe in unſer Blut und niſtet in unſerm Herzen. Unſer Blut iſt müd' und alt, ſagt Onkel Egon, und darum trinkt er viel Wein, es zu erneuern und ſtark zu machen. Mich quält dieſe Unruhe im Blut. Als wir jung waren, nannten wir es Verliebtheit, oder es ſchien uns Ballfieber zu ſein, oder Eiferſucht auf irgendwen. Aber wie heiße ich es jetzt?"

Georg meinte: „Wir hätten am Meer bleiben ſollen. Das überrauſcht alle Stimmen in uns. Das kann einem auch manchmal ſo eine „Kinderfrau" ſein."

Und Georg ſchwieg, und Alice ſchwieg, jeder in ſeiner Wagenecke. Aber ihre Hände berührten ſich auf dem Sitz zwiſchen ihnen. Und Alice dachte, wie ſonderbar es ſei, daß ſie hier neben dieſem jungen Menſchen ihrer Heimat zufuhr, auf dieſer Landſtraße, wo jeder Stein ſie kennen mußte, hier, wo ſie alles kannte, wo nichts ihr unerwartet kam. Wie ein altes gutes Bild ruhte dies alles in ihr. Sie würde neben ihm durch den Park gehen; Mutter würde an der Treppe zur Terraſſe ſtehen und ſie küſſen, und ſie würde in ihrer Jungmädchenſtube wohnen.

War ſie ſo lange fortgeweſen, daß ſie ſich deſſen nur mit einem ſonderbar ſchweren Gefühl beſann? Bei Gott, es war nicht lange Zeit, aber das eilige Leben hatte ſich zuſammengepreßt in eine knappe Spanne. Wie Blumen preßte es die Erlebniſſe und legte ſie flach und mit toten Farben zwiſchen die Blätter der Tage. Zwei Jahre hatte ſie die Mutter, das Haus nicht geſehen. Aber über zwanzig waren es, als ſie zum erſten Male das weiße Giebelſtübchen, mit den zwei Fenſtern gleich in die Sonne, verließ. Die Ehe hatte ihr immer ein gutes, amüſantes Geſellſchaftsſpiel geſchienen, und ſie bekam viel Geſchick und eine ſchöne

Digitized by Google

Gewandtheit darin. Auch hatte sie an dem Grafen Hamilkar von Basserodt nichts auszusetzen. Sie fand es, wie er, angenehm, in der Stadt zu wohnen. Das Leben, wie er es sich eingerichtet hatte, paßte auf ihn wie der Handschuh auf seine Hand; es war elegant und vornehm, und drückte nirgendwo. Er behandelte Alice zärtlich und gütig, und er besaß den beherrschten Sinn für die Kostbarkeit einer Frauenseele. Neben ihr liebte er noch seine Parfüme und seine englischen Kupferstiche. Jeden Tag versuchte er neue Mischungen seiner Essenzen, band die großen Ledermappen auf und ließ die Blätter langsam durch seine sanften Hände gehen, legte die Locken auf Alicens Scheitel zurecht und war zärtlich zu ihr. Aber er hatte ein müdes Herz, das zeitig der Ruhe bedurfte, und auch dieses frühe Sterben war seinem Wesen angemessen und war gleichsam von ihm selbst in das Programm seines Daseins hinein verzeichnet. Denn „ein Edelmann muß im Umkreis seiner Existenz verfügen und anordnen; er darf nichts dem Zufall und andern überlassen; er muß die Kompikationen des Schicksals übersehen und den Mechanismus des Daseins darauf einstellen", sagte er.

Für Alice war es bei seinem Tode wie ehemals, wenn sie in der Schule zu Ostern in eine neue Klasse kam. Ueber die Aufregung hinweg bedrängte sie zunächst das Neue. Mit einem Male war alles anders. Das Fremde trat hart an einen heran und sah einem ins Gesicht, daß man hätte weinen mögen; aber man war es auf einmal gewohnt und gar nicht fremd. Und man beruhigte sich wieder. So ging es ihr nun mit dem Witwentum. Man konnte zeigen, daß man auch dem gewachsen war und das Leben für sich zurechtzuformen wußte. Graf Hamilkars englische Stiche blieben in ihren Mappen begraben und wurden vergessen, trotz ihrer hohen Schönheit. Aber der lebendige Wert von Alicens Schönheit erweiterte ihr die Umwelt ihrer Person. Ihr Schicksal büßte an Einfachheit ein, es komplizierte sich. Sie nahm eine neue Schneiderin; die Form des Kleides blieb gleich, es wechselte nur die Farbe. Sie trug ein Jahr

Digitized by Google

Schwarz. Aber sie wies alles zurück, was nicht zu ihr stimmte. Mit ihrem Leben war es ebenso.

Alice seufzte. Warum strichen ihre Gedanken so um diese fernen Bilder, warum gingen sie wie auf einem Friedhofe zwischen versargten Erinnerungen? — Ihr Blick ging über die Landschaft und kehrte auf Georg zurück, der aus zusammengekniffenen Lidern ins Licht blinzelte. Auch ihre Gedanken sammelten sich auf ihn. Sein träges Ruhen ließ es zu, daß man sich in Gedanken mit ihm beschäftigte. Gedanken sind so vornehm; sie werden nicht laut und machen die Hände nicht schmutzig. Sie sind angenehme Unterhalter und haben die Delikatesse, uns nicht zu widersprechen.

Aber Alice kam mit ihren Gedanken nicht recht ins Reine. Da waren wunderliche alte Herren mit nachdenklichen Aristokratengesichtern, die zu etwas wie Familienrat zusammentraten und eigensinnig an ihren alten Formeln festhielten. Da fand die Tatsache, daß Alice diesen jungen Schauspieler, der da neben ihr lehnte, zu ihrem Freunde gemacht, keinen Beifall, zum mindesten sprachen ein paar Stimmen dagegen. Alice besänftigte sie, ein Beschluß unterblieb.

Im Winter war Alice dem Georg Salbach in der Stadt an einem der illustren Abende im Hause eines Großkaufmannes, der noch eben mitzählte, begegnet. Und aus dieser Begegnung hatte die gewandte Frau, deren vierzig Jahre einem erst bei einer engern Gemeinschaft zum Gefühl kamen, etwas wie Freundschaft gemacht, die, mit wechselnden Graden, auf beiden Seiten oft sehr heftig wurde und wie ein guter alter Wein in den Kopf und das Blut ging. Als die Spielzeit des Theaters zu Ende ging, hatten sie beide keinen Grund mehr zum Bleiben in der Stadt. Sie liebten und suchten die See ihres weißen, nordischen Lichtes wegen, um ihrer gewaltsamen Lebendigkeit, um ihrer Morgenstunden und Nächte willen. Sie durchkosteten ihre Liebe in allen Stimmungen.

Jetzt sollte zu dem noch die Stille kommen, das Idyll. Nach der reichen Lebendigkeit ihres Frühlings sehnte sich

Digitized by Google

Alice nach Ruhe, nach Trägheit. Da fiel ihr das weiße Herrenhaus, mitten im breiten Lande ein, mit den gekühlten Zimmern und den Schwalben am Giebel. Und sie setzte sich hin und schrieb, kündigte sich und den Gast an, war lieb und gütig gegen Mama, grüßte Tante und Onkel und setzte allen Bedenken ihre geraden, starren Worte entgegen. Und sie hatte sich wieder auf den heimischen Sommer gefreut, der ganz anders war, den sie so lange versäumt und der doch für sie leer und bereit stand wie ihre weiße Mädchenstube. Sie brauchte nur zu kommen. Und da war sie nun . . .

Jetzt fuhr der Wagen durch den Wald. Nun war es nicht mehr weit. Staubig schleppte sich die Straße zwischen den Stämmen hin. Oben griffen die Aeste beinah ineinander, und nur ein ganz schmaler, seidiger Streifen Himmelblaus wurde sichtbar. Die Räder knackten auf verstreuten Zweigen vom Winter, und der Hufschlag brach die Waldstille. Erlen und Eichen standen durcheinander. Zart und weiß schimmerten Birken dazwischen wie nackte Mädchenkörper. Sonne rieselte durch den hochgespannten Blätterteppich; golden und schwer rann sie an den Stämmen der Lärchen herab; von den Wipfeln der Buchen troff sie und stand in goldenen Lichtlachen auf grünem Moos.

Auf einem Hügel waren Föhren wie stumme Asketen zusammengetreten. Braun und verbrannt lag der Boden um ihre Stämme. Oben wärmte die Sonne das rote, leuchtende Kupfer ihrer Borke, und ein heißer, starker Geruch nach Harz verbreitete sich von ihnen in die Luft. „Wie alte, schwarze Goldheilige in süditalienischen Kirchen," dachte Georg. Religion und ihre Gegenstände betrachtete er dekorativ.

Es duftete nach Blumen, die man nicht sah, herb und süß gemischt in der schweren Luft, die man beim Atmen förmlich auf den Lippen schmeckte. Es war köstlich und schätzenswert, diese Sommerstille behaglich auszukosten, ohne Anstrengung, ohne Bemühung, nur mit ein wenig Gefühl und Bewegtheit.

Aber als sie aus dem Walde heraus kamen, wurde

Digitized by Google

Alice doch ein wenig fiebrig vorm Wiederſehen. Drüben ſtand der Park, ein dicker gründunkler Wall um das weiße Herrenhaus; abwehrend, wie ein Windmantel gegen die Stürme von draußen, wie ein Lärmfang gegen das Laute, das in der Welt war, und mit dem die Schloßleute nichts zu tun haben wollten.

„Wir ſind da, Georg," ſagte Alice und zupfte Georg am Arm.

Er rührte ſich und entgegnete: „Ach, Gott, ſchon? —"

„Aber Georg," lachte Alice, „Sie ſind ja entzückend höflich . . ."

Er antwortete ſchläfrig: „Es iſt ſo anſtrengend, neue Menſchen kennen zu lernen. Und dann noch gar Ihre Mutter, und Ihre Tante, und wer ſonſt noch — und die alten Erinnerungen, die ganze Vergangenheit . . ."

„Mein Lieber, Sie vergeſſen . . ." bemerkte Alice, „Vergangenheit . . . Sie ſind ſicher vor ihr. — Sie iſt da, ſie geht um uns herum, aber wir ſprechen nicht von ihr. Sie iſt zu ſelbſtverſtändlich für uns. Wollten wir von Vergangenheit ſprechen, wir kämen darüber zu nichts anderm. Wir halten es mit ihr wie mit unſern alten Dienern: ſie ſind bei uns zu alt geworden, als daß wir ſie entließen."

Das weiße Haus ſchimmerte ſonnenglänzend durch die Parkbäume. Breit wand ſich das kiesweiße Wegband zu ihm hinüber. Die Raſen flimmerten wie friſche Lackflächen, und das friſchgeſprengte Gras roch friſch und feucht. Auf den Beeten ſtanden die Sommerblumen mit naſſen Kelchen. Von den Blätterrändern tropfte es diamanten ab.

Der Wagen rollte über den naſſen Kies. Am Fuß der weißen Treppe umarmte die alte Gräfin Wolmerod ihre Tochter. Alice hatte feuchte Augen und ſtrich der Mutter übers weiße Haar, das dünn und eng um die Schläfen lag. Auf der erſten Treppenſtufe ſtand erwartungsvoll Tante von Blaskow. Sie trug ihr ſchwarzes Spitzentuch überm Arm hängend und ließ ihren frommen Blick auf Alice ruhen. Georg kam ſich für den Augenblick überflüſſig vor und fühlte ſich unbehaglich, bis Alice ihn heranzog und

Digitized by Google

vorstellte. Und wie sie diese Handbewegung zu ihm hin tat, war es, als sei er damit in die Abgeschlossenheit dieser Menschen einbezogen, in ihre traditionsstarre Kaste aufgenommen.

„Kind," sagte die alte Gräfin, „du hast mich lange warten lassen," und sie lächelte zufrieden, daß Alice nun da war.

Alice wandte sich, auf der Treppe stehen bleibend, um und blickte über den Park. Sie hielt den Arm ihrer Mutter. „Herrgott, ist es hier schön . . ." sagte sie, „schön, wie nirgendwo draußen," — und als müsse sie von dieser Schönheit auch auf sich übertragen, brach sie eine volle, schwere Ranke der Rosen, die am Mauerwerk aufkletterten und über die Treppenflanke nickten, und heftete sie sich an die Brust. Georg stand eine Stufe unter ihr und sie lächelte ihn an. Er fand das Bild ein wenig gewaltsam; er liebte die dämmernden Farben, die Uebergänge mehr.

„Ich bin froh, wieder einmal zu Hause zu sein," tröstete Alice die Mutter, durch deren leise, scheue Fragen sie die Aengstlichkeit fühlte, mit der die alte Frau an ihr Weggehen dachte.

Sie gingen durch eine Flucht kühler Zimmer. Die Türen klingten leise zu und alles war so still, so lautlos. Es duftete nach den Blumen, die in allen Vasen herumstanden, und es roch noch nach denen, die vordem hier gestanden hatten. Die Zimmertiefen waren dämmrig, aber in den dichten Spitzenvorhängen hing schwer und goldig das Licht.

Georg bekam ein helles Zimmer mit Blumentapeten und Mullgardinen, und den ganzen Tag über stand es voll Sonne.

Die Mutter selbst führte Alice wieder in ihre weiße Stube. Alles stand auf seinem alten Platz, als hätte die Zeit nichts umstellen dürfen in diesem Raum, als wäre sie selbst behutsam an der Schwelle aufgehalten worden und vorübergegangen. Da standen noch alle Möbel, und auf dem niedrigen Eckschrank die Uhr mit den zwei goldenen

Digitized by Google

Greifen unter Glas. Aber eingeschlafen war das kleine Ding und wollte nicht aufwachen. War es hier so still geworden in der Vereinsamung?

Noch im Reisekleid, begegnete sie draußen im Korridor Georg, und sie ging mit ihm hinab. „Wie gefällt Ihnen mein Haus?“ fragte sie ihn auf der Treppe.

„Gut,“ entgegnete er, „aber die Dinge sehen mich an, wie einen Eindringling. Sie treten förmlich an die Wände zurück vor mir.“

Alice lachte: „Sie werden sich gewöhnen. Haben Sie Geduld mit ihnen,“ und sie öffnete ihm eine Tür. In einem Gemach, das klein und ganz wohlig verdunkelt war, stand ein Tisch mit Erfrischungen hergerichtet. Eine ganze Ernte Rosen war zwischen den Gläsern und Bestecken verteilt. Bernsteingelbe und solche von der Farbe alten Wachses, bordeauxdunkle mit blauvioletten Schatten und zartrosafarbene waren da, quollen über den Rand ihrer Gefäße und tropften aus ihren Kelchen Wasserperlen auf den schneeigen Damast.

Alice erzählte von ihrer Reise, vom Meer, von den Bekannten, die ihr begegnet. Der Wein schwankte kühl in den Gläsern. Georg fand es stimmungsvoll, so in künstlicher Dämmerung zu sitzen. Man brauchte nur die Läden aufzustoßen, und der grelle, unmittelbare Tag brach herein. Und schweigend genoß er die Stimmung und lauschte Alicens Plauderei. Es war ihm angenehm, daß man nicht verlangte, auch er möge sprechen. Wo er in der Stadt geladen wurde, mußte er immer reden. Man setzte das einfach bei ihm als selbstverständlich voraus. Wofür wußte er denn sonst so viel zu erzählen, von Kollegen und mehr noch von Kolleginnen, von Autoren und ihren Stücken, von Theaterproben und Literatur-Klatsch, und nicht zuletzt von seinen Reisen?

„Aber am Meer faßte mich auf einmal die Sehnsucht nach euch, nach Hause,“ sagte Alice und ergriff die Hände der alten Gräfin, die in ihrem Schoß vom Tragen der alten Familienringe auszuruhen schienen.

Digitized by Google

Georg dachte: „Diese Menschen bringen sich ihre Gefühle wie Geschenke entgegen; aber es bedankt sich keiner dafür. Alles ist ihnen selbstverständlich."

Frau von Blaskow meldete in eine Pause des Gesprächs: „Onkel Egon wird heute abend zu Tisch kommen. Es tut ihm leid, dich nicht bei deiner Ankunft begrüßt zu haben. Aber er steckt in der Arbeit. Er kommt häufig zu uns des Abends. Es ist sonst sehr still hier . . ."

„Ja, still und einsam um uns alte Frauen," sprach mehr zu sich selbst die Gräfin und schaute auf ihre Schwester. Die Welt rückt immer weiter von uns fort. Wir fühlen sie schon beinah nicht mehr. Aber das macht sehr ruhig . . ."

Alice sagte gedehnt, und fast klang es hart: „Ja — ruhig. Wer erst ruhig sein könnte . . ." Dann trank sie hastig ihren Wein.

„Onkel Egon bringt uns die Zeitung mit, wenn er kommt. Sonst hören wir nichts von unserer Welt," fuhr, ihrem Gedankengang folgend, die Gräfin fort. Sie sprach von ihrer Welt wie eine verbannte alte Königin von ihrem Reiche sprechen mag.

„Hier sitzt ihr, eingesponnen in Stille, ihr beide . . . Das ist schön . . . So habe ich euch mir vorgestellt. — So will ich auch einmal sitzen. Aber noch fühle ich mich nicht alt genug dazu," unterbrach Alice die Mutter.

Die Gräfin sagte, als fiele ihr etwas Vergessenes ein: „Wir haben auch Jugend hier. Ich habe ein junges Mädchen ins Haus genommen. Es ist angenehm, solch ein junges Geschöpf um sich zu haben, wenn man alt ist. Sie ist eine Waise. Es gibt viel im Hause zu tun, wo sie nützlich sein kann. Sie liest auch gut, und unsere Augen sind schlecht geworden — und müd . . . Ein halbes Jahr — ja, ein halbes Jahr ist sie nun schon bei uns . . ."

Alice staunte: „Da bin ich aber neugierig auf die Jugend, die hier in diesem stillen Hause aufblüht . . . Nein, dieses Haus . . . Wenn ich so im Dunkel sitze wie jetzt, meine ich, ich müsse in dieses Haus hineinhorchen —

Digitized by Google

wie man in ein Instrument lauscht nach verklungenen Melodien — und dann aus irgendeinem Winkel plötzlich ein Lachen von mir hören, so ein Jungmädchenlachen oder ein Lied, das in der Zeit einmal gesungen . . ."

Ein junges Mädchen trat ins Zimmer. An der Türe blieb es stehen, hübsch und frisch in seinem glatten Leinenkleide, blau, einen eckigen, weißen Kragen um den Halsausschnitt.

„Ah," sagte Alice und zog es an der Hand näher, „unser kleines Fräulein. Ich freue mich. Man hat Jugend in Ihnen um sich." Georg fand, das klang alt und sehnsüchtig.

Das Mädchen errötete und verbeugte sich: „Ihre Sachen sind angekommen, Durchlaucht."

Die Gräfin rief ihr vom Tisch her zu: „Du kannst bleiben, Marlene."

Alice sagte: „Dann gehe ich also hinauf, mich umkleiden."

„Soll ich dir Annette hinaufschicken?" fragte die Gräfin.

„Ach ja, bitte." Alice wandte sich in der Türe um. „Ist sie geschickt?" — Sie hatte sonst ihre eigenen Mädchen mitgebracht, aber Georgs wegen mietete sie auf der Reise zeitweise neues Personal.

„Sie reicht uns aus," bemerkte Tante von Blaskow, „uns Alten . . . Aber du kannst sie dir anlernen . . ."

Marlene wurde nach Annette geschickt. Georg empfahl sich und ging mit Alice hinauf. In dem kurzen Flur, der ihre Zimmer trennte, war es schon dämmerig. Aus den Fenstern sah man in ebenes Land, worüber der Abend rot lichtete. Langsam wuchsen und vertieften sich seidene Schatten.

Georg kramte in seinem Koffer herum. Wie er sich den Deckel mit all den bunten, grellen Zetteln anschaute, schossen ihm tausend Erinnerungen durch den Kopf, und er empfand hier etwas wie Enge. Er fühlte sich wie ein lustiger Vogel, den man in ein schönes Bauer setzt: so, nun singe! Aber ihm war nicht zum Singen. Er ging hin

Digitized by Google

und stieß das Fenster auf. Aber den dicken, schweren Vorhang der Stille vermochte er nicht beiseite zu schieben. War das Angst, die ihn anfiel? Angst vor der Stille dieses Hauses? Nein, aber alle Dinge hier waren ihm noch fremd, und er kam mit ihnen nicht gleich und leicht auf das „Du", das ihm sonst so gewohnt. Die Gegenstände, deren Vertraulichkeit man brauchte, um sich wohl zu fühlen, blieben hier kühl und abweisend wie ein zurückhaltendes Premierenpublikum.

Georg hörte Alice in ihrem Zimmer hantieren. Gern wäre er zu ihr hinübergegangen. Aber nun hatte sie das Mädchen bei sich. Auch durfte er sie hier wohl nicht in ihrem Zimmer besuchen. Er kannte das Gesicht, mit dem sie alles ablehnte, was ihr nicht paßte; und er mochte diese Miene nicht leiden. Nervös machte ihn das und reizte ihn, und es gab leicht eine Szene.

Dann dachte er daran, daß es wohl auch geraten sei, sich zum Nachtessen umzukleiden. Mit der frischen Wäsche wurde ihm wieder etwas behaglicher, und er sagte sich, daß seine ärgerliche Stimmung vielleicht von dem Unbehagen des heißen Tages herrühre.

Es klopfte. Das Mädchen bat ihn zu Tisch. Er war befremdet. Kam Alice nicht wenigstens an seine Türe, ihn abzuholen? — Sie würde noch kommen. Er wartete. Aber sie kam nicht. Da hörte er sie ihre Türe zudrücken und auf den Gang treten. Er stand still und lauschte. Er würde sie in sein Zimmer ziehen und küssen, wenn sie den Kopf hereinsteckte. Das durfte er doch. Sie würde sich vielleicht ein wenig ärgern und sträuben, aber dann lachte er sie einfach aus. Aber Alice ging an seiner Tür vorbei, er hörte ihr Kleid daran streifen. Fühlte sie denn nicht, daß er da stand und wartete? Als er aus seinem Zimmer trat, stieg sie bereits die breite Treppe hinab.

Man saß eine Weile bei Tisch, als Marlene hereinstürmte und Onkel Egon meldete. Der machte fast jeden Abend den Zweistunden-Ritt von seinem Gutshofe zum Schloß herüber. Das war ihm eine Pflicht gegen die Ge-

Digitized by Google

sundheit sowohl als gegen seine beiden alten Schwestern. Und bei ihm daheim war's einsam und still, seit die Gutsherrin gestorben war. Gäste waren selten auf seinem Gute. Sie gediehen nicht wohl in Onkel Egons rauhsteiniger Häuslichkeit. Seit dort keine Frau mehr war, schliffen seine harten Ecken und Kanten sich nicht mehr ab.

Onkel Egon hatte seinen bestimmten Platz am Ende des Tisches. Neben ihm saß Marlene, und an der andern Seite hatte er Alice heute. Aber er mußte noch einmal aufspringen und rief dem Kutscher, der sein Pferd besorgte, etwas zu durchs Fenster. Er faßte Alicens Kinn in seine braune, schwere Hand und drehte sich ihr Gesicht zu. Und er betrachtete es schmunzelnd und onkelhaft, wie er wohl auch die Rüben wog und prüfte, die er auf seinen Feldern ausriß.

„Also so sieht unsere Alice aus — so sieht sie aus," sagte er. „Da hätten wir dich endlich wieder. Sie hat sich wieder einmal besonnen, wo sie hingehört." Und er kippte ein Glas Château Laffitte über seine dicken, roten Lippen. Ein Netz von scharfen Falten lag um seine Augen, wenn er abwechselnd Alice und Marlene anblinzelte.

Er schaute zu den beiden alten Frauen hinüber, die vor sich hinschwiegen und das Zusammensein der Familie genossen. „Seht, das Leben braucht uns. Zu uns Alten kommt das Leben heraus. Es erinnert sich noch einmal auf uns . . ." sagte er mit Genugtuung, und er meinte damit Alice und das junge Mädchen, Marlene, die verträumt in ihrem Stuhl zurücklehnte, und deren wilder Körper eben erst auf dem weißen Parkwege vor ihm hergeflogen war.

„Jetzt sitzt der Wildfang da wie eine Nonne, die an nichts als Litanei und Paternoster denkt," scherzte Onkel Egon und zupfte Marlene am Ohr. Das Mädchen errötete und blickte über den Tisch hin Alice an; die fragte: „So wild ist das junge Fräulein?"

Es wurde Graf Egon zu heiß im Zimmer, aber auf seinen Wein mochte er nicht verzichten. „Ich brauche das," sagte er, „sonst will ich mich lieber gleich begraben lassen.

Digitized by Google

— Aber es gibt Abkühlung für die Nacht. Ich bin eben vor dem Gewitter hergeritten. Ganz schwarz hing es hinter mir; aber ich war schneller."

Man öffnete die Fenster. Aber es wurde so schnell und plötzlich dunkel, daß man Licht anzünden mußte, und da wurden die Fenster gleich wieder geschlossen, damit keine Mücken ins Zimmer kämen. Ganz von fern rollte Donner herüber. In den Bäumen des Parks rauschte Wind und schüttelte das Laub.

Drinnen stand man vom Tisch auf und ging ins Nebenzimmer. Onkel Egon setzte sich in einen Sessel neben dem Kamin. Dort war im Winter sein Platz, und so behielt er ihn auch Sommers bei erloschenem Feuer. Gewohnheiten blieb er treu; das war seine Art. Georg mußte mit ihm rauchen. Nach dem Speisen brauchte Onkel Egon auch immer seinen Kognak. Alice saß zwischen den beiden Frauen, Marlene kauerte auf einem Hocker, als müsse sie die Gruppe ergänzen. Alice sprach von der Stadt und von Reisen.

Onkel Egon brachte Georg seine Meinung von den Frauen bei. Ob sie wissenswert war, danach fragte er nicht. Drei große Kapitel hatte sein Lebensroman; und ihre Ueberschriften hießen: Frauen — Wein — Pferde. „Wofür haben wir Alten Erfahrungen, wenn wir sie für uns behalten wollten?" sagte er.

Alice kam zu ihnen herüber, als Georg eben bemerkte: „Frauen haben im Grunde den Zweck, dekorativ zu wirken. Vor allem bedürfen wir ihrer zu unsern Gefühlskomödien. Wir sind doch ehrlich genug, um einzugestehen, daß wir selbst uns unser Leben vorspielen und aus irgendeiner Loge wieder selbst zuschauen und, wie im Spiegel, sehen, wie es wirkt."

Alice lächelte: „Wenn Sie selbst das alles glauben, Georg, was Sie da eben gesagt haben, dann sind Sie bewundernswert . . ."

Man wurde mit einem Male still; das Gewitter, das näher gekommen, wurde wie ein Musiksolo lauschend erwartet. Klatschend zog das Wetter seine Regenfahnen über

Digitized by Google

das Haus hin. Zuckend sprang das helle Licht über den Park. Wie Brand flog es über die zerrissenen Wolken. Gegen die Scheiben rauschte der Regen an und schlug in das raschelnde, dürstende Laub. Nach wenigen Minuten war alles verflogen. Der Sturm ließ seine Fäuste von den Bäumen.

„Wie das duftet! Wie herrlich!“ brach Frau von Blaskow aus, nachdem sie die Fenster wieder geöffnet hatte. „Welche Kühle! Wie das erfrischt!“ Sie sagte das, als sei die Kühle nach einem neuen Küchenrezept von ihr zubereitet worden. „Komm, Alice, ans Fenster!“ Sie pries das an, als hätte sie den Duft und die Frische, die der Gewitterregen hinterlassen, portionenweise auszuteilen.

Die Bäume draußen tropften nach einem gleichmäßigen Rhythmus ab. Die feuchte Erde roch stark und herb wie aufgewühlt. Fern wetterleuchtete es. Es breitete sich wirklich erfrischend und wohltuend im Zimmer aus. Man ging ans Fenster hin und schnupperte in die Nacht hinaus. Nur Onkel Egon blieb an seinem Kaminplatz sitzen. Ihm war das Wetter gleich, wenn nur seine Rübenfelder tüchtig was mitbekommen hatten; denn die hatten's nötig gehabt.

Draußen war eine feuchte Dunkelheit, und darin stand still und feierlich das Silberne von vielen Sternen. Georg sah Marlene in ihrem weißen Kleide sich weit aus dem Fenster hinausbeugen und nach dem Himmel blicken. Der schlanke Bogen ihres geschmeidigen Körpers erfreute ihn. Um ihren Kopf wuchtete das rötliche, reiche Haar; es brannten fremde Lichter darin.

Da lag ihre kleine Hand, schmal und zu Zärtlichkeiten verführend, auf der Fensterborde. Hielt sie sich damit? Nein, es war, als schwebte ihr Körper hell und jung auf dem Dunkel draußen. Georg ergriff die Hand. „Sie fallen ja, Fräulein Marlene . . .“ sagte er. Aber glaubte er, daß sie fallen könne? Warum ließ er sie denn jetzt nicht los, wo sie sich zurückschwang und neben ihm stand? Er sah, daß ihre Wimpern zitterten, als sie ihn ansah, und fühlte, wie ihre Hand sich aus der seinen wand.

Alice rief ihm zu, er möge ans andere Fenster kommen;

Digitized by Google

er könne von da aus den Mond sehen. Alice stand zwischen ihrer Mutter und Gräfin Blaskow, während Onkel Egon das Zimmer mit dem trägen Rauche seiner Importierten vollblies.

Georg ging langsam hinüber zu den Damen. Warum rief Alice ihn fort? Er mochte lieber dort hinten in der Fensternische stehen, wo Marlenes weißes Kleid vor dem Parkdunkel leuchtete. Und der Mond, der kam ihm heute überhaupt dumm vor. Er mußte sich über die Brüstung hinauslehnen. Ueber der starren Wand eines fernen Waldes ruhte der Mond weich silbernd. Die ganze Nacht war mit ihren gedämpften Farben auf ihn eingestellt.

Georg ärgerte sich, daß man ihn hier zu allen Dingen, die für jeden da waren, noch einmal besonders einlud. Er fühlte sich gereizt, etwas Ungezogenes zu sagen.

Alice trat neben ihn. „Ich danke Ihnen, daß Sie mich diesem bleichsüchtigen Herrn dort vorgestellt haben. Es war mir eine besondere Ehre," bemerkte Georg zu ihr. Man konnte es ja, wenn man wollte, als Scherz nehmen; ihm war das gleich. Alice lachte nicht, und auch die andern blieben stumm; sie überhörten ihn. Aber Marlene lachte in ihrer Fensternische noch, als Georg sich bereits wieder darüber ärgerte, daß er sich hatte hinreißen lassen und nicht lieber geschwiegen hatte.

Onkel Egon goß sein letztes Glas hinunter und rief nach dem Pferde. Das war allen ein Zeichen zum Schlafengehen. Man ging zusammen aus dem Zimmer. Marlene kam mit der Lampe hinterher. Sie hob sie in den Händen empor. Die Leuchte senkte dunkelgoldene Lichtpfeile in ihr kupferglänzendes Haar. Während man im Dunkel der Treppe zögerte, sah Georg entzückt ihre lebendig durchatmete Mädchengestalt leuchten. Er dachte an einen jungen Baum in der Blüte; aber Alice trat vor seinen Blick, ermüdet vom Sommertage, ermattet von verbrauchten Gefühlen, die dieser Tag sie gekostet hatte. Und er ging vor ihr hinauf, in sein Zimmer, zum Schlafen.

Erst hielt ihn das helle Zimmer, das selbst nicht schlafen

Digitized by Google

konnte, weil der Mond mit weißem Licht vor den offenen Fenstern stand, wach. Unten im Hause hörte er noch behutsame Schritte. Es wurden Türen leise verriegelt. Ging da noch Marlene durch dunkle Korridore, schlank und weiß, vom Lampenlicht überleuchtet? Er sah ihr Gesicht unter dem Haar, das wild und sprühend aus seinen Flechten losbegehrte zu windfreiem Fall. Was ging das Mädchen ihn an? Warum dachte er daran? Er liebte Bilder von schönen Frauen, und er liebte Frauen, wenn sie schöne Bilder waren. Aber er liebte auch, und noch mehr, das, was an Leben in ihnen war; und in Marlene war ein unermeßlich reiches Leben . . .

In Alicens Zimmer, drüben überm Flur, plätscherte Wasser. Er hörte es deutlich und fühlte Kühle. In seinen Schlaf hinüber, in seinem Traum plätscherte das Wasser aus Alicens Zimmer.

*

Als Georg aufwachte, war schon das ganze Zimmer voll Licht, bis hoch an die Decke, wo ein paar Fliegen sich jagten. Ueber Nacht hatte es geregnet, und nun war draußen alles reingewaschen von Staub. Georg dachte nach, was für ein Tag heute sei. Dienstag. Nun war er schon acht Tage auf Schloß Werminghaus. Aber daß es ihm hier gefiel, konnte er nicht sagen. Er wurde nicht heimisch hier. Auch dieses Zimmer hier wurde ihm nicht gerecht, obschon es schön und hell war, und auch freundlich tat. Er hatte schon furchtbare Buden gehabt, aber die waren ihm lieb gewesen, weil sie sich ihm anformten, etwas von ihm annahmen. Hier aber war alles fertig und verlangte von einem, daß man sich ihm anpasse, wenn man nicht schon darauf zugeschnitten war. Hier hatten frühe Menschen den Charakter der Dinge bestimmt und starr gemacht. Wer nicht wie sie war, der mochte draußen bleiben.

Georg dachte, auf dem Rücken liegend, nach. Auch Alice war anders geworden. Draußen war sie freier, ungezwungener, folgte mehr ihren Launen. Aber hier war sie

Digitized by Google

vom Tage der Ankunft an so förmlich, so steif, als ginge sie andauernd in unbequemen Kleidern, oder als sei sie zu eng geschnürt, oder als trüge sie Schuhe, die irgendwo drückten. Sie war ihm immer so seitab begegnet, als hätte sie eine Distanz zwischen ihn und sich gelegt, und das paßte ihm gar nicht. Er fand heute, in seinem Sinnen, daß die freie Bewegung von ehemals sie besser kleide. Vorteilhaft war das nicht für sie, wie sie sich hier gab. Daher kam es auch, daß er jetzt manchmal daran denken mußte, daß sie doch viel älter sei als er. Ja, alt sah sie hier zuweilen aus, zwischen den beiden weißhaarigen Damen, alt, wie man sich Schloßherrinnen vorstellt, wenn man vor einem Parkgitter steht und zu den Efeumauern hinübersieht.

Mit einem Ruck sprang Georg aus dem Bett. Der Boden fühlte sich ganz warm an durch die dünnen Pantoffel. Er zog die getupften Vorhänge vor den Fenstern zusammen. Unten standen in zerstreuten Gruppen blühende Malven. Wie dunkelrot sammetne Rosetten lagen die vollen Blumen um den grünen Schaft. Ihre Glut sättigte das Auge.

Das Waschwasser war Georg zu lau. Er stand auf einer Badematte und drückte sich den satten, triefenden Schwamm über den Rücken aus. Ein Vogel schlug, nah seinem Fenster, an. Er fand das einfältige Singen schön, ohne daß er wußte, was für ein Vogel das war. Er dachte: Unten wird er mir schon vorgestellt werden; und das verdarb ihm dann gleich die Freude daran.

Langsam kleidete er sich an. Am liebsten wäre er heute nicht an den Kaffeetisch gegangen, sondern einfach hinausgelaufen in den Morgen. Aber das durfte er wieder nicht. Einfach seinem Gefallen nachzugehen, wie er es sich angewöhnt hatte, hieß man hier taktlos. Hier war der ganze Tag in sein Programm zerlegt, und man wußte genau, wann die einzelnen Stücke kamen. Ueberraschungen gab es nicht, und die Gefühle mußten sich dem unterordnen. — Georg dachte an Marlene. Wie die sich wohl zusammenreißen mußte!

Digitized by Google

Kaffee trank er mit Alice allein, weil die andern im Hause früher aufstanden. Alice kam, als er kaum eine Minute saß. Ueber den Tisch hin gab sie ihm die Hand. Er fragte, wie gewöhnlich, nach ihrem Befinden, sie, wie er geschlafen. Und dann entgegnete einer dem andern die fast immer gleiche Antwort.

„Wie Bruder und Schwester," dachte Georg. „Sie hat sich der Leidenschaft entwöhnt. Vielleicht findet sie, daß das nicht in den Stil dieses Hauses paßt. — Oder auch ist sie zur Leidenschaft zu bequem geworden."

Alice erzählte von einer Nachtigall, die unter ihrem Fenster die ganze Nacht durch gesungen habe. „Sie fühlte sich wohl einsam und sang in den Mond . . ." sagte Alice voll Mitgefühl mit der Nachtigall und sich selbst. — Georg hatte nichts gehört von der Nachtigall. Dann fuhr sie fort, und es mochte ein wenig bitter klingen: „Sie haben wohl gut geschlafen, Georg? — Ich habe beinah die ganze Nacht wach gelegen, nur gegen Morgen etwas geschlafen."

Sollte das ein Vorwurf sein? Machte er, Georg, ihr schlaflose Nächte? — Ja, es war ein Vorwurf gegen ihn, daß er schlief, während sie in ihrem hellen Mädchenzimmer die Nacht durch wach liegen und auf die Nachtigall hören mußte. Aber wie war sie denn auch gegen ihn gewesen alle die Tage hier! Wies sie ihn nicht mit allem, was sie tat und sagte, zurück? Er blickte ihr ins Gesicht, als wolle er sich aus ihren Mienen Rat holen, denn er verstand sie nicht. Wie sonderbar bitter sie das sagte vorhin! — Schön war sie ja noch, das sah er ein; auch mit der pfirsichduftigen Pudermaske auf dem Gesichte. An ihm lag es nicht, wenn sie auf Nachtigallen lauschen mußte.

Sie trank ihren Kaffee mit der Miene einer Gekränkten und biß in ihr Gelebrötchen wie eine beleidigte Göttin. Georg fühlte, daß es geboten sei, etwas zu sagen. Und er erinnerte sie an eine Nacht an dem See, die sie gemeinsam durchwacht, ganz im Anfang ihrer Reise, und wo sie ihm gesagt hatte, daß sie glücklich sei. Das fiel ihm jetzt ein. „Wissen Sie noch, Alice?" fragte er.

Digitized by Google

Ja, sie wußte. „Sie haben sie nicht vergessen, Georg?“ — — Sie erwärmte sich an einem gewesenen Glück und bekam ein Lächeln in ihr Gesicht.

„Nach solchen Stunden mißt man sein Leben,“ bemerkte Georg, selbst von dieser glühenden Erinnerung befangen; „darum sollten sie nicht so selten sein . . .“

„Nein, sie sollten nicht so selten sein . . .“ sagte Alice und legte ihre Serviette hin. Sie sahen sich in die Augen und drückten sich, wie um ein stummes Versprechen zu bekräftigen, die Hände. „Kommen Sie mit, in den Park, Georg,“ bat Alice, während sie lange Spitzenhandschuhe über ihren Arm zog. Er nahm seinen Hut und trug ihr den Sonnenschirm.

Im Park ging zwischen den Rosensträuchern Marlene umher. Die Stauden trugen keine Blumen mehr und die welken Blätter waren abgelesen. Marlene schritt langsam den Weg von einer Staude zur andern und las, gebückt, von den kleinen Holztäfelchen halblaut die Namen ab. „Ich brauche nur die Namen der Rosen laut vor mich hin zu sagen, dann habe ich gleich wieder ihre Form und Farbe und auch den Duft,“ sagte sie. „Das tue ich immer, wenn ich Sehnsucht nach Rosen habe . . . Und wenn mir der Winter zu lang wird und ich mir den Sommer herbeiwünsche . . .“

Georg fühlte, wie sehr sie in den Sommer hineingehörte. Sonnenreif und lastend von Leben war ihr Mädchenkörper.

Alice und Georg schritten allein weiter. Am äußersten Ende des Parkes lag eine Gruppe Föhren, ein stillkühles Schwarzgehölz. Marlene blieb am Wege stehen und sah ihnen nach. Georg wandte sich nach ihr um. Er hatte eben etwas Schmeichelhaftes und Entzücktes über ihr Haar gesagt.

Alice entgegnete: „Die Farbe ist echt. Aber sie ist sonst billig zu haben. Nur ein wenig Mühe kostet's. Ich kenne das Rezept: das Haar mit Alaun baden und in der Sonne trocknen. — Vielleicht tut es eine mal Ihnen zuliebe.“

Digitized by Google

Warum ſagt ſie das ſo, dachte Georg. Aergert es ſie, wenn ich Marlenens Haar ſchön finde? — Er knickte von einem Fliederſtrauch einen Blattzweig und drehte ihn in den Fingern. Sie ſchritten nebeneinander her über eine abgemähte Wieſe. Alice nahm den breiten Florentiner vom Haar und ließ ſich den Sonnenſchirm reichen.

Nachdem ſie von andern Dingen geſprochen, fragte Alice nach einer Weile plötzlich: „Empfinden Sie dieſes junge Mädchen, Marlene, auch „dekorativ"? — ſo nannten Sie es doch damals? Ich fand das ganz hübſch geſagt, aber ein wenig unwahr."

„Marlene —?" Georg antwortete nicht gleich; dann ſagte er entſchloſſen: „Nein! — Bei ihr zerſtört das Temperament dieſe Wirkung. Ihr fehlt dazu der Stil; aber ſie hat Leben, Leben, das unendlich wertvoller iſt. Was liegt im Grunde daran, daß eine Frau einmal in einer wundervollen Linie vor einer Tapete ſteht, die auf ſie abgeſtimmt iſt? — Hübſch anzuſehen das. Vielleicht erregt es auch für den Augenblick. Und damit iſt ja ihr Zweck erfüllt. Aber in der Bewegung dann verlieren die meiſten. Das iſt der Unterſchied. Marlene lebt in der Bewegung. Ihr Körper iſt wild, und ihr Weſen iſt zart, aber ſtark. — Sie iſt reich — und ſie kann Menſchen glücklich machen."

Alice fragte mit einem tiefen Blick: „Können andere das nicht?"

„O ja," wehrte Georg ſich gegen dieſen Blick, der nach Geweſenem grub. „Aber es koſtet einen manchmal viel. Sie ſchenkt es und will nichts dafür zurück."

„Glauben Sie Marlene ſo gut zu kennen, Georg?"

„Sie macht es uns ja leicht genug, denn ſie verbirgt nichts. Sie iſt, wie ſie ſich gibt. Offen und natürlich wie dieſer Garten, der uns keinen Winkel mehr verheimlicht hält."

Alice lächelte. „Bin ich ſo kompliziert, daß Sie anfangen, müde an mir zu werden?" Sie hatte, weiß Gott, keine Luſt, ſo ein offener Garten zu ſein, der der Allgemein-

Digitized by Google

heit zugängig war. Es befriedigte sie, daß ihre Seele so mannigfaltige Nuancen haben sollte.

„Kompliziert?“ überlegte Georg. „Kompliziert sind Frauen nicht — nur verwirrt.“ — Und sie ärgerte sich, daß er ihr keine Kompliziertheit zugestand.

„Haben Sie das von Onkel Egon?“ spöttelte sie.

Er wehrte ab. „Nein! Ihr Onkel kennt nur die Arten, er läßt sich auf die Unterschiede nicht ein. Und von den Arten kennt er nur zwei. Wie im Kalender: Sonn- und Feiertage. Die einen kosten einen Mühe und machen einem zuweilen heiß, und ihrer hat man sechs. Das sind die „Weiber“, die man so erlebt, eins wie das andere. Aber die siebte, das ist der Sonntag. Da tut man nichts, legt die Hände in den Schoß und will seinen Frieden haben. Ausruhen von den sechsen. — Das sind die Frauen, die man in hellen Sälen sieht, mit denen man unter Kerzen tanzt, mit denen man Pralinés plaudert — und dann zuletzt die eigene. Zu Hause setzt man sie in helle Stuben, hält sie hinter Spitzenvorhängen und ist zufrieden. — Das sind die Erfahrungen Ihres Onkels.“

„Sie sagen das so, als ob Ihnen unsere Anschauungen lächerlich wären,“ sagte Alice.

„Nehmen Sie sie ernst, Alice?“

Aber sie entgegnete bestimmt: „Sie haben sich bewährt. Sie sind mit uns alt geworden, und darum müssen sie gut sein.“ Und damit war sie wieder ganz Schloßherrin geworden.

Sie waren ans Ende des Parkes gekommen und standen vor einem schmalen Gittertörchen. Unkraut wucherte zwischen den Eisenstangen und verwuchs den Weg, der sich drüben schmal und grasig zwischen Feldern fortsetzte.

„Sollen wir zum Gutshof hinüberwandern?“ fragte Alice. „Ich muß Ihnen doch meine Kühe zeigen. Und ich glaube, anderes Getier gibt es dort auch noch. Aber ich bin nicht orientiert; Mama kontrolliert die Wirtschaftsbücher, und Onkel Egon inspiziert die Wirtschaft.“

Aber Georg lehnte es ab. Der Gutshof lag drei-

Digitized by Google

viertel Stunde vom Schlosse ab und hatte in der Nähe weitreichende Waldungen. „Es würde uns auf dem Rückwege zu heiß werden," wandte Georg ein; „denn wir kämen gerade in die Mittagssonne. Lassen wir's für ein andermal."

Alice bückte sich und pflückte durch das Gitter hindurch ein paar weinrote Lichtnelken, die zart zwischen zähen Rauten wilderten. Sie suchte nach Blumen, die auf ihr saftgrünes Kleid paßten. Aber diese waren zu spärlich. Sie trug sie eine Weile in der warmen Hand, dann warf sie sie beiseite.

Georg hatte einen schmalen Weg eingeschlagen und suchte den Föhrenwinkel zu erreichen. Alice folgte ihm. Es war eigentlich ermüdend und traurig, so durch einen Garten zu gehen und nicht miteinander zu sprechen, was einen innerlich anging. Georg fand, daß ihn das auf abschweifende, suchende Gedanken bringe, daß es ihm den ganzen Tag verleide. Er sann, sich auf irgendeine Weise Abwechslung zu schaffen. Schwimmen konnte man hier nicht. Kahnfahren auch nicht. Wenn ihm damals an der See irgend etwas begegnete, was ihm in seinen Tag nicht paßte, sei es nun irgendeine Aeußerung oder eine Handlung Alicens oder sonst etwas gewesen, dann war er ins Meer hinausgeschwommen, oder er grub sich draußen in den Dünen bis an den Hals in den warmen feinen Sand. Was konnte man hier tun? Man mußte schön ruhig und recht unbequem neben Alice sitzen, Konversation machen und der Gräfin und Tante Blaskow zeigen, ein wie guter, geistreicher Freund man Alicen war und wie unentbehrlich mit seinen Anregungen. Ich diene ihr zur geistigen Luftkur, dachte er, und nebenbei liebt sie mich. Ich habe sie wiedergeliebt. Warum, das weiß ich natürlich nicht. Aber jetzt bin ich eigentlich nur ein pensionierter Beamter ihrer ehemals großen Leidenschaft.

Alice setzte sich auf eine weiße Bank und legte den Florentiner neben sich. Georg ließ sich am andern Ende nieder. Dann sahen sie sich über das Hindernis weg an. Alicens Hand beseitigte es, dann rückten sie zusammen.

Digitized by Google

Erst zu Tisch gingen sie zum Schlosse hinüber. Alice fand keine Blumen für ihren Gürtel. Die paßten ihr nicht zum Kleide, und die mochte sie nicht. Von der Wärme war sie ganz schläfrig geworden. Als Georg eben im Korridor ihr Haar berührte, duftete ihm der kräftige Harzgeruch der Nadelbäume, unter denen sie gesessen, warm entgegen, daß es ihn ergriff. So müsse Marlenens Haar immer riechen, dachte er, als unten ihre lachende Stimme aufflatterte.

Die beiden alten Damen saßen schon, schwarz und wohlwollend in ihrer modefernen Hoheit, hinter der weißen Tafel. Sie warteten in wunschloser Geduld auf die Jungen, die schon einmal etwas über die Zeit hinausschossen. Von Toten sprachen sie, die zu Lebzeiten einmal an ihren Tischen gegessen. Für sie waren diese Weltflüchtlinge nur abwesende Gäste. Als Alice und Georg ins Zimmer traten, machten die beiden einen dicken Strich hinter ihre Erinnerungen.

Marlene trug bei Tisch einen leuchtenden Strauß wilden Mohns an ihrem grauen Leinenkleide. Sie suchte nicht lange; sie nahm, was sich bot. Zu ihrem Kleide stand jede Farbe, und ihrem Gesicht kleidete jede Blume.

„Du solltest doch nicht diese aufdringlichen Farben tragen, Marlene," sagte die alte Gräfin Wolmerod und entfaltete die Serviette auf ihrem Schoß.

Marlene schaute betroffen auf die nickenden Blumenköpfe. Um ihretwillen kränkten die Worte der Greisin sie. „Sind sie denn nicht schön?" fragte sie zaghaft.

„Möglich," wurde ihr entgegnet, „aber diese Farbe beunruhigt so — als ob irgendwo Feuer wäre . . ." Und Marlene löste die Nadel, die das kleine Bukett an ihren Gürtel heftete, und legte die Blumen beiseite. Georg warf ihr einen Blick hinüber, der sie trösten sollte. Sie sollte fühlen, daß sie an ihm einen stillen Verbündeten hatte. Haben nicht alle Blumen das Recht, da zu sein, wo sie schön sind? dachte er. Wie ein Bild war sie: dieses Haar und die heißen, ein wenig heftigen Augen und, eben über dem Tafel-

Digitized by Google

tuch stehend, das leuchtende Farbbündel der Hochsommerblumen mit ihrer flüchtigen Herrlichkeit.

„Ein hübsches Kleid haben Sie da an, Marlene," sagte unvermittelt Alice, die bisher stumm das Silberzeug in ihren nervösen Händen hatte klirren lassen.

Das Mädchen wehrte verlegen ab. „Es ist doch ganz — ganz einfach . . . Ich habe es selbst genäht . . ."

„Das ist es ja eben." Alice seufzte. „Bei Gott, es ist euch Jungen leicht gemacht, hübsch zu sein. Ein schlichtes Kleid — und damit ist es gut. Für euch ist keine Mode gemacht. Wir müssen oft Tag und Nacht studieren, wie wir einen neuen Schnitt auf unsere Erscheinung anwenden können."

Frau von Blaskow wandte sich an die Gräfin-Mutter: „Weißt du noch, in unserer Zeit?"

„Ja — ja, lang her ist das —," nickte die Schwester.

„Ganz jung sein — oder alt; so daß man an einem Spiegel vorbeigehen kann, ohne hineinsehen zu müssen," sagte Alice über den Tisch hinweg; „was dazwischen liegt, ist vom Uebel. Das zergeigt einem die Nerven, das läßt einen nicht ruhen. Man macht sich doch sein Leben, und immer meint man, es müsse anders sein. Da kommt so vieles, was einem dahinein nicht paßt. Alles das beiseite zu schieben, macht müde, furchtbar müde. — Die Jugend und das Alter, die nehmen das Leben, wie es fertig ist; die dürfen bequem sein." Sie zerlegte einen safttriefenden Pfirsich und brach den Kern heraus, als schnitte sie mit dem kleinen Obstmesser aus ihrem Leben eine unbequeme Sache.

Nach Tisch ging Alice in ihr Zimmer hinauf, um sich ein wenig hinzulegen. Georg holte nur seinen Hut und ein Buch, um im Garten zu lesen. Langsam ging er eine Weile im Schatten hin, da sah er auf einer Bank Marlene. Sie hatte die Arme um die Holzlehne geschlungen und lehnte weich hingegeben in der Mittagsstille. Als Georg bei ihr stand, blickte sie erschrocken auf. Wie diese Augen plötzlich groß und dunkel gegen ihn aufstanden!

Digitized by Google

„Sie hier, Fräulein Marlene?“ sagte Georg, „das ist hübsch.“

Ein wenig kalt und heftig entgegnete sie: „Finden Sie!“ Er schwieg verwundert. Hatte er etwas Kränkendes gesagt? Aber lächelnd und begütigend fuhr sie dann fort: „Lassen Sie's gut sein ... Ich sagte das so ... Es war vielleicht ungerecht gegen Sie. Verzeihen Sie. Aber ich bin es so gewohnt, als eine Sache angesehen zu werden, die man hübsch findet. Vielleicht, weil ich in diesem Schloß die Jugend repräsentiere. Das macht mich gereizt. Sie dürfen sich sogar zu mir auf die Bank setzen. Aber bringen Sie bitte das Wort „hübsch“ nicht mehr in Zusammenhang mit mir. Ich bin keine chinesische Porzellanvase, und zu sehen ist an mir nicht viel.“

Georg dachte: doch, dieses Haar, das mit Filigranfäden ihren Scheitel umspinnt. Er forschte: „Warum bin ich Ihnen noch nie hier im Park begegnet, Fräulein Marlene? Ich komme oft um diese Stunde hierher.“

Sie drehte ihm ihr Gesicht zu: „Es gelingt mir nicht immer, fortzukommen. Wie denken Sie sich das? Hier gibt es zu tun für mich. Es ist viel Arbeit im Hause.“

„Sie arbeiten? — Sie sollten nicht arbeiten.“ Georg sagte das ganz verwundert, als sei sie eine Prinzessin und er ein einfältiger Knabe, der eben von seinem Märchenbuch kommt.

Marlene lachte ihn aus, daß ihre blendenden Zähne durch die Lippen schienen. „Wie Sie das sagen! Als wenn Sie vom Mond gefallen wären. Wissen Sie, daß ich mir die Zeit, die ich hier versitze, stehlen muß?! — Aber die Gräfin schläft jetzt. Ich habe ihr vorlesen müssen, bis sie eingeschlafen ist. Da bin ich aus dem Zimmer geschlichen. Es war so eng und so heiß drin. Ich konnte nicht atmen. Die Fenster will sie nicht aufhaben, damit keine Fliegen hereinkommen.“

„Und was haben Sie sonst zu tun?“ forschte Georg neugierig weiter.

„O, ich müßte jetzt eigentlich das Silber zählen. Aber

Digitized by Google

das kann ich auch nachher tun. Gestohlen wird auch so nichts. Dann muß ich die Vasen mit frischen Blumen auffüllen. Die Tischwäsche habe ich auszuwechseln und die Schränke in Ordnung zu halten. Nachmittags muß ich oft zum Gut hinüber wegen der Wirtschaftsbücher und der Abrechnungen."

„Wollen Sie mich nicht einmal mitnehmen zum Gutshof?" unterbrach Georg die Kette ihrer Pflichten. „Ich bin noch nicht drüben gewesen und möchte ihn doch gern ansehen."

„Wenn Sie wollen, gern. Und wann soll's sein?"

„Wenn Sie wieder einmal hinmüssen." Georg streifte mit der Hand, als er sie auf die Bank legte, an Marlenens weichen Arm. „Uebrigens sollten Sie doch öfter hier draußen sein. Wir brauchen das in solcher Zeit. Da sind wir empfindlich wie — wie Pflanzen, die umgesetzt werden."

„Vergleiche haben Sie oft . . ." sagte Marlene und legte die Hände in den Schoß. „Den ganzen Tag muß ich um die Alten sein; dafür bin ich doch da. Sonst, wenn keine Gäste da sind, muß ich abends den beiden vorlesen, stundenlang, bis sie müde werden. Gott, und wie langweilig und öd sind die Bücher! Und aus der Zeitung, die Graf Egon mitbringt, muß ich alle Familienberichte lesen, die Hofnotizen, die Todesanzeigen, alles bis aufs letzte Wort."

„Dafür da —?" wiederholte Georg. Ihm lag nur das noch im Ohr, wie sie es gesagt hatte, so müde, so resigniert, so verzichtend. „Wofür Sie da sind, Marlene — wissen Sie das nicht besser?"

Sie blickte ihm fragend ins Gesicht mit den großen, weiten, warmen Augen, die tokaierbraune Lichter hatten.

„Warten Sie, warten Sie — bis Sie's besser wissen werden — oder wer anders es Ihnen sagt." Diese Augen nahmen ihm die Unbefangenheit, es ihr zu sagen.

Georg sagte zu Marlene: „Das muß sehr traurig für Sie sein, das Leben mit diesen beiden Alten — für Sie, die Sie jung sind . . ."

Digitized by Google

„Oft ist mir, als könnte ich nicht mehr leben so; dann muß ich hinaus aus dem Hause und draußen irgend etwas sehr wildes tun. Laufen, daß mir das Herz tanzt — oder so . . . Dann habe ich wieder eine Zeitlang Ruhe davor. Als ob ich das Leben dort im Hause nicht genug verbrauchen könnte . . .“ Marlene schaute starr vor sich hin, als entränge sie ihre Gedanken einer stillen Verzweiflung. Sie schüttelte den Kopf und erhob sich. „Kommen Sie! Etwas darf ich noch bleiben . . .“ Georg ging neben ihr. „Wir wollen jetzt schweigen von dem,“ bat sie. „Wissen Sie nichts Lustiges? Sagen Sie doch irgend etwas, daß man lachen muß. Mitleid haben Sie mit mir, aber lachen machen können Sie mich nicht. Sehen Sie, so arm sind die Menschen gegeneinander . . .“

Georg sagte: „Vielleicht sind wir uns doch zu fremd geblieben.“ Er dachte, wenn du dich von mir lieben lassen wolltest, würde ich dich lachen und weinen machen vor Glück. Ihr Haar brannte neben ihm im Schatten und erregte ihn. Seine Fingerspitzen zitterten nach der Berührung.

„Es ist eigentlich gut, daß Sie und die junge Gräfin gekommen sind . . . Man erinnert sich doch jetzt zuweilen, daß es draußen noch eine Welt gibt, in die man sich flüchten kann.“

Die einen sehnen sich in die Welt und die andern fliehen zur Stille hinaus, sann Georg, als er dem jungen Mädchen geantwortet hatte: „Aber wir brauchen die Einsamkeit wieder, um Möglichkeiten für das Leben in uns zu sammeln. Die Welt gibt uns nichts; sie verbraucht uns nur. Sie sind reif dafür und sehnen sich nach dem Ausflug. Das macht Sie leiden. Aber ich meine, Sie sollten auch daran nicht zu viel denken.“

Plötzlich wandte sich Marlene ihm zu: „Jetzt fühle ich es wieder so. Ich bin voll Wildheit . . .“ Sie sprach erregt und mit flammender Röte in den Wangen. Die Augen blickten feucht und entschleiert. „Sagen Sie mir irgend etwas Ausgelassenes, Unpassendes, was ich tun könnte.

Digitized by Google

(Als sei das Unpassende ein Ventil für den berstend vollen Lebensvorrat in ihr.) — Raten Sie mir —."

Georg sann einen Augenblick in diese wunderlich schillernden Augen. Dann sagte er schnell und ohne die Absicht des Scherzes: „Küssen Sie mich, Marlene!"

Etwas in ihr zuckte und zitterte und fühlte sich seltsam berührt. Er hatte das so fordernd gesagt. Sie lächelte und neigte den Kopf: „Nein, das doch nicht . . . Das könnte Sie über Dinge täuschen, die anders sind, als sie aussehen. Aber tun könnte ich es, ja, ich könnte es tun . . ."

Aus dem Laub einer Birke fiel sammeten und grün eine Raupe in Marlenens Haar. Nun mußte sie ihm doch den Kopf lassen, das wunderbare Haar in seine Hände geben. Ihr Nacken bog sich ihm zart und weiß. Seine Fingerspitzen tauchten zitternd und empfindsam in das kupferne Rot und lösten den verkrümmten, wolligen Tierleib aus den schimmernden Fäden. Er zertrat ihn im Sande. Georg sagte sich, wenn jetzt nicht irgend etwas Entscheidendes, Bedeutsames geschehe, dann wäre der wertvollste Augenblick verpaßt und er ein geistvoller Esel. Aber es geschah nichts.

Dunkelrot warf Marlene den Kopf hoch. „Gott, es ist spät geworden," erschrak sie. „Ich muß ins Haus." Sie lief, daß ihr Kleid flatterte. Es war ein wilder Lauf, mit schlagendem Herzen. Die Sonne entzündete ihr Haar.

„Jetzt läuft sie, um das Zuviel von Leben in sich ausrasen zu lassen. Wie viel Lebensvorräte verkommen und werden verschwendet in ihr, und keinem nützt es etwas. Warum das?" fragte Georg und schlug sein Buch auf, um zu lesen.

*

Nachmittags hatte Georg mit Alice eine Ausfahrt übers flache Land gemacht. Die Straßen waren gut, und es fuhr sich nicht schlecht. Aber immer um sich dasselbe eintönige Bild, das macht müde. Draußen waren die Bauern bei der Arbeit gewesen. Sie standen in ihren

Digitized by Google

Arbeitsjacken am Feldrain und grüßten das gräfliche Gefährt. Sie spannten für den Augenblick einmal ihre zerbogenen Rücken, dann bückten sie sich wieder über die braune, kräftige Erde. Ein junges Bauernweib saß auf einem umgestülpten Karren und hielt ihr Kind an die bloße Brust. Um sie her lagen dicke Krautbündel, aus denen sie Heilpflanzen auslas. In der Luft summte und surrte es von Insekten, die man kaum sah. Manchmal nur flammte ein bunter Käfer in der Sonne auf, zitterte Licht auf einem feinen Flügel. Alice hatte ihren Sonnenschirm gebraucht, aber Georg ließ sich die Sonne prall aufs Gesicht brennen; er legte sogar den Hut vor sich auf den Sitz. Er war gut aufgelegt und brachte Alice verschiedentlich zum Lachen.

„Wie leicht es einem hier gemacht ist, zufrieden zu sein," sagte Alice. „Hier wird das Leben fast eine ganz einfache Sache." Und sie schmiegte sich in ihre Wagenecke und genoß mit sanften Sinnen den seltenen Rausch der Ruhe.

„Es hat auch Härten, das Leben hier — für andere Menschen wenigstens," begegnete ihr Georg, und er dachte an Marlene.

„So —? — Aber wer zählt denn hier außer uns? — Und Sie — genügt das Leben, wie es hier ist, Ihnen denn nicht?"

„An mich dachte ich nicht dabei."

„So —!" machte Alice und zog die Brauen hoch. „In fremde Leben mische ich mich nicht. Die gehen mich nichts an . . ."

Auf dem Kutschbock saß der alte Tuckermann. Georg sah, wie eine Spinne auf dem breiten Rücken vor ihm hinaufkrabbelte. Als sie über den Kragenrand turnte, faßte der Mann mit zwei breiten Fingern hin und zerquetschte das Tier. Wie roh und unsinnig das im Grunde ist, empfand Georg. Aber handeln die andern hier sinnvoller? Spinnen mögen sie nicht anfassen. Aber Gefühle, die nicht ihre eigenen sind, und die ihnen ihre Ruhe stören könnten, vernichten sie. Sie leugnen die sinnvollen Zusammenhänge und erkennen nur ihre herbe Daseinsform an.

Digitized by Google

Mit den Wirtschaftsbüchern vom Hofe hatte Graf Egon Bescheid geschickt, daß er am Abend nicht komme. Der Landrat und der Pastor hatten sich angemeldet, und da kam er endlich wieder zu einer Partie Whist, die sich bis in den Morgen zog.

Nach dem Essen ging man ins Musikzimmer hinüber; Marlene sollte singen. Heute konnte man sich den Genuß verschaffen. Wenn Onkel Egon da war, widersprach er. Er mochte das „sabbrige" Zeug nicht mit anhören. Gesang hatte er nie geliebt, auch nicht im Theater, Tänze und Tänzerinnen dafür umso mehr. Heute ging ihm nichts über einen forschen Marsch, der „einem die alten Knochen schmierte".

Der Diener brachte eine Lampe mit langhängendem, grünem Seidenschirm. Die Kerzen am Flügel hatte Marlene angezündet. Sie schlug mit ihren unruhigen weißen Händen den breiten Deckel zurück. Ernst lagen die Tasten unter dem gelben Lichte.

Alice und Georg saßen in Sesseln am Kamin, die beiden alten Damen nebeneinander auf dem breitausladenden Sofa unter einer Kopie von Raffaels Heiliger Cäcilia. Marlene blätterte in einem Haufen Noten. Sie wollte sich selbst begleiten. Die Kerzen brannten ruhig und spiegelten im schwarz polierten Holze. Violette Lichter lagen davon in Marlenens hochgebundener Haarkrone.

Schwermütige Vorspielakkorde zergingen unter ihren Händen.

„Laß, o Welt, o laß mich sein!"

Ihre Stimme zitterte. Sie lag wie in der Brust gebunden und riß sich schwer los.

„Locket nicht mit Liebesgaben,
laßt dies Herz alleine haben
seine Wonne, seine Pein!"

Marlenens Sopran befreite sich langsam von Befangenheit. Es gelang ihr, die Menschen in ihrem Rücken

Digitized by Google

zu vergeſſen. Ganz allein war ſie mit ihrem Herzen und ihrer wachen, ſteigenden Stimme. Sie fühlte ſich frei und vogelleicht. Die Muſik drang in ihr Blut und teilte ihm den ſtarken, verhaltenen Rhythmus mit. Georgs Auge ſtand unverwandt auf ihrer Geſtalt. Er ſaß vornübergebeugt und ſtarrte an Alice vorbei. Der Geſang war gewaltſam. Fühlte ſie nicht, wie ſein Blick bei ihr war, wie er hinaufſuchte an ihr nach Berührung und endlich matt und erſchöpft und berauſcht in ihr Haar ſank? —

„Was ich traure, weiß ich nicht,
es iſt unbekanntes Wehe . . .“

War er nicht fähig, ſie zu halten und zu hindern, daß ſie ſich ihm entzog in die kühle Einſamkeit des Geſanges?

„Immerdar durch Tränen ſehe
ich der Sonne liebes Licht . . .“

Sie ſang Lebensüberſchüſſe aus ſich heraus, die ſie ſonſt im Raſen veratmete. Das Zimmer erfüllte ſich gleichſam mit dieſem Leben, das aus ihrem jungen, in gebändigter Wildheit ſtraffen Körper kam. Die beiden Alten ſaßen ruhig und wunſchlos vor der dunklen Wand und hielten ſich an der Hand gefaßt. Sie mußten eine die andere fühlen, denn Marlenens Geſang machte einen einſam. Alice lag mit bleichem Geſicht in die Dunkelheit zurück. Im Zimmer war es ſchwül.

Marlenens Geſang jagte jetzt, als gewänne er aus dumpfer Schmerzbefangenheit das Licht einer namenloſen Hoffnung.

„Oft bin ich mir kaum bewußt,
und die helle Freude zücket
durch die Schwere, ſo mich drücket,
wonniglich in meine Bruſt.“

Sie trieb ihre Stimme hoch, und in einem zerflatterten Schrei brach ſie ab. Der Traum des Liedes löſte ſich von ihr, der Rauſch verflog und nahm ein Ende. Sanft verſetzte er ſie wieder in die Wirklichkeit dieſes Zimmers, das um ſie dunkelte, und in dem Menſchen nach ihr hinlauſchten.

Digitized by Google

„. . . Laß dies Herz alleine haben
seine Wonne, seine Pein!“

Ja, das war das matte, erschöpfte Sichfügen in dieses Leben. So mußte man doch. Man kam ja nicht los davon. Nur nichts Gewaltsames; das bricht einem die Kraft, und beizukommen ist ihm sowieso nicht. — Marlene blieb auf dem Klavierstuhl sitzen und legte die Hände in den Schoß zusammen. War das ihr Verzicht, den sie da eben gesungen? Ob Georg, der sie verstanden haben mußte, ihr den glaubte? — Und glaubte sie selbst denn daran? — Nein, ein Lied war das, das einen erschütterte und rührte, solange es klang. Aber wenn es verweht war, dann galten die Worte nicht mehr und nicht die Gefühle.

Frau von Blaskow war behutsam aufgestanden und hatte das Fenster geöffnet. Sie wischte sich einen Tropfen aus dem Augenwinkel fort. Laubgeruch drang vom Park herein. Marlene kam vom rechten Flügel ins Zimmer. Sie hatte ein ruhiges, ergebenes Lächeln im Gesicht.

Georg sagte halblaut: „Fräulein Marlene, Sie haben gesungen als müßten Sie sich erschöpfen von einem Uebermaß der Sehnsucht.“

„Ich singe besser,“ wich sie ihm aus, „wenn ich nicht selbst begleite.“

„Wunderschön hast du gesungen, Marlene; aber du solltest freundlichere Lieder wählen.“ Die alte Wolmerod meinte das, weil das Ergriffensein ihr die Mühe machte, zu verhindern, daß Tränen in ihre Augen traten.

„Ja,“ sagte Alice, „freundliche Lieder ins traurige Leben singen, das ist die Kunst, die wir verstehen müssen.“

Marlene ließ ihre Finger diesmal über die Tasten tanzen. Das war etwas Frisches, Keckes, Lustiges. Die Töne sprudelten.

Trois jeunes tambours
S'en revenant de gue-erre
Et ri et ran et rataplan
S'en revenant de gue-erre . . .

Digitized by Google

Sie sang das mit einer knabenhaft verstellten Stimme, ein wenig übermütig. Es machte das andere Lied, das noch schwer wie ein welkender Kranz im Zimmer gehangen, vergessen. Sie sang das ganze altfranzösische Soldatenstückchen bis zu seiner witzigen Pointe herunter.

„War das recht?" fragte sie gutgelaunt und drehte sich auf ihrem Sitz.

Georg war die Stimmung, die ihn vorher eingesponnen hatte, lieber gewesen. Dieser aufgemachten Lustigkeit stand er unsicher gegenüber; er traute ihr nicht. Und doch gehörte sie eigentlich zu Marlene.

Jetzt erhob sich langsam Frau von Blaskow und ging zum Flügel. Sie schloß den aufgestellten Deckel und setzte sich an das Instrument. Marlene saß am Tisch unter der Lampe. Frau von Blaskow spielte ein Menuett. Silbern und dünn, wie aus einem Spinett, kamen die Töne. Der geschlossene Deckel dämpfte sie als hingen sie ganz fern in einem Pavillon des Gartens, der voll Licht und Tanz war.

„Das spielten wir, als wir jung waren . . ." sann die alte Gräfin Wolmerod und lauschte verzückt, lächelnde Erinnerung um den Mund.

Und als die stille, feine Tanzweise vorbei war, ließ Frau von Blaskow eine Aire aus „Don Juan" folgen. Wortlos verging die alte, zärtliche Musik im Zimmer.

Alice gähnte und wünschte gute Nacht. Georg stand an der Türe und ließ die Damen vorangehen. Er sah nach Marlene. Sie stand am dunklen Flügel und löschte die Kerzen.

Er ging mit Alice die Treppe hinauf und trug ihr das Licht. Im Korridorfenster stand der Mond und malte ein großes Lichtviereck an die Wand. Vor Alicens Türe blies Georg die Kerze aus. Er umfaßte sie und riß sie an sich. Sie küßte ihn wieder und legte ihm die Arme um den Hals. Ihr Haar duftete wieder nach Harz und Sonne. „Ja — ja!" hauchte sie und atmete schwer. Er öffnete ihr die Tür ins Zimmer, das weiß und mit Mondlicht in den Spitzengardinen war.

Digitized by Google

Georg ging in den grauen Frühmorgen des Parkes hinaus. Im Hause waren nur die Diener wach, und in der Küche wurde mit Geschirr geklappert. In den Räumen unten standen Fenster und Türen gegeneinander auf, und es war zugig. Draußen hatten die Laubfarben keinen Lack, und der Himmel schien zu Sonnenschein nicht aufgelegt. Das Gras und die Wege waren taufeucht.

Er sah über das Haus hin. Oben war an Alicens Schlafzimmer die weiße Gardine zugezogen. Schlief sie jetzt, die schmalweißen Arme unter den Nacken geschoben?

Vom hintern Hofe kommend, sah er Marlene in den Weg einbiegen. Sie schaute nicht herüber. Mit wenigen Schritten war er neben ihr. „'n Morgen, Fräulein Marlene!"

Sie hielt ihm die Hand hin. Zum Gärtner mußte sie, wegen des Gemüses für den Mittag. Georg blieb neben ihr. Er wollte ihr noch etwas über ihren Gesang sagen. Aber dann fiel ihm das Rechte nicht ein, denn er meinte, es müsse etwas Bedeutsames sein. Dann auch war sie heute fast nicht mehr dieselbe wie gestern. Das verwirrte ihn. Als hätte sie die Marlene von gestern abgeschminkt, so war sie. Das dunkle, glatte Kleid ließ sie ernster und älter erscheinen, und sie hatte dunkle Schatten um die Augen.

Von einem Fliederbusch knickte sie einen Zweig. „Wie die Nachtigall diese Nacht wieder gesungen," sagte sie, „als sänge sie Schmerzen . . ."

„Wie Sie gestern abend —?"

„Schmerzen?" Sie zuckte die Schultern. „Das lag im Liede . . . Was habe ich damit zu schaffen? — Aber die Nachtigall sang ihre Seele."

„Ich finde, alle werden so empfindsam hier, so weichmütig. Gut, die Nachtigall singt ihre Seele. Das ist ihre Sache . . . Aber ist das ein Grund für Sie, daß Sie wachliegen und ihr zulauschen. Mag sie das allein tun. Schlaf ist kostbar, ist gut . . ."

Marlene sah ihn an: „Wenn man schlafen kann — ja . . . Aber, ich weiß nicht, diese Nächte . . . Die Luft steht im Zimmer bis an die Decke still und bewegt sich nicht.

Digitized by Google

Man kann nicht atmen, man erstickt. Man legt sich auf den Rücken und starrt die Decke an, und man wartet auf den Schlaf, daß er komme. Aber er kommt nicht. Statt dessen packt einen Angst an die Kehle und legt sich auf die Brust, eine fremde, unheimliche Angst. Das Blut schlägt einem die Schläfen, und man setzt sich endlich im Bett hin und blickt in das Dunkel, in die Ruhe, in die man selbst nicht hinein kann. Man kommt sich vor wie der einzige Mensch auf der ganzen weiten Erde . . . Draußen sang die Nachtigall, auch wie eine, die sich vor dem Dunkel und dem Alleinsein fürchtet . . . Da bin ich hinaus — durch die Hintertür — und in den Park. Ganz hell war er, der Mond, und kühl . . . Man konnte atmen."

„Allein hinaus sind Sie, Marlene, in der Nacht?"

„Auch andere hier im Hause können nicht schlafen . . . Oben im Zimmer der jungen Gräfin war Licht. Drüben unter der Birke habe ich gesessen — ganz weiß war sie diese Nacht — und zu ihren Fenstern hinaufgesehen. Die Arme hab' ich um meine Knie gelegt und gedacht, daß dort einer mit mir wacht, und ich doch nicht allein bin. Das Licht hing so müd und gelb an den Scheiben und in den Gardinen. Aber es mußte brennen, weil sie keinen Schlaf hatte . . ."

Georg warnte sie ernsthaft: „Sie sollten das doch vielleicht nicht tun . . . Es kann Ihnen schaden."

„Was soll's mir tun?" wunderte sich Marlene. „O, schön ist das! Es riecht nach Blumen, die gar nicht da sind. Und von den Sternen kommt es kühl und angenehm. Wenn man den Kopf hintenüber legt, hat man sie alle in den Augen. Sternlicht macht die Augen schön und gibt ihnen für den Tag Glanz . . . Glauben Sie's nicht?" Sie hielt ihm lachend ihr Gesicht mit den großen Augen hin.

„Ihre Augen sind schön," sagte er, „auch ohne das."

„Warten Sie einen Augenblick hier bei der Bank, ich laufe nur eben zum Gärtner hinein." Sie trat in das kleine Gartenhaus. Georg hieb mit dem Stock in das Gras und zerstieß den Boden. Ein Bursche mit roten Haaren und großen, dummen Augen arbeitete im Gemüsegarten. Er

Digitized by Google

rupfte Unkraut aus einem Mistbeet und pfiff ein Soldatenlied. Ueber grünen vielzackigen Blättern hingen brennendrote Tomaten, saftig und glänzend. Mit dünnen Astgelenken an Spaliere gebunden, standen in Erdgruben Pfirsichbäumchen. Die sich rötenden Fruchtbälle dunkelten im Laub.

Marlene kam mit einem geflochtenen Körbchen am Arm heraus. Sie machten einen Umweg zum Schloß zurück. Nach einem Schweigen sagte Marlene: „Sie sind Schauspieler, Herr Salbach?"

„Sie wissen . . .?" Er war überrascht.

„Ja. Vielleicht sollte ich es nicht hören. Man sprach davon. Ist Ihnen das unangenehm, daß ich es weiß?"

„Nein, nein. Aber den andern wird's vielleicht nicht recht sein." Ihm flog ein Lächeln an. „Als Freund der Gräfin Alice . . ."

„Ist denn das weniger als Junker?! — Sonderbar sind diese Menschen. — Aber Sie langweilen sich sicher unter uns. Gewiß sind Sie ein bewegtes Leben gewöhnt."

„Auch in dieser Ruhe ist das Leben bewegt, unheimlich bewegt. Nur sind seine Gebärden hier feiner, unmerklicher — wie Insektenflügelschläge. Die Nuancen reich, aber zarter. Ich fühle auch hier Spannungen. Aber vielleicht sind es nicht die, die ich brauche. Der Sommer geht ja auch zu Ende . . ."

„Sie spielen nie im Sommer?"

„Nein, im Sommer reise ich: Das ist schöner und ergiebiger für das Leben, als auf einer Schmiere vor trägen Bürgern Theater machen. Gott, wie sinnlos ist das einem manchmal! — Nur nicht über den Zweck nachdenken, sonst ist's aus, sonst kann man sich aufhängen. Es gibt gefährliche Stunden, wo man in alledem einen Sinn finden zu müssen glaubt." Georg sprach Erregungen aus sich los.

Marlene sah ihn verwundert an: „Halten Sie es so sinnlos? Warum tun Sie's dann noch?"

„Sagen Sie mir, was ist sinnvoller? Wenn man nach Boden sucht, findet man nur Tiefen der Dinge. Egoismus ist alles im letzten Grunde. Auch unsere Kunst; nur die

Digitized by Google

Sucht, seinen Verbrauch an Leben allein zu haben, alle fremden Dinge und Existenzen mit dem eigenen Leben zu durchtränken, unersättlich aufzunehmen wie ein Spiegel. Ans Geben denken wir nicht. — Aber, Marlene, denken Sie nicht nach über das, was ich da eben sagte. Fragen Sie mich in einer Stunde wieder, und ich leugne vielleicht alles. — Sehen Sie, das ist der Sinn von dem . . .“

Marlene überlegte und sagte mit sanftem Verständnis: „Aber vielleicht haben Sie doch recht damit . . .“ Sie war stolz, daß einer so ernst und klug mit ihr sprach. — Georg glaubte, ihr etwas aus seinem Lebenskreise mitteilen zu müssen, sie von seiner Atmosphäre kosten zu lassen. Ja vielleicht damit ihre innere Kraft zu prüfen.

„Sehen Sie, ich habe einen Freund. Er ist Kritiker und dient mir manchmal mit seinen Ansichten. Er ist klug und erfahren. Mit seinen mäßigen Lebensvorräten spart er und verabscheut die Frauen. Was seine wirklichen Erlebnisse ausmacht, erscheint ihm unbedeutend und flach. Er bauscht sie auf und steigert sie ins Unwahrscheinliche. Und er lügt die unglaublichsten, sinnlosesten Tatsachen zusammen. Er liest mir aus Briefen vor, die irgendein bedeutender Mann angeblich an ihn geschrieben; aber ich weiß genau, daß sie von einem seiner unberühmten Freunde herrühren und vielleicht eine Einladung ins Café enthalten. Ein andermal schwärmt er mir von einem jungen Künstler, der ihn jetzt oft besuche. Er analysiert mir den Menschen, und er weiß, daß auch ich ihn kenne. Ein paar Tage später erfahre ich, daß der betreffende Künstler seit fast einem Jahre in Italien und Süddeutschland reist und vorher nie mit ihm bekannt geworden ist. — Begreifen Sie diese Existenz? Sie könnte in ihren Bahnen von Bedeutung sein. So ist er ein Charlatan. Die innere Bewegung mangelt diesem Menschen, und sein Leben steht in toten Kanälen ab. — Aber ein Sinn ist darin so gut wie in Ihrem und meinem Dasein . . .“

„Ja —,“ sagte Marlene. „Schade, daß unser Spaziergang nun schon zu Ende ist. Ich gehe diesen Weg; man soll Sie nicht mit mir zusammen sehen.“

Digitized by Google

„Warum nicht?“ fragte er erstaunt.

„Es ist nicht nötig . . . Sie müssen über die Wiese gehen, wenn Sie zum Kaffee nicht zu spät kommen wollen. — Bei Gräfin Alice sind schon die Fenster auf.“

Durch das Strauchwerk brannte ihr Haar. Georg schlenderte aufs Haus zu, wo Alice ihn am Kaffeetisch erwartete. Die braunen Brötchen dufteten, und der Kaffee roch stark und herb. In Kristallschalen stand der leuchtend rote Gelee und der bernsteingelbe Honig. Das reizte den Appetit. Alice war liebenswürdig und weich. Sie lächelte ihm zu und fuhr ihm mit der Hand übers Stirnhaar.

„Ausgerissen?“ fragte sie. „Wann sind Sie denn aufgestanden, Georg?“ Sie klirrte angeregt mit dem Silber und goß ihm ein.

„Früh,“ sagte er. „Gott, es gibt Stimmungen, wo einem Zimmer ein bißchen eng werden. Und der Morgen war frisch wie ein Bad.“

„Sonderbar, Georg . . .“, sie setzte ihn ihren mustern-den Blicken aus, „wenn ich Sie jetzt so ansehe . . . Eigentlich verlieren Sie bei Tage — bei solch unerbittlich grauem Lichte wenigstens . . .“

„Das sagte ich selbst Ihnen bereits . . . Aber dann bemühen Sie sich doch, mich nicht als Bild zu sehen.“

„Nein, nein . . . So meine ich's ja auch eigentlich nicht. Aber man weiß ja nie ganz genau, wie weit bei Ihnen der Mensch geht, und wo der Schauspieler anfängt. Sie meinen ja, echt zu sein, aber es hängt doch da und dort etwas Routine. Hier merke ich's — hier wo Sie aus Ihrer Szenerie herausgenommen sind.“

Georg lächelte spöttisch: „Dann soll also die Welt, in der Sie mir begegneten, meine Szene sein —?“

„Ja! — Und, seltsam, das mit uns beiden, hier ist es mir nicht so selbstverständlich als dort. Immer wieder von neuem erscheint es mir als ein leises Vergehen gegen das Leben hier. Das ist in diesem Hause so ganz anders, so abgesondert — harmonisch. Ich habe das Gefühl, als müsse ich die Dinge, die hier empfindsam und überwach sind,

Digitized by Google

beleidigen. Und das möchte ich nicht, von ihnen möchte ich nicht gehaßt werden — denn es ist die Welt, in der ich einmal ausruhen will . . ."

Sie legte mit einer müden Gebärde den kleinen Silberlöffel neben die Tasse. Georg schwieg. — „Nun?" Sie wollte von ihm auf irgend etwas Offengebliebenes eine Antwort haben. „Sagen Sie nichts dazu?"

Er überlegte. Er legte seinen kalten Stahlblick ihrem weichen Blicke an, als seien sie einander feindlich gesonnen und erwarteten einen Kampf. „Dann nehmen Sie das — das zwischen uns — als Spiel — das in jener Szenerie gut und unterhaltend war?" sagte er hart.

„Scheint es Ihnen so?" fragte Alice sehr weich und geschmeidig. „Muß man dem einen Namen geben? Sind wir nicht beide zufrieden gewesen, wie es war? Lassen wir uns das doch genügen, Georg! — Nicht wahr?"

Er legte seine Finger in die Hand, die sie hinhielt. „Gut!" sagte er. Zum Kampf kam es also nicht. Auf beiden Seiten war zuviel Müdigkeit. Was hatte es auch für Sinn? Um leise Gefühle machte man keinen Lärm. Man mußte an den Dingen ja immer zerren, um zu fühlen, wie fest sie sind. Sonst reißen sie eines Tages ganz wider Erwarten los, oder aber sie sind so angewachsen, daß man sie nicht mehr losbekommt. Und das ist meist das Schlimmste. Wenn man sich nur immer vergewissert, spart man sich Enttäuschungen, und man kann dem Schicksal schon einmal nachhelfen.

Auf dem Spaziergang sprach Alice davon, daß sie nächstens auch einmal auf die Jagd gehen wollten. Das müßten sie beide machen. Das gehöre für sie dazu, wenn sie zu Hause sei. Einen Jagdanzug müsse ihm Onkel Egon schaffen. Sie würde dem Förster in den nächsten Tagen schon Nachricht geben. Georg sagte, daß er doch so lange gar nicht bleiben könne. Er habe von seinem Direktor einen Brief bekommen, der ihm das neue Repertoire übermittelt und eine Reihe neuer Rollen zuerteilt habe.

„Georg, was denken Sie! Noch einen vollen Monat

Digitized by Google

behalte ich Sie hier. Sie kommen nicht fort . . . Ihre Rollen können Sie hier studieren. Nirgendwo haben Sie solche Ruhe wie hier. Ich räume Ihnen den ganzen Park ein. Spinnen Sie keine Fluchtversuche mehr. Ich habe Sie doch fest hier in meinem Schloß. Fühlen Sie's nicht, wie fest ich Sie habe, Georg?"

„Fest — und doch nicht fest . . ." sagte er und versuchte zu lachen. „Mich bindet nichts, Alice." — Nach einer Weile fragte er: „Gehen Sie zum Herbst mit zurück in die Stadt?"

„Ich weiß nicht . . . Meine Mutter hat mich gebeten, den Herbst wenigstens noch zu bleiben. Dann käme ich zur Saison erst. Ich kann mir nicht helfen — aber ich fühle mich meiner Mutter verpflichtet, nach den Jahren, wo ich nur so kurz hier Gast war . . ."

Sie gingen schweigend nebeneinander her. Georg führte sie mit Absicht den Weg, den er heute früh mit Marlene gemacht. So ganz anders hatte ihr Profil vor den grünen Blatthintergründen gestanden. Alicens Haar sah ein wenig erloschen aus. Das welkbraune Kleid stumpfte ihren Teint.

„Sie sagen nichts . . . Warum sind Sie so stumm?" fragte sie zu Georg hinüber.

„Wozu ist das gut? — Ich balanciere meine Seele zwischen gewagten Gedanken, und Sie fordern von mir, daß ich etwas sage. Man sagt dies und jenes, und dann springt das verletzend gegen den andern und kränkt. Ich fühle etwas Gefährliches in mir. Ich schweige, um Sie zu schützen."

„Sie sind sehr rücksichtsvoll." Alice scherzte, aber sie zog die Brauen ein wenig; und das ließ erkennen, daß sie mit irgend etwas unzufrieden sei.

Georg sagte sich, es sei seine Schuld, wenn sie hier nicht auf ihn wirkte. Man darf zwei verschiedene Frauen nicht vor den gleichen Hintergrund bringen. Jede verlangt einen andern. Aber wollte er nicht eben, daß Marlenens Bild das ihre maßlos überstrahlte!?

Um das Gärtnerhaus standen kleine Blumen mit

Digitized by Google

Blütentellern gleich dem braungoldenen Spiegel des Tokaiers, die Georg nicht kannte. „Wunderbar, dieser warme Glanz!“ sagte Alice.

„Ja, wie Marlenens Augen . . .“ ergänzte er. „Oder kennen Sie ihre Augen nicht?“ Dann sprachen sie von Marlene.

Endlich zuckte Alice die Schulter und sagte darüber hinweg, mit einer Spitze gegen Georg: „Gott, was hat denn das Kind mehr als sein bißchen Hübschsein!“

Aber er ließ sie nicht los damit. „Hübschsein ist keine geringe Sache,“ stritt er weiter.

„Nein,“ entgegnete sie und lächelte gelangweilt, „aber eine unvollkommene.“ Man fühlte, daß sie damit diesem Gespräche ein Ende machte, und daß es darüber hinaus nicht fortzusetzen sei.

„Kind,“ das sagte sie vorhin so, als stoße sie das Mädchen damit von der Liebe zurück. Georg dachte: ein Kind ist sie nun schon gar nicht mehr, und Seele hat sie auch, und Blut und Leidenschaft; sie ist zu mehr Tiefe und Leben fähig als du. Und vom Augenblick sah er Alice eigentlich nur noch als Partnerin in einem Spiele an, dessen Ausgang ihm noch nicht klar war.

Am Nachmittag kam Marlene und fragte, ob Georg mit zum Hof hinüber wollte. Er sprang die Treppe hinauf und holte seinen Hut. Alice saß im blauen Zimmer am offenen Fenster und machte ein unzufriedenes Gesicht. Sie war nicht bei Laune, als hätte der Tag sie gekränkt, weil er nicht offen und blau war, und ärgerte sich, weil Georg nun auch noch fortging. Gesprochen hatten sie wenig, aber er hatte ihr doch gegenüber gesessen. Sie setzte sich mit einem französischen Roman auf die Terrasse. Später wollte sie zu Mutter und Tante Blaskow hineingehen, die drinnen bei Erinnerungen zusammensaßen.

Marlene und Georg gingen auf einem schmalen Feldwege, weil die Landstraße ihnen zu staubig war. Das Getreide stand auf beiden Seiten wie starres mattes Metall. Der graue Himmel löste sich. Breite Risse klafften im ver-

Digitized by Google

ziehenden Gewölk. Verlorene Sonnenstrahlen lagen darin, und die Bänder blassen Blaus breiteten sich. Hier und da bettete sich in wattweiße Ränder ein Stück Lapislazuli. Die Wolken bekamen goldene Kanten. Man fühlte es warm aus den Himmelsspalten brechen. Am Wegrain zirpte und wisperte es. Die Grashalme waren bestaubt. Die Erde fühlte sich unterm Fuß warm an. Mücken tanzten und stießen einem ins Gesicht.

Marlene hatte ein anderes Kleid angelegt; um den freien Hals lag ein frischweißer Kragen mit gestickten Blumen. Der Strohhut verdeckte ihr Haar. „Zu Anfang ist es ein wenig warm," sagte sie, „aber nachher läuft der Weg durch den Wald. Sehen Sie, drüben . . ."

Wirklich, dort wanderte ein Zug halbhoher Bäume in die Ebene hinein, schritt in die Aecker hinaus und krampfte sich eigensinnig in die Erde. Dahinter lag das Gut mit seinen Scheunen und Ställen breit und viereckig im flachen Lande. Die paar Fenster nach außen blickten schläfrig. Eine Pappelallee schritt hochstämmig auf das offene Tor zu.

Ullmann, der dicke Inspektor, kam, um den Ententümpel im Hof herum, den Gästen entgegen. Er gab Marlene seine schwere braune Hand und lachte sich die Lippen von den starken Zähnen: „'n Abend, Fräuleinchen. Immer mal wieder draußen."

Marlene ließ Georg die Gebäude zeigen. Als sie in den Kuhstall traten, schlug ihnen die warme Ausdünstung der breiten ruhenden Tiere in dicken Schwaden um die Gesichter. Feucht glänzten die schmatzenden Mäuler der Kühe, und ihre großen blanken Augen wandten sich nach den Besuchern um. Sie scharrten das Stroh und stießen sich mit den ausladenden Schenkeln. Der Geruch legte sich einem heiß und stark auf die Lunge. Aus den Scheunen roch das Heu warm nach besonnten Wiesen. Sie waren dunkelduftig und voll Süße, als wäre hier Sommer aufgespeichert bis unter die letzten Böden. Ins Finstere hinauf lagen Leitern mit ausgetretenen Sprossen. Wie das wohlriechende Dämmern verführte und angenehm beunruhigte!

Digitized by Google

„Jawoll," sagte der Inspektor Ullmann, „gefährlich ist das." Das Rote in seinem Gesicht glänzte und er blinzelte mit seinen kleinen Waldbeeraugen. „Reinweg besoffen macht das die Weiber." Er stand mit Georg oben auf dem Boden. Georg schaute hinab. Dort sah er Marlene hell im Türlicht stehen. Ihren Hut hatte sie abgenommen. Es war, als ob die Luft um sie herum zitterte. Beim vorsichtigen Absteigen sah er immerfort ihr lohes Haar.

Eine Magd stand und pumpte Wasser in überlaufende Eimer. Sie hatte die blonden Zöpfe fest um den Kopf gelegt. Den Arm streckte und bog sie, daß die Pumpe kreischte. Ihre starke Brust spannte die Bluse zum Zerreißen. Mit wiegenden schweren Schritten trug sie die Eimer vorbei. Marlene ging hinter ihr ins Wirtschaftsgebäude.

Georg blieb beim Inspektor draußen. Der putzte einen Knecht herunter, der auf einem Stein seine Sense zerhauen hatte. „Hart muß man das Volk anpacken, sonst versteht's einen nicht," entschuldigte er sich bei Georg. Dann kam er wieder auf sein Gespräch zurück. „Die alten Gräfinnen, jawoll, die sah man lange nicht mehr hier draußen. Sind auch woll schon zu alt. Na, und die Junge, die ist woll nich sehr dafür, für das Vieh und das Volk hier . . . Nee, nich mal ansehen tut sie's. Aber der Graf, der Egon Hiltrop, der ist tüchtig dahinter. Immer man nur hopp, hopp, mit der Peitsche."

Marlene war wieder da. Sie heftete sich die langen Nadeln des Hutes im Haar fest. Der Inspektor Ullmann ging mit ihnen bis ans Tor. Breitbeinig stand er da in seinen hohen Stiefeln und sah ihnen nach. Er hob die Hand vor die verkniffenen Augen und schmunzelte. Dann drehte er sich um und kniff eine gebückte Magd, daß sie kreischte. „Maul halten!" brummte er und verschwand im Stall.

Die Sonne schob sich langsam zwischen weißem Gewölk hindurch und rückte auf die sanfte Linie des Horizonts zu, die weich und verschwommen im Dunste lag. Marlene und Georg sprachen nicht viel. Auch über das Schweigen hinweg fühlten sie sich. Am Himmel war eine solch drän-

Digitized by Google

gende, verhaltene Bewegung, als vollziehe sich etwas Bedeutungsvolles, als sei von dort etwas Ungewöhnliches zu erwarten. Georg fand, daß es Aehnlichkeit habe mit jener lautlosen Erregung beim Szenenumbau zwischen den Akten.

Er teilte seinen Gedanken Marlene mit. Sie lachte darüber. „Sie denken wohl viel ans Theater?“ fragte sie.

„Ja, jetzt wo der Sommer zu Ende geht.“ Er schaute von der Seite in ihr Gesicht, auf dem breit der Schatten des Hutes lag. „Der Tag heute, das war schon ein Mahner. Wenn es sich gerade so weich und warm um mich zu spinnen beginnt, dann muß ich mich herausreißen. Immer — und wenn es oft recht hart wird. Dann muß ich mich erinnern, daß ich mir vom Leben eigentlich nur für den Sommer ausgeliehen bin. Im Herbst werde ich eingezogen.“

„Und die Nächte mit den Nachtigallen sind dann nicht mehr.“ Marlene senkte den Kopf.

„Aber ruhig schlafen können Sie dann wieder — hocken nicht mehr unter den Birken und sehen nach Fenstern hinauf, hinter denen Licht brennt . . .“ tröstete er.

Sie sah ihn an, und ihr Auge schien umbeherrscht und böse. „Dann wird kein Licht mehr die Nacht durch brennen.“

„Marlene!“ Georg war betroffen; er zweifelte.

„Ja! Was wollen Sie?“ Hart und wild entfuhr es ihr, und sie machte einen Schritt von ihm fort. Unterm Hutschatten wurde ihr Gesicht bleich.

Sie ging schneller zu. Georg hielt dicht neben ihr. Sie waren plötzlich wieder mitten im Gehölz. Durch das Laub rann Licht und kringelte auf dem Waldboden. Rebhühner flogen beim Geräusch der Tritte klatschend auf. Das Dickicht verspann sich zu dunklen Mauern.

Marlene riß sich den Strohhut vom Haar. Sie lehnte an einer Eiche und ließ ihn zu Boden gleiten. Ganz weiß war sie im Gesicht, die Augen starrten wild und verzweifelt. Sie legte ihr Gesicht auf die Hand und schluchzte. „Ich kann nicht mehr . . .“ sagte sie mutlos und unendlich müde. „Es hat keinen Sinn . . .“ Die Worte erstickten.

Digitized by Google

Georg nahm sie bestürzt in seine Arme. Dieser Ausbruch kam so plötzlich und überraschend heftig. Sie zitterte an seiner Schulter. „Marlene! — Marlene!“ Er streichelte ihr Haar und küßte sie auf die Wange. Die Lippen preßte sie fest auf ihre Hand.

„Magst du mich? — Sag!“ Sie hielt sich an seiner Schulter. Er sah nur das Haar flammen und die offenen Augen. „Marlene!“ Er zog sie wieder an sich.

„Da — den Mund . . .“ atmete sie und küßte ihn. Ihre Wildheit kam nicht zur Ruhe. Sie erschöpfte sich allmählich in ihrer Leidenschaft. Das Weinen ward nicht still. Ihr Körper war bewegt wie eine Woge.

Georg bettete sie auf den Waldboden. Er hielt ihre Hände fest und beugte sich auf ihr Gesicht. Sie hing ihre Arme an seinen Hals. „Es hat keinen Sinn, sich dagegen zu wehren . . . Es kostet einen Nächte ohne Schlaf, und man wird noch nur immer schwächer und schwächer. Unsereins hat keine Zeit, zu warten, bis man ihm sein bißchen Glück anbietet. Und ohne das ist es kein Leben. Wozu sind wir auch anders nütze . . .“

Georg küßte ihre halbgeschlossenen Lider. Seidig streichelten die Wimpern seine Lippe. „Wofür du da bist, Marlene — weiß du's jetzt? — Nun kann doch ich es dir sagen. — Ich wollte dich ja, ich hab dich ja immer gesucht. Aber hier verstellten mir ja immer alle Dinge dein Gesicht . . .“

„Ja — als wollten sie dich fortdrängen von mir. Aber nicht nur die Dinge, mehr noch die Frau . . . Georg, die Frau . . . Was wird nun sein?“ — Angst kam in ihre wilden Augen.

„Laß dich das nicht sorgen, Marlene,“ beruhigte er sie. Was wird nun sein, fragten ihn auch seine Gedanken. Aber er schob das Unbequeme beiseite, von diesem Glücklichsein fort. Dafür war auch morgen noch genug Zeit.

Auch Marlene befreite sich von ihrer Beunruhigung. „Gleichviel! Du hast mich angenommen, halte mich fest. Ich möchte nur gehalten sein und geliebt von dir. Wir Frauen sind keine Künstler: wir denken nur ans Geben.“

Digitized by Google

„Ja," sagte er nachdenklich, „du gibst reich." Und er genoß ihre Hingabe mit wachen Sinnen. Er ließ ihr herrliches Haar um seine Lippen brennen. Nun war es sein!

„Mir liegt nichts am Besitz," lachte sie; „ich verschenke gern. Weißt du, ich bin eine Landstreicherin."

Die bleiche Dämmerung des Juliabends legte sich weich und warm ins Laub. Die Tannen zogen ihre schwarzen Mäntel fester um. Aber die Birken sahen ganz weiß aus, als gingen sie nun in ihren langen Hemden zum Tanz in den Mondschein. Um die Stämme drückten sich die langen Wedel der Farne. „Wir müssen nach Hause," mahnte Marlene.

Georg sah in den Abend und sagte: „Ja, das müssen wir wohl, Marlene. — Nach Hause; mit den Alten um die Lampe sitzen und essen, und harmlose, leicht verdauliche Sachen plaudern. Und nachher kommt Onkel Egon, und ich muß Importen mit ihm rauchen und über seine Tänzerinnen, die jetzt steife Beine haben, reden. Du wirst bei den andern sitzen und ein zufriedenes Gesicht machen; denn du bist angestellt, um glücklich auszusehen. — Gott, kann einem die Komödie zuwider werden!" —

Marlene legte ihren Arm auf seine Schulter. „Wenn man wenigstens singen dürfte; all das Häßliche, Langweilige sich unter die Füße singen!"

Vor ihnen her lief weißlich der Weg. Violette Schatten lagen auf den Wiesen. In dem nebelhaften Rot des Westens schwammen große weiße Wolken. Die Gerstengrannen zitterten fein in der Luft. Als feine dunkle Pünktchen schwangen sich die Vögel in den Himmel. Weißlich hing in der Höhe der Mond. In der Entfernung tauchten aus dem Grün des Parkes das dunkle Schloßdach und die weiße Spitze des Giebels.

Marlene und Georg gingen wieder ruhig nebeneinander her, als wenn sie nur Eile hätten, das helle Haus bald zu erreichen. Sie sahen sich gleichzeitig an und lächelten aus ernsten Gesichtern; und das hieß in ihrer stummen Sprache: „So, jetzt Vorsicht!" Und wie zwei, die ihr Geheimnis in

Digitized by Google

die unterſte Lade ihrer Truhe gelegt und den Schlüſſel in der Taſche tragen, betraten ſie zuſammen das Schloß.

Onkel Egon kam erſt nach dem Eſſen. Er ſetzte die Füße auf den Kaminroſt, weil ſie ihn ſchmerzten. Das ſei gut, meinte er, wenn das Feuer brenne. Aber ſo müſſe es auch helfen; das Feuer denke er ſich dazu, und die Einbildung heile am beſten die Krankheiten. Er ſchalt den Diener, weil der Château Laffitte nach dem Pfropfen ſchmecke; den möge er nicht trinken. Und der Diener mußte eine andere Flaſche bringen.

Man hatte bei offenem Fenſter noch ſo viel Licht von draußen, daß man keine Lampe brannte. Die beiden Alten ſaßen drüben vor der dunklen Wand zwiſchen zwei Fenſtern. Nur ihre Geſichter lagen mit dem Haar als weicher, heller Schein im Dämmer. Alicens und Marlenens Geſtalten waren ganz weiß. Die Helligkeit ihrer Figuren ſprang, wenn ſie aufſtanden, ſchlank wie Fontänen ins Zwielicht.

Ueber den kleinen Rauchtiſch hin flüſterte Onkel Egon Sachen, die nicht für die Damen waren. Seine Hand lag maſſig um den Fuß ſeines Glaſes; er kicherte. Das Weiß in ſeinem Auge war trüb hinter den Spiralen des Zigarrenrauches. Georg war unaufmerkſam, wenn der Graf an Geſchichten kam, die er ſchon dreimal gehört hatte. Der Graf wurde plötzlich ſtumm. Er merkte, daß ihm nicht mehr zugehört wurde. Er ſchob ſeinen Seſſel zurück und legte ſeine Maske in Falten. Sollte der junge Menſch doch fühlen, daß man zuzuhören hat, wenn ein Graf Hiltrop ſich herabläßt, einem Geſchichten zu erzählen.

Bei den Damen wurde von Geſang geſprochen, von Marlenens Geſang. „Gott, ja," geſtattete Onkel Egon, „ſoll ſie meinetwegen ſingen. Wenn man älter wird, bekommt man ja doch langſam Appetit auf was Süßes. In weißen Kleidern muß man doch etwas beſonders Feſtliches ſingen können . . . Dann müſſen doch alle Töne in weißen Kleidern gehen, nicht wahr, Marlene?"

„Ja," ſagte Georg, „junge Mädchen ſingen zu hören,

Digitized by Google

ist eine ganz eigene Freude. Sie beben selber mit wie Geigen . . ." Er fühlte, daß er damit etwas sehr Schönes gesagt, für das er eigentlich Beifall verdient habe. Man nahm solche Dinge hier etwas zu selbstverständlich hin.

„Aber bitte, etwas, was man ohne Anstrengung genießen kann," bestimmte Onkel Egon, als Marlene den Flügel öffnete. „So was im Pferdeschritt . . ."

Marlene präludierte. Onkel Egon ging hinüber und widmete sich den Schwestern. Alice stand vor der Portiere zum Nebenzimmer. Der Sammet knisterte und fiel zusammen. Sie war fort. Langsam folgte ihr Georg ins andere Zimmer.

Marlenens Stimme schwebte frei und stark herüber. Dunkel stand Georg gegen das Helle der Fenster bei Alice, die sich weiß und leicht auf dem Liegesofa ausstreckte. Im Zimmer war es schwül, und auf dem Tisch mußten Blumen welken. „Sie hier?" fragte Alice.

Georg war ein wenig erregt. „Warum gehen Sie fort, Alice?"

Sie antwortete nicht. Dann lächelte sie: „Sie haben mich ja doch gefunden . . ."

Also, um gesucht zu werden, dachte Georg, geht sie. — Er setzte sich kühn bei ihren Füßen hin. Aus den weichen Schuhen kamen die durchsichtigen Strümpfe und liefen unter den Rocksaum. Das Glacéband spannte über der feinen Fessel. Zärtlich legte er seine Finger um ihr schmales Fußgelenk.

„Wenn jemand käme, Georg!"

Er fühlte, wie die langsamen Wellen des Atems in ihr gingen. „Nun, was dann?"

Sie blieb unbewegt liegen. „Bleiben Sie ruhig, Sie stehen so gut vor dem Licht . . ."

Im Nebenzimmer war Gesang. Onkel Egon sprach zuweilen ein paar Worte hinein. Die Alten flüsterten.

Alice lag, die Arme unterm Nacken. Georg beugte sich auf das im Dunkel bleiche Gesicht. Er küßte sie. Ihre Lippen waren kühl und geschlossen und hielten ihn nicht

Digitized by Google

fest. Sie waren so weitab von seiner Wärme, seiner sommernächtigen Erregung. Er trank, als er sich über sie gebogen, das duftige Ausströmen des ruhenden Frauenkörpers. Einen eigenen Geschmack gab das auf die Lippen und ging wie Wein ins Blut. Da wollte er ihren atmenden Körper in seine Hände nehmen. Aber sie wehrte. „Lassen Sie doch, bitte, Sie haben so warme Hände, Georg."

Ach so, warme Hände waren hier nicht üblich, wenn man zärtlich war. Alles mußte kühl und ruhig vor sich gehen. Es ärgerte ihn. Den angeflogenen Rausch hatte es ihm genommen. Sie war ja auch gar nicht damit gemeint gewesen, mit diesem Zartsein, das plötzlich so stark in ihm wurde.

Er trat ans Fenster. Draußen lag der Mond voll und üppig in den schwarzweichen Baumwipfeln. Die Wege gingen ruhig und sauber durch den Park wie alles hier im Hause, die Menschen, die Stimmungen, die Gefühle. Es war auch das Bequemste und Beruhigendste, ihn hier als unbewegte Schattenstatue vor dem Fensterkreuz zu sehen. Man konnte dabei still und weiß im Dunkel liegen und brauchte die Seele nicht anzustrengen. Aber das war sein Geschmack nicht. Das konnte man tun, wenn man für andere Dinge zu alt wurde. Und da fiel ihm plötzlich ein, daß er gar nicht wisse, wie alt Alice eigentlich sei. Aber das konnte ihm doch nun gleich sein, wie er sich bisher nicht danach gefragt.

Vom Fenster her sprach er, ohne sich umzuwenden, über die Schulter weg: „Eigentlich sind Erlebnisse doch umständliche Dinge. Man erhält sich besser ohne sie; und gewiß auch länger. Aber man käme sich wohl dann vor wie eine Kerze, die nicht brennt." Sagte es und ging ins Nebenzimmer, lautlos und sehnsüchtig in Marlenens quellenden Gesang.

Das Leben des Hauses ging in diesen Tagen um Georg wie auf einem Bahnhofe. So fremd bewegt, und mit dem Warten auf den Zug; mit der eigenen Unruhe inmitten der kalten Ordnung. Alice bekam plötzlich Laune, früh-

Digitized by Google

morgens auszureiten. Schlafen konnte man ja doch nicht. Georg mußte sie begleiten. Aber nach ein paar Tagen verlor sie die Lust daran, und sie blieb wieder länger in den Morgen hinein auf ihrem Zimmer. Dann stand Georg zeitig auf und ging in den Park, wo er Marlene fand. Sonst hatte sie beinahe den ganzen Tag im Hause und um die Alten zu tun. Sie trug jetzt das Haar anders, daß es nicht mehr so in den Nacken hinab hing. Georg sah das nicht gern. Sie brachte ihm morgens die ganze Zärtlichkeit und Anschmiegsamkeit ihrer Sommernacht entgegen; aber die paar Stunden waren furchtbar kurz.

Es kamen Tage voll der Glut und grellen Lichtes. Man wartete in kühlen Zimmern auf den Abend, saß hinter geschlossenen Läden. Lichtbänder lagen flimmernd auf dem Boden. Aber dann diese Nächte . . .

Dick und schwer wie Samtgardinen hingen sie vor den Fenstern. Unbewegt standen an ihrem Saum die Muster dunkelgeballter Bäume. Ueber den Horizont strichen schon einmal blausprühend die Flammen eines Wetterleuchtens. Die verbrannten Rasen waren bleich ins Dunkel gebettet. Gespenstisch hingen die Gardinen an den Fenstern. Wenn man hintrat, meinte man, es müßten heraus Hände einen anfassen. Aber die Falten blieben glatt und still wie an Mädchenkleidern, die ausgezogen und beiseite gehängt sind. Ja, so waren sie, wie leere, helle Mädchenkleider, aus denen der warme Duft des Körpers noch nicht verflogen ist. Aber in den Händen fallen sie knisternd zusammen. Alle Dinge, nach denen man sehnsüchtig war, zeigten sich einem in solchen Nächten und lockten.

Georg konnte nicht schlafen. Er saß auf seinem weißen Bette auf und starrte ins Dunkel, wo die Möbel mit blassem Schein herum standen. Weiß lag die Tür in der Wand, Mondschein war darauf. Ich sitze und wache, dachte Georg, aber die Nachtigall singt nicht mehr.

Morgens waren dann das Gras und die Wiesen ganz taunaß, und die Steine auf den Wegen glänzten. In den Spinnweben hingen Tropfen, wenn die Sonne hinein

Digitized by Google

schien, wurden sie wie Honig. Die Schoten des Goldregens lagen wie Raupen unter den Stauden. Mit steifen Armen schlenkerten die Wasserturbinen und sprühten feine Strahlen über die Beete. Es roch nach Erde.

Alice kam bleich zum Kaffee. Sie duftete nach Puder und frischer Wäsche. Durch das großmaschige Muster der Spitzenbluse leuchtete ihre gepflegte Haut. Diese Nächte erschöpften auch sie. Man war so weich gegeneinander, so lautlos. Man tat keine Bewegung zuviel. Und das Gespräch schleppte sich nur so zwischen den Gedanken hin. In der Bibliothek war es kühler. Dort legte sich Alice hin und las leichte Sachen. Georg blätterte in alten Zeitschriften; aber als das Knistern der Blätter beim Umblättern Alice zu geräuschvoll wurde, ließ er's und dämmerte träg vor sich hin.

Man kleidete sich oft um und saß abends lange zusammen auf, bei offenem Fenster. Die Turbinen warfen draußen das Wasser; das sollte kühlen. „Wie wohltuend!" bemerkte Frau von Blaskow. Aber die andern merkten nichts. Die unersättliche, ausgedörrte Erde schluckte die Feuchtigkeit gleich ein. — Onkel Egon saß bei seinem Château Laffitte und rauchte. Im Sommer war ihm nicht heiß und im Winter nicht kalt. „Einbildung!" sagte er und wußte die Temperatur besser als das Quecksilber im Thermometer.

Georg hielt es in seinem Zimmer nicht mehr aus. In den Adern lief es noch heißer als draußen. Er kleidete sich leicht an und ging hinunter. Man brauchte nur den Riegel zurückzuschieben. Draußen konnte man wenigstens atmen. Er sah über die Fassade des hellen Hauses hin. Als dunkle Vierecke lagen die offenen Fenster im Giebel. Der Himmel war bestickt voll Sterne. Sie zitterten und flimmerten und machten die Luft weißlich. Georg drang ins Dickicht des Gebüschs. Drüben war eine kleine Wiese, da konnte man hügelan unter den Birken liegen. Die Steine drückten eckig durch seine dünnen Sohlen, aber auf dem Rasen ging sich's ganz weich.

Digitized by Google

Georg richtete sein Auge aufmerksam ins Dunkel. Dort knisterte es. Zwischen dunklen Stämmen schimmerte eine weiße Gestalt. Georg bog die Laubgehänge zurück und faßte Marlenens weiche Hand. Sie lachten und küßten sich.

Sie setzten sich ins Gras nebeneinander. Marlene hatte nur ein ganz leichtes Kleid an, das dünn und weit wie ein Hemd war. Ihre Beine staken ohne Strümpfe in den Schuhen, und das Haar war nur wild um den Kopf gelegt.

Der Boden fühlte sich ganz warm an. Den ganzen Tag hatte breit und blank die Sonne darauf gelegen. Georg löste Marlene das Haar, zog es durch seine Hände und tauchte sein Gesicht hinein. Dann ließ er es frei und leuchtend über ihren Rücken fallen.

„Geliebter — Geliebter . . .“ sagte Marlene vor sich hin, als ob es der Anfang eines Liedes sei, das sie lerne. Wie sie sich sättigte an diesem Wort! — Georg nahm sie ganz in seine Arme. Sie war so matt und bebend wie ein Kind. Er fühlte ihren Körper in seinen Händen, wie das Blut in den Adern floß. So dünn war das Kleid — wie ein Schleier. Sie war in der Dunkelheit wie Schnee, und wenn man das Haar so brennen sah, meinte man, sie müsse darunter schmelzen . . .

Als der Himmel blaß wurde, ging Marlene ins Haus. Leicht und hell schritt sie über die Wiese. Rückenherab wellte das Haar. Georg hielt sich mit beiden Händen an der Birke fest, um ihr nicht nachzuspringen und sie auf den Armen zurückzutragen. Dann ließ er sich auf den Boden fallen und legte den Kopf in seine aufgestützten Hände.

Schlank und leise schlich sie nun hinüber ins schlafende Haus, in ihr helles Zimmer. Er durfte hier liegen und sich sehnen und mußte sie hergeben an den Tag, der sie brauchte, bis sie müde war. Er spann seine Gedanken, aber aus den Gedanken wurde ein Traum, und der war weiß und rotgolden voll von Marlene.

Nach dem Nachmittagskaffee blieb man heute beisammen sitzen. Marlene mußte die Zeitungen holen, die Onkel Egon gestern mitgebracht, und vorlesen. Mit ihrer Stimme bannte

Digitized by Google

sie die Schläfrigkeit, und doch konnte man so untätig hindösen dabei. Auch Alice lehnte wie die Alten zurück und schloß zuweilen die Augen. Georg schliefen die Beine ein vom Stillsitzen. Er hätte Marlene zu sich ziehen und sie küssen mögen. Er hatte solche Lust, etwas zu tun, vor dem diese Schläfrigkeit hier aufschrecken würde.

Jetzt wollte er aufstehen, ganz langsam hinübergehen bis hinter Marlenens Stuhl, seine Arme um ihren Hals legen und ihr Haar küssen. Gott, würden die ihre Augen aufreißen! Er freute sich, wie wenn er als Junge die Pfirsiche gestohlen und der Gärtner stand vor dem geplünderten Bäumchen. Wie mußte ihnen das ständige, eingefaltete Lächeln versauern und vom Gesicht fallen! Jetzt stand er bei Marlene, die den Kopf auf das schwarz bewimmelte Papier senkte. Aber er ging vorbei, trat in die Fensternische und sah hinaus. Ja, zu gewohnt ans Leise, ans Ruhige wurde man hier, als daß man etwas hätte dagegen tun können; zu beherrscht von dieser freundlichen Untätigkeit, gelähmt für die Tat und den Willen. Er dachte über alle Dinge gelassen nach in seiner Fensternische. Das hatte er sich schon angewöhnt hier, dieses Denken um die Handlungen herum, wobei man immer recht froh wurde, daß man bei den Gedanken eben nichts zu tun brauchte. Vordem hatte er nur für sich allein gedacht, doch jetzt, sah er mit einemmal, hatte er alle diese Dinge gemeinsam mit Marlene. Und wie in seinem Nachdenken das weiße Schloß mit seinen Parkbäumen mitten im besonnten Lande versunken war, da fühlte er sich plötzlich wieder stark und energisch. Mitten in seinem alten Leben stand er wieder, als hätte das draußen auf ihn gewartet, draußen vor dem Gitter. Nur Marlene war bei ihm, mit dem rotblonden Schein über dem schönen Gesicht. Da faßte Georg den Entschluß, wieder in das warme, bewegte Leben, das fern hinter den stummen Parkbäumen ging, zu fliehen. Auch Marlene gehörte hinein, so gut wie er. Und mit guter Laune kam er ins Zimmer zurück, wo die andern beisammen saßen.

Marlene las mit ihrer biegsamen, angenehmen Stimme

Digitized by Google

die gleichgültigsten Dinge auf der Welt, und Alice und die beiden Alten sahen aus, als seien sie eingeschlafen über der Beschäftigung des Zuhörens . . .

*

Man sah es dem Tage nicht an, daß irgend etwas gegen die schöne Ordnung der Dinge vorbereitet wurde. Aber es war auch nur, als wenn etwas Staub mehr in ein altes Uhrwerk fiele.

Georg ging den ganzen Tag mit einem kleinen Lächeln umher und war stolz, daß er etwas mehr wußte als die Dinge, die hier so vornehm und wissend herumstanden. Marlene verbarg mit Mühe die süße Unruhe ihrer Liebesangelegenheit. Georg ging nicht zu Bett diese Nacht. Er setzte sich erwartungsvoll ans offene Fenster und rauchte. Das beruhigte ungemein und vertrieb die Zeit. Zuweilen lauschte er auch ins schlafende, dunkle Haus, Alice und seine Liebe zu ihr sah er schon ferner; unklar wie ein Stück aus der vergangenen Saison, das bald nach der Premiere abgesetzt worden.

Ueber die Ebene wetterleuchtete es. Ein langsamer Wind schleifte über die Bäume, an denen das Laub knisterte wie seidene Schleppen. Zwischen den Wolken rann Mondlicht, und in tiefschwarzen Tümpeln standen Nacht und Sterne. Auf einem fernen Bauernhofe bellte ein Hund. Dann war es wieder still, und der Wind ging wie erregter Atem über das Land. Zeitweise fielen ein paar Tropfen, aber zum Regnen kam es nicht. Sie klatschten warm und groß auf das Fenstersims und auf Georgs ausgestreckte Hand. Die Stunden wurden ihm lang. Wenn er wenigstens nicht allein hätte sitzen müssen und ruhig sein. Er war innerlich erregt wie bei seinen ersten Liebesgeschichten mit dem schönen, wonnigen Gefühl des Verbotenseins. Auf der Landstraße rollte ein Wagen. Georg zog die Uhr. Bleich lag das Zifferblatt in seiner Hand. Es konnte schon recht sein. Er nahm Mantel und Hut und ging leise nach unten. Die Stiege ächzte. Im Korridor zur Hintertür war-

Digitized by Google

tete Marlene. Er küßte sie durch den Schleier. Sie zitterte leise gegen ihn an. „Georg!“ — „Ja, Marlene, komm.“ Er nahm ihr den Schlüssel ab und öffnete. Als sie in den Garten traten, war der Himmel schon grau. Nur das Gewölk schwamm dunkelzerrissen darin. Sie schritt schnell an seinem Arm.

Die Pferde standen schläfrig im Geschirr und hingen die großen Köpfe. Der Kutscher brummte etwas vom Bock herunter. Georg öffnete den Wagen und half Marlene in das schäbige Gefährt. Dann stieg er selbst nach und zog Marlene dicht an sich heran. Im Wagen war's finster und muffig, aber Marlenes Haar leuchtete doch in dem spärlichen Lichte der beiden Fenster.

Als sie die kleine Station erreichten, war die Sonne schon da. Georg führte Marlene, die unter ihrem Mantel ganz weiß war, über den steinigen Bahnsteig. „Heute bleiben unsere Birken allein,“ sagte sie. Es war darin wohl etwas Heimsucht nach den Orten ihrer Liebe.

Die Schienen schwangen und klirrten, blank und stark wie Adern der Erde. Aus der Ebene, zwischen den blonden Fruchtäckern her, stampfte der Zug.

*

Im Schlosse fanden sich am Morgen zwei Briefe; der eine von Marlene an die alte Gräfin Wolmerod, und der andere von Georg an Alice. Den ersten lasen sie alle zu wiederholten Malen und begriffen es noch immer nicht, daß etwas so Gewaltiges von Handlung in diesem Hause möglich war; den andern aber ließ Alice niemand sehen und verbrannte ihn später. Es stand etwas von „stilisierter Liebe“ darin und von „abgestandener Leidenschaft“, und auch im übrigen wäre der Brief für die Gräfin-Mama, die strenge Tante Blaskow und Onkel Egon unerhört und ein wenig verwirrt gewesen.

Abends kam der Graf und erfuhr die Neuigkeit. Er wurde ganz rot um die Nase herum vor Zorn. Na, aber im übrigen ging die Sache ja keinen von ihnen weiter

Digitized by Google

etwas an. Die Gemütlichkeit ließen sie sich nicht stören dadurch. Das waren Sachen, die man sich nicht ins Haus kommen ließ. Die gehörten nach draußen, in eine Welt, mit der man, Gott sei Dank, nichts zu schaffen hatte — die Welt der Marlenen und George.

Und die Abneigung gegen aufregende Ereignisse verhalf ihnen bald mit zur alten gewohnten Ruhe.

Die alte Gräfin überlegte: „Aber wir müssen doch eine neue Kraft ins Haus suchen . . ."

„Na, aber keine junge!" lehnte Frau von Blaskow streng ab. „Nach den Erfahrungen!"

Alice sann und schwieg bleich ins Dunkel. „Nein, wir können uns ja Zeit nehmen. Nur nicht voreilig. Vielleicht bleibe ich auch länger, als ich erst die Absicht hatte . . ."

Onkel Egon blies den Rauch von sich. „Alice, ich will dir ja keinen Vorwurf machen, aber dieser junge Mensch . . . Nicht — nicht standesgemäß, finde ich. — Das ist meine Meinung. — Vielleicht nicht übel an sich. Aber das muß man lassen, wo es hingehört. Nicht in unsere Kreise verpflanzen wollen. Das gedeiht nicht. — Na ja, Kultur haben nur wir," sagte er und goß ein Glas Château Laffitte über die Lippen, die der Welt dies hochwichtige Wort geschenkt hatten.

Der Diener kam und stellte die gelbbrennende Lampe vor die unbewegten, müden Gesichter.

Digitized by Google

Daniel Junt

Magda Janssen gewidmet

Auf dem Hofe hüpften die Spatzen zwischen dem gelben Strohgerieſel. Frau Junt ſchlürfte über die unebenen Bodenziegel. Der leere Waſſereimer ſchaukelte kreiſchend am Bügel. Frau Junt hatte den Pferden Waſſer gebracht. Das Füttern und Tränken der Pferde war ihre Sorge. Kinder hatte ſie nicht, und um etwas muß der Menſch ſich doch Gedanken machen. Die Tiere kannten ſie und rieben die ſchwarzglänzenden Schnauzen an ihrer Schulter. Dann bekamen ſie eine Schwarzbrotſcheibe zwiſchen ihr feſtes Gebiß geſchoben.

Jetzt ging die Frau in die Stube zurück und deckte den Kaffeetiſch ab. Im Nebenzimmer ſtand Daniel Junt vor den Geſchirrböcken und überlegte, welches Zeug er ſeinen Braunen heute anlegen ſollte. Die Frau warf einen Blick zu ihrem Manne hinein. Ja, dieſer da, Daniel Junt, war ihr Mann. Etwas ſonderbar, wenn man den jungen Menſchen anſah und die alternde Frau dazu dachte. Er hätte gut ihr Sohn ſein können; aber er war ihr Mann. Früher war Daniel Fuhrknecht geweſen. Er hatte ſich nie viel um die Welt gekümmert und fühlte ſich wohl und zufrieden, wenn er mit der Hand über das glattwarme Fell ſeiner Pferde ſtrich. So kam er ruhig durch die Jahre, wo die andern Menſchen ihre großen Dummheiten machen. Da ſtarb eines Tages ſein Fuhrherr, dem die ſchmerzliche Gicht ſchon ſeit Jahren häufig angehangen hatte.

Da Daniel doch nicht daran dachte, jemals von ſeinen Pferden fortzuwollen, und die Witwe ſich ſorgte, für ihren Beſitz keinen andern ſo guten und treuen Sachwalter finden, heirateten alſo die beiden einander. Man kann nicht

Digitized by Google

ſagen, daß Daniel ſich um die Witwe Annemarie Mühe gegeben und ſie zu ihrem Entſchluß gedrängt hätte, aber man darf auch nicht ſagen, daß ſie den Daniel geheiratet habe. Er hatte ſie ſich ja eigentlich nie ſo genau angeſehen. Wenn er von den Pferden kam, war er müde und ſah alles, wie bei herabgeſchraubter Lampe, undeutlich und unbeſtimmt. Was ging ihn auch die Frau ſeines Dienſtherrn an? Erinnerte er ſich deſſen ſelbſt doch nur, wie er damals ausgeſehen, als er in der ausgeräumten Wohnſtube zwiſchen den zwei Wachsſtöcken im Sarge lag, die ſpitze Naſe weiß aus dem verſunkenen Geſicht gipfelnd, die dünnen Haare über den blanken Schädel gekämmt. Sonſt hatte er keine Zeit gehabt, ihn anzuſehen. — Aber als er die Frau Annemarie heiraten ſollte, da hätte er ſie ſich doch wohl einmal gründlich unter der Lampe, oder noch beſſer im Hofe unter der Sonne anſehen ſollen. — Doch das ſagt ſich leicht. Da hatte ihn nämlich der Gedanke verwirrt, daß die Pferde und die zwei ſchönen Wagen, die erſt im Frühjahr neuen Lack bekommen, und das kleine Haus mit Stall und Remiſe, daß das alles, was er ſeit Jahren kannte, und an das er gewohnt war wie an ſeinen Rock, mit einem Male ihm gehören ſollte. Und er war doch ein armer Junge geweſen. Seine Mutter hatte für andere Leute gewaſchen, als er noch klein war und ſie noch lebte. Und der Vater — na, über den ſchwieg man ſich beſſer aus. Damit war gerade genug geſagt über den. Er ſelbſt, Daniel, war ja ein guter und tüchtiger Menſch; das hatte ihm mancher geſagt, auch ſein Herr, und ſogar der Pfarrer. Aber nicht jeder, der gut und tüchtig war, kam plötzlich ſo zu Beſitz; alſo war das, was ihm da alles zufiel, ein Glück. An die Frau Annemarie, und daran, daß ſie ihm vielleicht nicht ſo gefallen möchte wie Pferd und Wagen, Haus und Hof, dachte er gar nicht.

Als ſie verheiratet waren, da wurde auch kaum etwas anders als früher. Nur daß er in einem beſſeren Bett ſchlief, Sonntags in der guten Stube ſitzen konnte, wenn er wollte, und das Geld, das einkam, in die eigene Taſche ſteckte. Er ging auch jetzt nicht, wie der ehemalige Fuhr-

Digitized by Google

herr, Sonntag abends ins Wirtshaus, so wenig als er früher mit den andern Burschen zum Tanzen gegangen war. In seiner freien Zeit, und deren hatte er wenig, setzte er sich in einen Stallwinkel und sog den heißen, starken Schweißgeruch der Tiere durch die Nase und legte den Kopf rückwärts gegen die Wand, um zu dösen. Wenn er ausfuhr, sah er sich wenig um in der Welt. Er hatte nicht mehr als die Straße, die sein Pferd lief, im Auge; aber da war er wachsam und sorgfältig. So kam es, daß er nie seine Frau mit den andern Frauen des Städtchens verglich; daß er nie sah, wie sauber die jungen den Rock um die Hüften gebunden trugen, während seine Alte den ihren achtlos auf die vertretenen Schuhe zipfeln ließ. —

„Danni, mach los!“ sagte die Frau, die jetzt in die Tür des Nebenzimmers getreten war, „mach los! Die Herrschaften wollen nicht warten.“

„Ja doch!“ entgegnete er und entschloß sich zu einem Zaumzeug, das mit roten Lederlitzen abgesetzt war. Er hakte den Arm durch die Kummets und ging über den Hof. Frau Junt öffnete unterdessen das breite Remisentor und spannte ihre üppige Körperlichkeit vor die Luxuskutsche. Daniel schirrte an. Die Frau hielt ihm die Rockärmel hin, in die seine behemdeten Arme mit Windmühlflügelbewegungen einfuhren, und dann rollte der Wagen auf die Straße. Frau Junt stand mit übergelegten Armen still und hatte einen gefälligen Ausdruck ins Gesicht bekommen, als zöge sie den wohlgeratenen Sonntagskuchen aus der Backofenhöhle.

Daniel trieb seine zwei Braunen durch die morgenstillen Gassen der kleinen Stadt. Die Räder liefen kollernd über das beulige Pflaster. Bei den letzten Häusern hörte der Steinbelag ganz auf, und dahinter waren Gärten mit bewachsenen Staketten, später Felder. Die Landstraße wand sich gegen die Berge hin und stieg schwerfällig und gelind. Mit dunkeln Waldungen bedeckt umrandete der nahe Bergzug das Gesichtsfeld.

Die Pferdehufe hämmerten auf das Morgengold, das

Digitized by Google

in breiten Lichtgoſſen zwiſchen den braunen Schattenbändern der Ulmen rann. Vor einer weißen Villa ließ Daniel den Wagen ſtillſtehen. Er läutete ins Haus und wartete an der Gittertür. Eine Weile blieb es ruhig im Hauſe, vor dem ein großes ovales Geranienbeet in einem dunkeln Rahmen von kugeligem Buchs lag, und das ſich das Gartendickicht ſchon wie einen Wintermantel um den Rücken zog. Auf einem kleinen Raſenfleck warf eine Turbine ſchimmernd ihr Waſſer. Sie ſchlenkerte komiſch die dünnen Arme durch die Luft und ſang fein vor ſich hin.

Endlich ging die Tür am Hauſe. Daniel zupfte an ſeinem Rock. Ein Herr mit ſchon etwas angegrautem Haar geleitete ſeine junge Frau die weiße Steintreppe herab. Das Gittertor kreiſchte und ſchwang in den Angeln. Daniel grüßte. Er ſtellte ſich an den Wagenſchlag und ließ die Hand auf dem Türgriff liegen. Das war ſonſt nicht ſeine Gewohnheit, aber er hatte ganz vergeſſen, ſie zurückzunehmen. Sonſt pflegte er ſich auch die Leute, die in ſeinem Wagen fuhren, nicht ſo genau anzuſehen, als er es heute tat. Aber diesmal machte er eine Ausnahme; denn erſtens war dies das Ehepaar, das vor einigen Tagen erſt hierher gezogen, und zweitens — nun, zweitens hatte Daniel hier noch keine ſo hübſche, elegante Frau zu Geſicht bekommen. Noch keine Frau, bis auf dieſe, hatte ihn zum Aufſehen gezwungen.

Der Herr hielt noch immer die kleine Hand im Glacéhandſchuh zwiſchen den Fingern und ſprach zu der jungen Frau, die, den Kopf auf die Seite gelegt, zuhörte und mit einem Lächeln ihr Verſtändnis erklärte. Die großen Federn an ihrem Hut wippten. Sie trug ein hellgraues Tuchkleid mit langen ſeidenen Franſen.

Endlich ſtieg ſie in den Wagen. Der Herr wollte ihn offen, aber ſie bat, ihn geſchloſſen zu laſſen. Der Herr ſchärfte Daniel die Adreſſen ein, wo er vorfahren ſollte. Er grüßte noch einmal in den Wagen und trat zurück. Daniel ließ die Pferde ausgreifen, die Zügel hingen ſchlaff auf die glänzendbraunen Tierrücken herab.

Digitized by Google

Daniel war es ein fremdes, ſonderbares Gefühl, die fremde Frau hinter ſich in ſeinem Wagen zu wiſſen. Jedesmal, wenn ſie in einem Hauſe verſchwand, wartete er ungeduldig und war froh, wenn ſie wieder in die Tür trat. Und dann ging's weiter. Heute kam es auch vor, daß er auf der Straße nach den Seiten hinüberſah, wo Leute in der Sonne gingen, und daß er hier und dort jemand grüßte. Es war ſchon mittagsheiß, als er die junge Frau nach ihrer Villa zurückbrachte und ihr die Wagentür aufklinkte. Er machte ſich noch an den Tieren zu ſchaffen, um ſie über den hellen Kiesweg und die Treppe hinaufſteigen zu ſehen. Dann erſt, als die Tür hinter ihr zugefallen, ließ er die Pferde langſam nach Hauſe zurücklaufen.

Daheim trat ihm Annemarie ſchon unterm Tor entgegen. Sie hatte ihn früher zurückerwartet, und nun ſtand das Eſſen auf dem Feuer und verdarb. Annemarie maulte. Sie hatte ihn ſo langſam die Straße heraufkommen ſehen. Er hätte ſich auch wohl etwas ſputen können!

Daniel ſagte nichts. Er hing ſeinen Treſſenrock an den Nagel und wiſchte ſich die Stirn. Von der Seite her ſchaute er nach ſeinem Weibe. Zum erſten Male ſah er, wie runzelig und alt Annemaries Geſicht auf dem welken Halſe ſtand, wie grau und aſchig die Haut war. Sie hatte ihr Haar nicht geordnet, es war dünn und geſträhnt über den Scheitel gezogen und hing überall ins Geſicht herunter. Ihr Rock war ſchmutzig, und die Nähte waren ausgeriſſen. Einen abgetretenen Zipfel ſchleifte ſie hintennach, wenn ſie ging.

Daniel wandte ſich ab. Er mußte irgend etwas ſehen, was ihn erfreute, etwas, das ſchön war. Die Pferde klirrten in ihrem Geſchirr. Ja, das war wohl etwas, was man ſich anſehen konnte, etwas Schönes: dieſe braunen Tierleiber, die in der Sonne glänzten. Daniel ſtrich mit flachen Händen langſam das Fell und ſchloß einen Augenblick die Augen. Er mußte jetzt an eine ſehr ſchöne, junge Frau in hellem Kleide denken. Das kam ſo ganz von ſelbſt, wie er das warme, leiſe Beben unter ſeinen Händen fühlte. Oder

Digitized by Google

dachte er vielleicht noch immer ununterbrochen an diese Frau? — Es war auch zu seltsam; die Sonne lag auf seinen geschlossenen Lidern, und da war es ganz licht, ganz hell vor seinem Blick, und da dachte er eben an sie.

Jetzt führte er die Tiere in den Stall, der kühl und dunkel war. Die Streu knisterte so heimlich, daß einem ganz sonderbar wurde. Er zögerte. Da erschien aber auch schon Annemarie in der Tür und rief zum Essen. Eine Haarsträhne baumelte ihr über den Mund, daß sie sich beinahe daran verschluckte. Während sie ihren Aerger auf Daniel entlud, führte sie einen förmlichen Kampf gegen diese Haarsträhne, die immer wieder herunterrutschte, da es ihr in der Unordnung oben auf Annemaries Schädel nicht zu gefallen schien.

Nach dem Essen, das sehr einsilbig vor sich ging, schlich sich Daniel in die Remise. Er zog das Tor hinter sich zu, daß es drinnen ganz stockfinster wurde bis auf die paar Lichtspalten im Holz. Trotz der Dunkelheit fand er den Wagenschlag. Behutsam stieg er in den gepolsterten Kasten hinein, der auf seinen Federn zitterte, und setzte sich still auf die Plüschbank. Es roch nach einem süßlichen Parfüm. Daniel glaubte, in der Dunkelheit müsse noch ein Schimmer von ihrem hellen Kleid liegen. Er fuhr mit bedächtigen, langsamen Fingern über die Stelle, wo die fremde Frau gesessen hatte.

Der helle Tag, die lange Fahrt am Morgen, jetzt diese Dunkelheit und die weiche Süße des Duftes, alles das wirkte auf Daniel und schläferte ihn ein. Der Kopf sank ihm gegen das Rückpolster, und gleich fielen ihm die Augen zu. Als er endlich erwachte, war ein Bote dagewesen, der ihn für den nächsten Morgen wieder nach der weißen Villa bestellte.

Daniel machte sich im Stall und an den Pferden zu schaffen. Er bürstete ihr Fell und wichste ihnen die Hufe. Die Mähne kämmte er und gab ihren Schweifen einen neuen Schnitt. In der Wohnung ging er Annemarie aus dem Wege. Nur manchmal versicherte er sich mit einem schiefen Seitenblick, ob das wirklich sein Weib war, was da um

Digitized by Google

ihn herum rumorte, schmutzig, zerrissen und nachlässig, mit dem Rücken der alternden Frauen und dem Gesicht, das wie ein verbrauchter Schwamm aussah. Aber so oft er sie betrachtete, sie wurde nicht anders; also mußte sie doch wohl so sein, wie er sie sah.

Nachts hatte er unruhigen Schlaf. Als er erwachte, sah er mit Augen, die aus dem Traume kamen, die Stubendecke niedrig auf sein Bett hängen und neben sich Annemarie mit wüstem Haar schlafen. Da erhob er sich leise und ging in den Stall, setzte sich auf eine umgestürzte Kiste und lehnte gegen die Wand. Oben in der Stube war es ihm unerträglich gewesen.

Am andern Morgen aber fuhr er wieder die junge Frau aus, und auch noch manchmal an den spätern Tagen. Eines Morgens sagte er daheim, er wolle ausgehen, ein neues Pferd zu kaufen. Annemarie fand das nicht nötig und meinte, die Braunen seien noch lange gut. Aber Daniel bestand darauf. Die Braunen waren ihm nicht mehr gut genug, um Herrschaften zu fahren. Er wollte einen feurigen Fuchs kaufen. Den würde er für die schöne Frau vorspannen. Sie sollte ein weißes Kleid anziehen, und so würde er sie durch die sonnigen Straßen kutschieren.

Spät am Abend kam Daniel heim. Er hatte wirklich einen Fuchs erhandelt. Annemarie fand den Preis dafür zu hoch; aber da wurde Daniel doch ärgerlich und schalt das Weib, das sich in seine Sachen mischen wollte. War er nicht Mann genug, zu wissen, was er tat? Und was für ein Mann! Sie konnte froh sein, daß sie einen solchen hatte. Einer wie er fand auch noch eine andere Frau als sie! — Die Frau merkte, daß Daniel bei dem Pferdekauf auch den üblichen Trunk nicht versäumt hatte. Daniel war die Laune verdorben. Hatte er darum Annemarie den wirklichen Preis verheimlicht und sie mit einem weit geringeren angelogen, daß sie ihm nun doch noch Geschichten machte? Aber als er immer wieder das flammigrote Fell des Pferdes, das über den elastischen Schenkel wie Seide spannte, mit den Händen strich, war er doch getröstet. Er wünschte

Digitized by Google

nur, daß es schon Morgen wäre, und er mit dem blanken, stolzen Tiere an der Villa vorfahren könne. Mit diesem Gedanken schlief er auch spät abends ein.

So weit wäre nun alles gut gegangen, wenn Daniels Gedanken die Dinge gelenkt hätten. Da aber nicht Daniel Junt, der ja ein ganz guter, schmucker Kerl war, sondern ein anderer die Welt eingerichtet hatte und die Geschehnisse dirigierte, und die Ereignisfolge meist so ist, wie sie eben den Menschen, die es angeht, nicht paßt, so kam es anders, als Daniels Gedanken vorauszusehen sich bemüht hatten.

Am andern Morgen mußte die junge Frau, die heute wirklich ein leuchtend weißes Kleid angelegt hatte, eine gute Weile umsonst auf ihre Kutsche warten. Endlich kam der Wagen die Straße heraufgerollt. Aber die Pferde lenkte nicht Daniels ruhige Hand, sondern ein fremder Bursche saß auf dem Kutschbock. Auch stolzierte nicht der neue Fuchs im Zeug, sondern wie jeden Tag trabten die Braunen das weißliche Staubband der Landstraße entlang. Wie jeden andern Tag fuhr die junge Frau durch den Morgen, durch die sonnigen Straßen, hielt hier an und dort und machte sich ganz müde mit allen Geschäften; und Daniel Junt hatte sie nicht gefahren.

Denn der lag jetzt daheim flach auf seinem Bett. Sein Gesicht war weiß, und er hatte furchtbare Schmerzen im rechten Bein. Der Arzt war eben von ihm gegangen, mit einem sehr ernsten Gesicht. Daniel lag stumm da und dachte, bei aller Qual, an den schönen Morgen draußen, an die schöne Frau aus der weißen Villa, an den Fuchs und an die Spazierfahrt, auf die er sich gefreut und aus der nun nichts geworden war . . . Früh am Morgen war er in den Stall gegangen und hatte das neue Tier fein herrichten wollen. Die ganze Stadt sollte stehen bleiben und ihm nachschauen, dachte Daniel. Aber das Tier war sehr wild und ungebärdig. Es hatte ein paarmal mit den Hufen wütend in die Luft geschlagen, und das war schlimm; denn zufällig hatte an der Stelle Daniels Bein gestanden, und so kam es, daß nicht die Luft, sondern er den Huf zu fühlen

Digitized by Google

bekam. Sein Bein aber war nicht anders beschaffen als jedes menschliche Bein, und daß dies kein geeigneter Prellbock für Huftritte ist, so viel Anatomie verstand auch Daniel bei aller übrigen Unkenntnis. Annemarie und ein Knecht trugen ihn ins Haus, und der Arzt kam und gipste das zerbrochene Bein ein. Da wußte Daniel, daß es nun auf lange Zeit hinaus mit den schönen Morgenfahrten ein Ende hatte.

Daniel lag ein paar Wochen. Annemarie sorgte gut für ihn, aber schöner wurde sie darum nicht, und jünger auch nicht. Sie brauchte nun noch weniger Zeit für sich und kam überhaupt nicht mehr in Ordnung. Aber Daniel gewöhnte sich langsam daran. Er wollte nicht mehr daran denken, daß er doch eigentlich noch sehr jung war und vom Leben etwas anders hätte fordern können als diese Alte. Langsam wuchs ihm die Hornbrille der Gewohnheit über die Augen, die so seltsam plötzlich an einem Sommermorgen zum Sehen gekommen waren. Jetzt war das alles, was ihn gekränkt hatte, schon nicht mehr so schmerzlich.

Als er endlich wieder aufstehen durfte, fiel ihm das Gehen schwer. Auch war das Bein schlecht verheilt, so daß er humpelte. Er entschloß sich, den Burschen, der während seiner Krankheit gefahren hatte, zu behalten, und wenn nun von der weißen Villa her nach einem Wagen gesandt wurde, schickte er den. Eines seiner ersten Geschäfte war, daß er den Fuchs verkaufte; er verlor ja etwas daran, aber er wollte das Tier fortgeben. Die Braunen genügten ihm auch für das Geschäft, und ein Luxuspferd brauchte er nicht.

Eines Tages sprach Annemarie davon, daß es traurig sei, das mit seinem Bein, wo er doch noch so jung wäre. Da schüttelte Daniel den Kopf und wehrte mit der Hand ab; die Jugend, das sei eine eigene Sache, aber sie sei wohl nicht für jeden. Er habe darüber so seine Gedanken, und es sei im Grunde doch nichts Rechtes daran. Man müsse schon zufrieden sein mit dem Leben, das man habe.

Digitized by Google

Die Verlobten

Alfred Rütten, ein junger Mann aus guter Familie, der Vermögen besaß und sein Leben auf eine kluge und gute Art eingerichtet hatte, verbrachte einen Hochsommer an der kühlen Küste der deutschen See, wo er, abseits wandernd, in den Dünen die schöne Einsamkeit zwischen Sand und Himmel mit dem nahen beruhigenden Rauschen der ständig bewegten Wellen fand, um, wenn ihn danach verlangte, am bald erreichten Badestrand vor den großen Gaststätten das laute Getriebe des nachlässig erregten Verkehrs zu suchen, den er zuweilen als ein angenehm entzündendes Fieber empfand und liebte, wie alle, die in großen Städten geboren und aufgewachsen sind. Er war am Orte schon heimisch geworden, hatte Gäste kommen und gehen sehen und genoß in seinem Hotel die Vorrechte des beliebten Gastes, die ihm den Aufenthalt bequem und angenehm machten. Da wurde er eines Tages mit einer Familie bekannt, die mit zwei Töchtern kurz vorher angekommen war und die nicht nur ihre Zimmer neben dem seinen hatte, sondern es fügte sich auch, daß sie bei der gemeinsamen Mittagstafel ihre Plätze in seiner Nähe erhielt. So kam es, daß sie miteinander ins Gespräch gerieten, und nachdem es sich ergab, daß sie aus derselben Stadt stammten, sprachen sie bei ihren täglichen Begegnungen stets ein paar Worte oder machten auch einen kleinen Weg zum Strande gemeinsam. Auf diese Weise lernte Alfred Rütten seine Nachbarn kennen, aus kurzen Mitteilungen fügte sich ein Bild ihrer Lebensgewohnheiten und er erfuhr manches über ihre Stellung und Beziehungen in der Stadt. Der Vater der beiden jungen Mädchen war Inhaber einer angesehenen Fabrik.

Digitized by Google

Beate war zwar mehrere Jahre jünger als Irene, aber sie stand der Schwester an Reife nicht nach und glich ihr im Wesen wie in der Erscheinung wie eine Zugleichgeborene.

Ein anhaltender Regen fesselte die Gäste für mehrere Tage ans Haus. Um der Langweile zu entgehen, griff man zunächst zu Büchern, aber als die öde Einsamkeit der Zimmer sich bemerkbar machte, suchten die Gäste Geselligkeit und so bildeten sich Gruppen, in denen bald eine gute, angeregte Stimmung entstand, die dem Wetter trotzte. Alfred Rütten war in diesen Tagen viel mit seinen Nachbarn zusammen, insbesondere kam zwischen den jungen Leuten eine lebhafte Unterhaltung auf. Man wurde vertraut mit einander und die Mädchen entdeckten in Alfred einen sympathischen Kameraden. Jugend drängte zu Jugend und in der Freiheit des Sommerlebens verlangt sie noch unbedingter zueinander. Die Gemeinschaft der jungen Leute überdauerte die Wetterungunst und festigte sich in der folgenden Zeit zu einer rechten Freundschaft. Die Eltern sahen nicht ungern die Freude der beiden Mädchen an der ihnen gewährten Freiheit, und für Beate besonders war es ihnen lieb, daß Alfred Rüttens Gesellschaft sie froher und lebendiger machte, denn um diese, der ein schweres heimliches Leiden keine Aussicht auf ein beglücktes Dasein gewährte, trugen sie eine schmerzliche Sorge. Die drei jungen Menschen waren nun im Freien viel zusammen, tummelten sich am Strande, streiften an der Küste entlang und wanderten wohl auch schon einmal einwärts ins Land. Sie liebten es, sich von der Sonne durchglühen zu lassen und gaben sich gern dem zausenden Winde preis, der bei aller Heftigkeit und Ungebärde doch immer etwas Weiches, Schmeichelndes, Gütiges für sie hatte. Sie empfanden und genossen ihr Jungsein auf eine beglückende, daseinsfrohe Art, die vom Augenblick lustvoll besitzergreift und ihn nicht weiter bedenkt.

Als mit dem Ende des Sommers die Abreise der Gäste begann, die Schar der Strandbesucher sich lichtete und es in den Hotelräumen stiller wurde, bereitete auch die Familie des Fabrikanten die Heimreise vor, obschon Irene und mehr

Digitized by Google

noch Beate auf eine Verlängerung des Aufenthalts drängten. Geschäfte aber zwangen den Vater und er mochte sich von den Seinen nicht trennen, so blieb er den Wünschen der Mädchen diesmal unerbittlich. Alfred Rütten hatte, da der Ort ihm gefiel, einen viel späteren Zeitpunkt sich zur Rückkehr in die Stadt festgesetzt. Als er aber allein die Wege ging, auf denen er sonst die munteren Mädchen begleitet, fing er an, sich einsam zu fühlen, auch kamen unfreundliche Tage mit Nebel und Regenböen, die Gebüsche färbten sich herbstlich und die See lag manchmal schwarz in der Dämmerung der frühen Abende. Er spürte die Veränderung der Natur und war in seiner plötzlichen Verlassenheit empfindlicher für ihre Stimmungen. So entschloß er sich denn, abzureisen und für ein paar Wochen noch ins Gebirge zu gehen; dann erst kehrte er in die Stadt zurück, wo ihn zunächst viel Arbeit erwartete, denn er hatte die ihm von seinem Vater ererbten Werke zu überwachen, die in verschiedenen Teilen der Provinz verstreut waren und denen wohl zuverlässige Leiter vorstanden, deren Führung er aber doch in seinen Händen vereinigen wollte, weil ihm die Verantwortung dafür seine Existenz rechtfertigte.

Er hatte Beate und Irene versprochen, sie in der Stadt zu besuchen und ihre junge Freundschaft nicht mit dem Sommer enden zu lassen. Endlich kam er dazu, im Hause des Fabrikanten seinen Besuch zu machen. Irene begegnete ihm mit ihrer gewohnten Munterkeit und war die herzliche Kameradin von damals, Beate fand er als eine Kranke, die am Wechsel der Landschaft und Jahreszeit litt. Seine Gegenwart jedoch verwandelte sie und erweckte in ihr eine gesteigerte Lebhaftigkeit; ihre fieberheiße Hand wollte sich beim Abschied nur schwer aus der seinen lösen. Er wußte von diesem Augenblick an, daß er für sie etwas bedeute.

Er war nun öfters Gast im Hause des Fabrikanten, in dem eine große, festliche Geselligkeit nicht gepflegt wurde, in dem aber mancher Abend den erprobten Kreis der Freunde vereinigte. Hierbei fehlte Alfred Rütten nie und manche

Digitized by Google

andere Gelegenheit führte ihn als gern gebetenen Freund in die Familie, manche Begegnung ergrab sich mehr zufällig im Theater oder Konzert. Fast nie aber war er mit einer der beiden Schwestern allein. Die Mädchen waren einander treue Kameraden und, obschon die Aeltere, ließ doch Irene sich von den Launen Beatens leiten, denn die Krankheit, die zu Rücksicht verpflichtete, gab dieser eine stille, aber umso zwingendere Macht. Das Leben versprach ihr nicht viel, so begegnete man denn allen ihren Wünschen mit Bereitwilligkeit. Sie selbst wußte nichts von der Hoffnungslosigkeit ihrer Existenz und hing mit der krampfhaften Begierde aller schwer Leidenden am Leben.

Alfred Rütten war es inzwischen zur Gewißheit geworden, daß sein Schicksal bei Irene lag, und er fühlte, daß er die Entscheidung ihres Herzens nicht zu fürchten hatte. Es drängte ihn, ihr einmal von seiner Zukunft zu sprechen, um aus ihrer Antwort ein heimliches Versprechen erlauschen zu können, aber Beatens ständige Anwesenheit zwang ihm Schweigen auf, ja, sie machte sich stets mit der gesteigerten Lebhaftigkeit solcher Kranken zum Mittelpunkt der Unterhaltung und lenkte alle seine Irene zugedachten kleinen Aufmerksamkeiten auf sich. Er kannte ihren Zustand und sein Mitgefühl mit dem hübschen, jungen Mädchen, dem, so hoffnungsvoll und lebenshungrig es war, keine Erfüllung bevorstand, ließ ihn ihr seltsames Wesen geduldig ertragen. Aber endlich mochte er nicht mehr zurückhalten, ihn verlangte nach einer Aussprache und er bat Irene um eine Zusammenkunft, bei der er sich erklären konnte; sie wurde ihm zugesagt und in einem langen Gespräch bestätigten sie einander ihr Gefühl. Doch trennten sie sich mit der Vereinbarung, dies alles zwischen sich geheim zu halten, denn Irene wußte, was Alfred bisher nur geahnt, daß Beate schon damals an der See eine starke Zuneigung für ihn gefaßt, die sich jetzt aber immer leidenschaftlicher auswuchs. So wollte Irene der Schwester den Schmerz der Enttäuschung so lange als möglich ersparen und sie langsam auf eine spätere Erklärung vorbereiten.

Digitized by Google

Alfred fürchtete, daß das, was er jetzt erfahren, ihm eigentlich das Recht nähme, so häufig wie bisher im Hause des Fabrikanten zu verkehren, sodaß für sie beide dem Glück des Geständnisses ein hemmender Kummer sich verband.

Alfred jedoch überwand nach einer Stunde ruhiger Ueberlegung seine Bedenken. Er fand manchen Grund der Rechtfertigung und entschloß sich nur, Beate künftig mit mehr Kühle und Zurückhaltung zu begegnen, auch wußten die beiden Liebenden es einzurichten, daß sie nunmehr häufiger allein zusammentrafen. Einige Monate vergingen so, ohne daß Beate eine Wandlung im Verhältnis der Schwester und des Freundes bemerkt hätte, aber ihr eigenes Gefühl für ihn ward deutlicher erkennbar und drängte zu einem zwar stolz zurückhaltenden, doch inbrünstigen Werben.

Nachdem die beiden jungen Leute ihrer Uebereinstimmung völlig sicher waren und ihre Zukunft beraten hatten, erklärten sie sich den Eltern, die Alfred Rütten genügend kannten, um dieser Verbindung zuzustimmen. Die Zeit war nahe, wo man die Sommerreise vorbereitete, obschon in diesem Jahre ein kühles, regnerisches Wetter sich bis in die eigentlichen Sommermonate zog. Man war übereingekommen, denselben Küstenort wie im vergangenen Jahre aufzusuchen, und Alfred hätte gern vor der Reise die öffentliche Verlobung vollzogen, aber noch immer verheimlichte man Beate, deren Zustand wenig Hoffnung gab, das Geschehene, denn auch den Eltern war ihre Neigung zu Alfred nicht verborgen geblieben. In dieser Zeit trat plötzlich eine Verschlimmerung ihres Leidens ein, der Arzt äußerte große Bedenken, sprach von einer Krise und bereitete auf das Aeußerste vor. Die Eltern litten unsäglich, Irene und Alfred waren betroffen und sahen ihr Glück überschattet. Da Beatens Befinden sich nicht besserte, waren sie froh, sie unwissend gelassen zu haben; so waren sie, als das Schlimmste bevorstand, von jedem selbst erhobenen Vorwurf entlastet. Allein die Erschütterung eines seltsamen Ereignisses erwartete sie.

Am Nachmittag war Alfred mit Irene zusammen ge-

Digitized by Google

weſen; kaum nach Hauſe gekommen, rief ihn ein dringender Bote ins Haus des Fabrikanten. Dort fand er alles in Erregung, mit der die ſchwerwiegenden Geſchehniſſe eine Familienordnung zerbrechen, offene Türen, Geflüſter und beſtürzte Gebärden der Dienſtboten, Irene faſſungslos und bleich, die Mutter verſtört und weinend. Kaum daß er fragen konnte, faßte der Vater ihn am Arm und führte ihn in ſein Zimmer. Seine Stimme zitterte und er dämpfte ſie, als ſchmerze ihr Laut ihn. Kurz erklärte er alles: der Tag hatte Beſſerung verſprochen, als der Arzt aber am Abend gekommen war, hatte er dann eine Sterbende gefunden, die Kriſe war in ihr ſchlimmſtes Stadium getreten, eine Rettung kaum noch zu erhoffen. In dieſer Stunde, wo ihr Leben ſich noch einmal aufkrampfte und gierig nach Erfüllung verlangte, hatte Beate ihre Liebe bekannt. Die unheimliche Angſt vor dem Ende hatte ihr das Geſtändnis entrungen, ſie wollte Alfred verlobt ſein, ſie forderte ihr Glück mit der wilden Begierde der Verzweiflung und wußte nichts vom Tode, der nahe war. Man war ratlos, überſann einen Ausweg. Der Arzt, ein alter Freund des Hauſes, erklärte, nur durch die Erfüllung ihres Wunſches könne man Beate noch einige Tage das Leben erhalten und ihr dieſe letzten Stunden durch ein maßloſes Glück verklären, eine Enttäuſchung ſei für ſie grauſame Qual; dies bedenkend, möge man das Mögliche tun, auch wenn es nur zum Schein geſchähe. So hatte man ſich entſchloſſen, Alfred zu rufen, daß er entſcheide. Die Männer ſaßen ſich ſtumm eine Weile gegenüber, Schatten ſchnitten ſcharf durch ihre ernſten Geſichter. Der Vater bat nicht, aber Alfred konnte der verzweifelten Hoffnung ſeiner Augen nicht widerſtehen, ſie baten ſtumm zwingend um ein paar glückliche Lebensſtunden für Beate. Da erhob er ſich und griff nach der Hand des Mannes, der in dieſer Stunde älter erſchien als ſonſt; er war entſchloſſen, das traurig-ernſte Spiel zu wagen.

Am nächſten Tage wurde im Krankenzimmer die Verlobung vollzogen. Still lächelnd und feierlich ruhte Beate in ihrem Glück, den andern zwang ihr forſchender Blick

Digitized by Google

ein Lächeln auf das Gesicht, sie mußten froh scheinen, um ihren Traum nicht zu zerstören. Beate sah das Leben hell und unendlich vor sich.

Von diesem Tage an besserte sich ihr Befinden, als belebe das Glück ihre erschöpfte Kraft. Es waren nicht Tage nur, die sie gewann, sogar Genesung von jenem schweren Anfall schien ihr die Erfüllung ihres Wunsches zu bringen. Die Täuschung mußte fortgesetzt werden, Alfred fernerhin als Beatens Verlobter gelten, wenn man auch das Geheimnis in der Familie bewahrte. Nach einigen Wochen konnte Beate sogar das Bett verlassen, durfte Ausfahrten machen. Irene und Alfred, zuweilen auch die Mutter, begleiteten sie. Für die beiden wirklich Verlobten war dies Spiel ein schmerzliches Opfer. Wenn sie, wie sonst, sich allein trafen, standen sie zu tief unter dem Eindruck dieses Erlebens, als daß sie hätten an sich und ihre Zukunft denken können. Die Eltern freuten sich wohl, daß Beate ihnen neu geschenkt worden war, aber es bedrückte sie der Preis, um den es geschehen, und sie fühlten sich in einem gewissen Sinne schuldig.

Vier Monate war Beate Alfreds Verlobte. Im Herbst wiederholte sich jener Anfall, heftiger, niederwerfender. Beate hatte mit Irene und Alfred eine Spazierfahrt gemacht, sie war munter und lebendig gewesen und hatte in ihrer frohen Laune verlangt, man möge länger draußen im schönen Herbsttage bleiben, der mit Sonne und rotem Laub so verlockend leuchtete. So war man auf der späten Heimfahrt von der frühen Dämmerung und den kühlen Abendnebeln überfallen worden; schon in der Nacht zerriß der furchtbare Husten ihre Brust. Drei Tage lag sie in Fieber und Qual, am vierten starb sie.

Irene und Alfred wichen sich in diesen Tagen aus, als fühlten sie sich schuldig an diesem Tode. Sie fürchteten selbst die unbewußten Wünsche, die vielleicht dies Ende herbeigerufen haben mochten, und Alfred litt darunter, daß er an jenem Tage nachgiebig gewesen und nicht auf der rechtzeitigen Heimfahrt bestanden hatte. Nach einer Weile

Digitized by Google

erſt wieder fanden die jungen Leute ſich in ihrer früheren Uebereinſtimmung und Vertrautheit, die Liebe forderte ihr Recht und ſühnte das Vielleicht einer Schuld, und ſie machte jenes ſchwere Erlebnis zu einer ſchmerzloſen Erinnerung. Nach einem Jahre vermählten ſie ſich und nannten ihr erſtes Kind, das ein Mädchen war, Beate.

Digitized by Google

Der Elefant

Lichtlos wölbte sich die hohe Zirkuskuppel, und die Schaukeln und Recks der Akrobaten hingen mit kühlem, tückischem Blinken in ihrer fahlen Dämmerung. Die Gesichter der Zuschauer lagen wie Kreise matter Ampeln an der runden Wand, und die Atemzüge aller gingen unter im Rauschen der Musik, die grelle Rhythmen in die nervöse Gespanntheit der Atmosphäre schleuderte. Schweißgeruch von angestrengt arbeitenden Tieren schwelte aus der Manege auf und zog mit Staubschwaden durch den Raum, wolkte auf in den brutalen Lichtkegeln der beiden flammenden Reflektoren, die rote und violette Strahlenbündel auf die indischen Artisten herunterschossen. Todor, der Inderbursche, stand in seiner ganzen elastischen Schmalheit nacktfüßig im Sande; straff wie eine blutige Haut spannte der Fetzen Purpurseide um seine muskelschönen Glieder, und mit den sehnigen gelben Armen streckte er zwei aufrechte Schwertklingen von sich, die wie schlanke Silberflammen zuckten. Die Maske eines Lächelns lag auf seinem gelben Gesicht, aus dem das Augenweiß und das Beinweiß der Zähne leuchtete; er wartete und stieß ungeduldig einen dumpfen Laut aus der Kehle.

Jetzt vibrierte Alisas schmalhüftiger Mädchenkörper im Flammen des violetten Lichtes auf den Zehen, die Goldreifen an ihren feinen Knöcheln klirrten leis und ein Ruck und Aufschnellen brachte sie auf Todors feste Schultern. Ohne Schwanken stand sie und senkte die beiden Schwerter in ihren kleinen Händen, daß diese die Spitzen von Todors Waffen klingend berührten. Die Bewegung des kurzen Anlaufs verrann in einem feinen Beben ihres Körpers,

Digitized by Google

um deſſen junge Nacktheit ein dünnes, ſmaragdgrünes Seidengewand gezogen war.

Langſam hob Todor ſchreitend die Füße, und mit triumphierendem Lächeln ließ Aliſa ſich tragen. Der Druck ihrer nackten Sohlen koſte ſeine Schultern und ihre Knöchel berührten ſeinen Hals, da, wo die große Blutader quoll und pochte. Er ging ſchneller und ſein Gang wurde Lauf, während die geſchliffenen Schwerter mit dünnen Lauten unheimlich drohend aneinanderklirrten. Aliſas Laſt fühlte er kaum. Nun rannte er, von ſeinem eigenen Keuchen angefeuert, wilder in der Rundung der Barriere. Die Muſik raſte, die Scheinwerfer wechſelten ihr Licht, ſprühten bald rot, bald violett. Die heiße Zirkusluft preßte die duftige Seide feſt an jede Linie von Aliſas nacktem Körper und ihre kleinen gelben Brüſte zitterten im Flug, während ihre Arme wie zu einer Umarmung geſpannt blieben.

Nun ſtand Todor plötzlich wie angewurzelt im Sande; die vier Schwerter blitzten in der Luft durcheinander und flogen in ihre Hände zurück. Ein Wolkenbruch von Applaus ging über die beiden Inder hernieder. Die Meſſingfanfaren gellten hinein; Todor faßte Aliſas Hand und ſie bogen ihre ſchlanken heißen Körper ſtolz in das Geplätſcher der Hände, wie unter eine kühle Duſche.

Für einen Augenblick erloſchen die Reflektoren. Ein erdfahler Kuli mit weißem Turban rannte in die Manege und hieb einen dumpfen Wirbel auf der Pauke, die an ſeiner Hüfte ſchaukelte. Hinter ihm kam Said, der Elefant. Auf dem breiten Rücken trug er einen Turm, deſſen Säulen und Dach von farbigen Lampen glühten. Wie eine Feuersbrunſt brach es in die momentane Dunkelheit; dann ſprühten die Scheinwerfer wieder und ſchleuderten Lichtſpeere auf das ſtumpfe Ungeheuer in der Manegemitte.

Das Orcheſter ſchlug jäh um, die Pauken verſtummten und eine weiche ſchwellende Muſik, wie Gliederdehnen, drang zärtlich ins Gehör und ſtreichelte die Nerven der Hunderte, die mit heißen Körpern aneinander ſaßen. Todor reichte das Tuch, an dem er ſich die Hände getrocknet, an

Digitized by Google

Alisa, und als sie ihre Handfläche darüberstrich, war es wie eine heimliche Zärtlichkeit für ihn. Er faßte ihre kleinen Füße in seine Hände und hob sie wie ein Kind hoch, bis an den glühenden Turm, in dessen sprühendem Licht sie wie in einem Wasserspiele stand. Dann kauerte er sich auf dem Nacken des Tieres und trieb es mit der Eisenspitze eines goldenen Stabes an. Hinter ihm im Turm tanzte Alisa den Tanz der glitzernden Schleier, in dem sie ihre Mädchenhaftigkeit lächelnd enthüllte. Alisa tanzte mit geschlossenen Augen, nur zuweilen streifte sie mit einem wimperverhangenen Blick Todors Rücken, daß er sie fühle, daß er an sie denke. Sie hüllte sich bis ans Kinn in silberdurchschossene azurblaue, smaragdgrüne, karmoisinrote und orangegelbe Schleier und löste sie wieder mit bebenden Fingern, um in strahlender Nacktheit aus diesen Verhüllungen hervorzugehen. Leise sangen die Reifen an ihren Gelenken.

Als Alisa zitternd stillstand, brach von neuem der Beifall los. Todor hielt den dahinstampfenden Elefanten an und ließ sich auf den Sand gleiten, dann half er Alisa hinab; denn nun kam ihre letzte Nummer, bei der sie nichts taten, als ihre schönen, ebenmäßigen Körper vor die Füße des über sie hinwegschreitenden Said hinlegen. Aber es gehörte Mut dazu.

Ein dunkelroter Teppich wurde in der Mitte ausgebreitet. Auf ihn streckten sich Alisa und Todor aus. Ein kleiner Abstand, über den sie sich die Hände reichten und gefaßt hielten, lag zwischen ihnen. Der Kuli hieb auf die Pauke, die Scheinwerfer ließen die Manege dunkel und konzentrierten ihre Strahlen auf den Teppich mit den beiden leuchtenden Körpern; der Elefant stampfte daher. Todor und Alisa fühlten das leise Vibrieren der Erde unter den Schritten des Tierkolosses und sie drückten sich die verschlungenen Hände. Wie ein Monogramm der Liebe lagen sie in ihrer Schönheit auf dunklem Teppichgrund. Ihre Blicke richteten sich starr in Saids kluge Augen, als leiteten sie das Tier so über sich hinweg, daß es sie nicht mit einem verfehlten Tritt zermalme. Wenn Said das Bein über Todor

Digitized by Google

hob und zwischen ihm und Alisa auffetzte, atmeten die Hunderte, die in der Runde bleich am dunklen Hintergrund klebten, nicht, und wenn die beiden Inder hinter dem Tierkoloß aufsprangen, verkeuchten sie ihre Angst aus röchelnden Kehlen und starrten erst dumm, dann mit tosender Begeisterung in die beiden schmalen, gelben, stolzlächelnden Gesichter. Tausend blasse Hände fächelten ihnen Triumph zu; es war ein Rauschen in der Luft, wie das Brausen des heiligen Ganges, der durch die Gefilde von Todors und Alisas Heimat strömte . . .

Todor und Alisa gingen zu ihren nebeneinander liegenden Garderoben. Sie hatten dicke Mäntel über die erhitzten Körper geworfen, als sie durch die kühlen Flure schritten, und Alisas kleine Hand lag wie gestützt auf der Schulter ihres Freundes Todor.

Todor und Alisa waren nicht Geschwister, obgleich es so schien, da ihre Gestalten und ihre Gesichter sich glichen; aber sie stammten beide aus einer Eingeborenengasse in Benares und waren Nachbarskinder. Eine Seuche machte sie am gleichen Tage zu Waisen, und seitdem hatten sie sich nicht voneinander getrennt in harten und in guten Tagen. Ein englischer Impresario brachte sie nach Europa, und nun reisten sie durch alle großen Städte des Kontinents und zeigten ihre Künste; sie bekamen eine große Gage und dachten daran, mit diesem Gelde einst nach Indien zurückzukehren und glücklich zu sein.

Stumm und mit erschöpften Gliedern schritten sie an den Türen der andern Artisten vorbei. Todor war verstimmt; denn Said hatte heute bei der Schlußnummer auf den Zipfel seines Gewandes getreten und ein Fetzchen Seide war abgerissen. Es war Todor, als sei es ein Stückchen seines Fleisches gewesen und er hatte plötzlich die ganze Gefahr dieses Experimentes empfunden. Alisa verschwieg er seine dunklen Gedanken und nur eine tiefe Furche zwischen seinen Brauen verriet, daß er ihnen nachhing.

Da öffnete sich die Türe von Miß Siddons' Garderobe, und die blonde Schulreiterin trat auf den Gang. Lächelnd

Digitized by Google

begrüßte sie die beiden Inder und als Todor ihr schweigend die Hand reichte, faßte sie sie mit einem festen Druck und behielt sie einen langen Augenblick in der ihren, und ihr Auge betrachtete ihn, als wolle sie einen Zauber an ihm üben. Ihre hohe, vom roten Frack umschnürte Gestalt hatte etwas Herausforderndes und ihr Haar war von einem erregenden Blond. Alisa staunte, daß Todor jetzt plötzlich heiter und eifrig plauderte, während er sonst nach der Arbeit immer stundenlang einsilbig und apathisch blieb und wie ein Träumender mit leeren Augen herumging. Alisa gefiel dieses schöne Weib nicht, das mit fremden Herren nächtelang saß und Sekt trank, dessen Finger ein kaltes Feuer von Brillanten umspielte und das so geringschätzig über sie hinwegsah, als verachte es ihre gelbe indische Haut.

Alisa zupfte Todor am Arm, daß er kommen möge, aber dieser fühlte es nicht. Sie warf Miß Siddons, die die Frau eines englischen Lords gewesen sein sollte, einen Blick des Hasses zu und empfing von ihr ein kaltes, abweisendes Lächeln dafür. Alisas Herz bebte; dieses bleichhäutige Weib verstand es, die Männer zu besiegen; der Duft seines Körpers, der Atem seines Mundes berauschte und vergiftete sie, wie der Geruch der Giftblumen daheim. Alisas Seele litt Angst. Sie verstand: diese Fremde wollte ihr Todors Liebe entreißen. Es gelüstete sie nach seiner sehnigen Schlankheit, nach seiner fremdländischen Zärtlichkeit, nach seiner Jugend und seiner Erfahrungslosigkeit. Darum kreuzte sie seit Tagen seinen Weg; darum stand sie morgens in der Manege herum, wenn Todor und Alisa für ein neues Programm arbeiteten; darum lächelte sie ihm zu und verschwendete das Feuer ihrer Augen an ihn. Und Todor war in Gefahr, ihr zu erliegen. Das sah Alisa am Beben seiner Lippen, die bleich geworden waren und am Weiß seiner Augen, in denen ein Fieber zu brennen begann. Sie beobachtete ihn, als habe er ein Gift genossen.

Miß Siddons fragte, warum man Todor nie nach den Vorstellungen in der Artistenkneipe sehe.

Todor meinte, sie könnten ja einmal hinkommen.

Digitized by Google

Das Klingelzeichen rief Miß Siddons hinab. Sie grüßte und schritt mit verwirrendem Hüftenwiegen durch den Flur; Todor schloß die Augen über dem flammenroten Bilde, das er von ihrer Erscheinung auf der Netzhaut trug. In der Garderobe, als sie umgekleidet waren und beide in ihren europäischen Kleidern dastanden, sagte er, daß sie heute nicht gleich, wie sonst, nach Hause, sondern auf eine Stunde zu den Andern gehen würden.

Alisa senkte den Kopf und fragte, ob es nicht ohne das gehe. Aber Todor entgegnete entschieden: „Nein! Wir dürfen uns nicht absondern. Man hält uns sonst für stolz, und das könnte uns schaden . . ."

Da fügte Alisa sich seufzend darein und hing ihren Arm schlaff und mutlos in den seinen, während sie ihren Pelz fröstelnd höher um den Hals zog und die blutlosen Lippen aufeinanderpreßte.

*

Ein paar Tage später ging Todor nachmittags aus. Alisa fragte, wohin er gehe, und er antwortete, daß er mit einem Agenten zu reden habe und daß er sie zur Vorstellung rechtzeitig abholen werde. Um diese Stunde tranken sie sonst ihren selbstgebrühten Tee zusammen und sprachen von daheim, von ihren Aussichten und Hoffnungen, und Alisa schlang wohl auch zuweilen ihre feinen schlanken Arme um Todors Hals und küßte ihn auf den verschlossenen Mund. Während sie heute allein mit ihrem dampfenden Schälchen saß und aus traurigen, perlblassen Augen vor sich hinstierte, zermarterte der Gedanke, daß Todor nun bei Miß Siddons sei, ihren Kopf.

Plötzlich fuhr sie zusammen, als sei sie aus einem Starrkrampf gefallen. Im Zimmer war es dunkel und der Tee stand unberührt und erkaltet vor ihr auf dem Tisch. Sie machte Licht, schaute nach der Uhr und sah, daß es bereits Zeit sei, in die Garderobe zu gehen. Todor war nicht gekommen, wie er versprochen hatte. Als sie sich vor dem Spiegel den Hut aufs Haar setzte, fiel ihr Blick auf sein Bild, das im Rahmen stand. Ihre Hand zuckte darnach

Digitized by Google

und sie nahm es. Ein seltsamer Ausdruck trat in ihr Gesicht, als sie es betrachtete, und mit ein paar tollen Griffen zerrissen es ihre Finger, während ein wimmerndes Weinen in ihrer Kehle aufquoll. Dann stürzte sie hinaus.

Als sie schon angekleidet in ihrer Garderobe saß, hörte sie die Türe des Nebenraumes gehen. Jetzt war Todor gekommen; es war schon spät. Sie wollte hinübergehen und ihn zur Eile antreiben, oder vielleicht wollte sie ihn nur sehen, ihm in die Augen schauen. Als sie auf den Flur hinaustrat, verschwand eben Miß Siddons seidenrauschend in ihrer Garderobe. Alisa hatte noch einen ihrer triumphierenden Blicke aufgefangen.

Todor hatte die Kleider vom Körper herunter gerissen; sie lagen auf dem Boden, auf Tisch und Stühle verstreut und er hüllte sich eben in den schimmernden Purpurfetzen, der seine Schlankheit umschmiegte. Er beachtete Alisa kaum und streckte ihr nur mechanisch die Hand hin.

„Hast du den Agenten gesprochen?“ fragte sie und betrachtete im Spiegel starr Todors Antlitz. Wenn er sie wenigstens jetzt nicht belog, wollte sie ihm verzeihen.

„Ja,“ sagte er ohne Zögern, „aber es war nutzlos ...“

Alisa erbleichte unter der Schmach seiner Lüge und ihr Herz krampfte sich zusammen. In diesem Augenblick gellte ihr Klingelzeichen und sie mußten hinunter. Als Todor neben ihr ging, fühlte sie, daß er noch atemlos war von Eile, und daß sein Blut klopfte.

Sie liefen schnell noch einmal in den Zwinger Saids. Todor prüfte die Riemen, die den Turm hielten und sprach ein paar Worte seiner Heimatssprache mit dem hageren Kuli. Alisa sah ihm schweigend zu; ihr Gesicht erschien zerrissen und krank mit den Falten, die sich plötzlich um den Mund herum in ihr straffes Wangenfleisch kerbten, und sie stand mit einemmale wie erstarrt, sodaß Todor sie schütteln mußte. Mit einem mürrischen Laut knurrte er sie an und drängte sie vorwärts. Er übersah dabei den stechenden Zornblick, mit dem sich ihre Seele verriet.

Am Stallausgang begegneten Todor und Alisa Miß

Digitized by Google

Siddons, die in ihrem leuchtenden Dreß daherkam und in guter Laune die Luft mit ihrer Peitsche schlug. Sie blitzte Todor mit ein paar Feuerblicken an und rief ihm zu: „Ah, mon cher Todor. Auf Wiedersehen!“ und sie ging, ohne Alisa zu sehen, vorüber in den Stall, während Todor ihr mit Fieberblicken nachstarrte. Alisa litt entsetzlich in dieser Minute; sie fühlte eine Mattigkeit in ihren Gliedern aufsteigen, als müsse sie umsinken. Aber dann raffte sie sich auf und gab ihrem Körper einen Ruck, denn im nächsten Augenblick mußten sie in die Manege hinaus.

Sie ließen die Mäntel fallen und der Kuli hob die grauen Hüllen auf, aus denen leuchtend Alisas und Todors Körper hervorgetreten waren. Die Bogenlampen erloschen zu diesem Teil des Programms und die Scheinwerfer flammten auf, die Musik spielte, während das Publikum die beiden Inder mit Beifall empfing.

Mechanisch begannen Todor und Alisa ihre kühnen Sprünge, warfen die sicheren Körper wie losschnellende Stahlklingen in die Luft, und zuverlässig griffen ihre Bewegungen ineinander. Alisa hatte ihre Schlaffheit überwunden und der Krampf der Arbeit straffte ihren Körper mit Energie. Nach jeder Nummer nahmen sie mit einer stolzen Gebärde den Beifall hin.

Als Alisa nun mit den gesenkten Schwertern auf Todors Schultern sprang, ritzte die eine Spitze leicht die Haut seines rechten Armes in der Nähe des Knöchels, kaum, daß er es merkte. Aber Alisa erschrak, sodaß ein Zittern sie packte und beinah heruntergerissen hätte. Todor fühlte ihr Schwanken auf seinen Schultern und stieß einen leisen Fluch durch die Zähne. Während sie dahinflog, mußte sie immer wieder auf den schmalen Hautriß sehen, der sich gerötet hatte.

Nun war der Elefant Said mit dem leuchtenden Turm in die Manege gestampft und die Scheinwerfer spielten wie zuckende Flammengeißeln auf seinem Rücken. Alisa warf sich in den Tanz, der ihr heute wie ein Rausch verging. Sie hörte die Musik nur fern, wie unterirdisch dröhnen, aber

Digitized by Google

sie drehte sich in sicherer Gewohnheit. Nur ihr Körper tanzte in Enthüllungen, ihre Seele war fern, und sie sah nur immer das peinigende Rot von Miß Siddons' Frack vor den Augen.

Endlich kam Todors und Alisas Glanzstück. Der Kuli spreitete den Teppich und die Beiden streckten sich darauf aus. Alisa suchte Todors Hand; die lag nicht wie sonst da. Sie wandte den Kopf zur Seite und sah, daß Todors Blick wegirrte. Drüben, beim Auftritt der Artisten, lehnte Miß Siddons an der Barriere und ihre und Todors Blicke begegneten sich und ihre Augen ruhten ineinander. Eine brennende Blutwelle flutete über Alisas Herz dahin und spülte ihre Liebe zu Todor fort, der sie auch in dieser Minute gemeinsamer Arbeit verriet. Sie riß seine Hand an sich und preßte sie verzweifelt, aber er erwiderte den Druck nicht.

Nun trieb der Kuli den Elefanten mit Paukenschlägen an. Ein wilder Gedanke durchschoß Alisas Sinne. Krampfhaft hob sie ein wenig den Nacken und starrte dem näherstampfenden Tier aus aufgerissenen Lidern entgegen. Sie suchte den Blick des Tieres, sie zwang ihn mit Anstrengung ihres ganzen verzweifelten Willens zu sich. Nun schaute Said sie an; er blickte aus gütigen, klugen Augen, in denen ferne Heimatsträume begraben lagen. Krampfhaft band Alisa das große Tier an ihren Blick und es war, als schritte es nun willenlos, durch ihre Blickgewalt gezwungen, heran. Ein Beben ging durch den Riesenkörper; jetzt gehorchte er ganz Alisas Augen. Sie hätte triumphieren mögen. Im Krampf erstarrte ihr Nacken. Jetzt stand der Elefant wie ein dunkler Turm, von den Lichtwogen der Scheinwerfer umbrandet, vor dem Teppich mit Todor und Alisa. In der Atemlosigkeit des Raumes dröhnte drohend die Pauke des Kuli. Stumpf, mit gesenktem, vorgestrecktem Kopf, folgte der Elefant der Macht von Alisas Blick.

Todor entgegnete sorglos Miß Siddons' Lächeln, als er Saids Beinsäule den Bruchteil einer Sekunde dicht über sich schweben sah. Im selben Moment rieselten ihm ein paar

Digitized by Google

Sandkörner von der Fußsohle des Elefanten ins Gesicht. Da warf Alisa den Kopf zurück und stieß einen wilden Ruf aus, und es war, als risse sie damit den Elefanten in brünstigem Vernichtungswillen vorwärts auf Todors Körper und den ihren.

Da löste sich die Atemlosigkeit der Hunderte auf den krachenden Bänken in einem tierischen Brüllen, das die Musik jäh zerriß. Der Elefant bäumte sich auf und stürzte geschreckt ein paar trunkene Schritte weiter. Die Zuschauer rasten durcheinander, als schlüge eine Feuersbrunst ihre Flammen unter sie. Frauen schluchzten hysterisch auf, Männer hielten sich bleich und schwindelnd an den Lehnen der Bänke. Dann verrauschte der Aufruhr des Schreckens, und ehe den Vielen die Besinnung zurückkam, hatten die Stallknechte Decken über den blutigen Teppich mit Todors und Alisas Leichen geworfen . . .

Digitized by Google

Johannes Thumeyers Erlebnis

Als Johannes Thumeyer aus dem Portal der Administration heraustrat, war die verkehrsentlegene Straße fast menschenleer. Verbrannte Büschelchen dünnen Grases klemmten zwischen den Pflastersteinen, und Asphaltgeruch hob sich in die somige Abendluft. Die Häuser mit geschlossenen und teils geblendeten Fenstern stießen mit den Stirnen noch in dies hitzeschwere, breitverstrahlende Sommerlicht. Darüber war der Himmel mit weiten Flächen wolkenlosen Blaus, und die goldscheinenden Ränder der aufragenden Gegenstände setzten sich scharf und deutlich dagegen ab. In der unbeweglich trägen Luft blieb das verworrene Geräusch entfernter Verkehrsstraßen stecken und erstarb. Eine unbeschreibliche Müdigkeit haftete allen Dingen an, eine unsagbar traurige Mutlosigkeit.

Johannes Thumeyer hatte eben die unterste der fünf vorgelagerten Steinstufen mit Gemächlichkeit erreicht. Auf dem Bürgersteig vor ihm trollte faul ein zottiger Hund. Eine junge Dame in Weiß kam eiligst von der nächsten Straßenecke herauf. Diese drei machten hier das ganze Leben aus. Thumeyer rückte seinen steifen Filzzylinder auf der heißen Stirn zurecht, den Stock mit Hirschhorngriff zog er nachlässig über den Boden. Die helle Gestalt auf dem Bürgersteig näherte sich ihm leicht, beweglich, elegant, erregt. An einer Pumpensäule, die nach heiliger Stadtsitte unnütz dastand und den Weg einschränkte, begegneten sie sich. Thumeyer wich ein wenig zur Seite, und in diesem Augenblick trafen ihn unter dem großen schwarzen Hute hervor ein paar flüchtige, dunkelscharfe Blicke. Aus behaglicher Gedankenarbeit aufgeschreckt stand er still, der Vor-

Digitized by Google

übereilenden nachschauend. Eine Unruhe überlief ihn mit einem Male wie Ameisengekribbel. Ein paar Augenblicke stand er so, steif, erstarrt, mit verdutztem Gesicht, und zog den braunen, aus der Mode gekommenen Gehrock über der Brust zusammen; aber das Knopfloch daran kam trotzdem nicht mehr über den Knopf zu sitzen. Dann geschah etwas, das nicht wunderlicher war, als wenn Wasser mit einem Male den Berg hinaufliefe: Johannes Thumeyer drehte sich um und schnellte aus seiner Gemächlichkeit heraus wie der Kuckuck an der Schwarzwälder Uhr, wenn es Voll schlägt. Es gab einen gewaltigen Ruck in ihm, und an der Wage seiner Bedachtsamkeit fuhren die ruhenden Schalen auseinander. Er suchte nun, zum ersten Male in seinem alten Leben einem Impuls nachgebend, mit ängstlicher Eile den Abstand zu verringern, der ihn infolge seines Zauderns von der Heimstrebenden trennte. Sinnlos lief er, als gälte es, einem Diebe seinen Raub abzujagen. Alle Gedanken lösten sich ihm in grauen Rauch, und sein Verstand war darin wie ein blakendes Lichtlein. Und erst zehn Schritte hinter der weißen Gestalt ließ er sich wieder zu Atem kommen, schob den Hut zurecht, der ihm in den Nacken gerutscht war. Seine aufgerissenen Augen spannten die Gestalt zärtlich ein in ihre Blicke, maßen sie aus bis in die Kleinigkeit jeder einzelnen Form. Das weiße Kleid unterstrich den vornehmen Eindruck dieser schlanken Erscheinung. Ueber dem freigelassenen Nacken lag ein hauchzarter, goldener Flaum, und der kleine Fuß stak in elegantem braunen Lederwerk, das aber vom Knöchel an aufwärts den durchbrochenen Seidenstrumpf herrschen ließ. Johannes Thumeyer besann sich nicht ein einziges Mal: „Was läßt du dir einfallen? Was tust du da?“ — Aber welche Antwort hätte sich dieser Mann der Ordnung, dieser Heilige des Systems und des Herkommens, auch wohl auf das zu geben vermocht. Fand sich doch in der wohlbesorgten, wenn auch nicht reichen Registratur seines Gefühlslebens keine Empfindung, die dieser fremden, sonderbaren glich.

Durch viele Straßen, belebte und kirchenstille, hindurch

Digitized by Google

folgte er wie ein gehetzter Hofmeister der Mädchengestalt in Weiß. Nach einer Weile erst kehrten ihm überhaupt Gedanken wieder; einzeln, wie ungezogene Hunde, die allerhand Unrat am Wege beschnuppernd zurückgeblieben, kamen sie herbei. Und dankbar gedachte nun Johannes Thumeyer des Tintentropfens, der ihm gerade in der letzten Minute beim Hinlegen seines Federstiels schwer, dick und hämisch auf die Hand geplatscht war. Eine Reinigung mit Sand und Seife war vonnöten gewesen. Die Verwünschung, die er darob ungesagt heruntergeschluckt, hatte ihn ärgerrot werden lassen. Nun ihm dieser heimtückische, schwarze Fleck, die Verspätung herbeiführend, dieses Erlebnis verschafft, ward er milde gestimmt und fühlte sich ausgesöhnt mit dem Gesetze der Schwerkraft. —

. . . Dort ging sie. Schon hielt seine Ungeduld den anfänglichen Abstand nicht mehr ein. Nun erblickte er im Spiegel eines Schaufensters ihr Gesicht, das er noch nicht so deutlich festgehalten. Und noch mehr packte ihn die Lieblichkeit und das Zwingende darin. Es war keineswegs ein Kindergesicht, aber ganz fein wie eine geschälte Mandel. Ein schmales Kinn stützte den roten, etwas sinnlichen Mund. Offen und rein war diese Stirn, und doch brannte in den Augen mehr Sünde als Tugend. Das Haar war braun wie Malagawein. Johannes Thumeyer erinnerte sich jetzt mit glücklicher Rührung der holzgeschnittenen übermalten Madonna in der kleinen Rheinstadt, die die Heimat seiner Kinderjahre gewesen, und dachte daran, wie sich der protestantische Knabe gar oft in Dämmerstunden von seinen Spielen hinschlich, um den geliebten Gegenstand, den ihm sein Glaube versagte, ungestört anschauen zu können . . . Aber da hatten das Grübeln und die Sentimentalität ihn bös genarrt, denn, in eine Verkehrsstraße einbiegend, war mit einem Male die Verkörperung seiner Madonna dem Blicke verloren gegangen und anscheinend in einem Hause verschwunden.

Das machte ihn keineswegs traurig. Sorgfältig umschauend, versicherte er sich nur, daß nirgends wieder das

Digitized by Google

Weiß ihres Kleides auftauchte aus dem Menschendrängen, dann kehrte er um, zufrieden, beruhigt; ein Lächeln verteilte sich honigsüß über die dürren Züge des breiten Gesichtes. Er spitzte sogar die Lippen und pfiff ein Lied, das er von der Drehorgel her kannte. Und er drehte sich im Schritt und lächelte die fremden Leute, die ihm begegneten, gütig, wohlwollend an, als habe er etwas an sie zu verschenken.

Die Treppen zu seinem Junggesellenzimmer stieg er heute hinauf, als habe er eine doppelte Zulage auf sein Gehalt bekommen. Er klapperte vergnügt mit seinem Teegeschirr (dem ewigen Tee blieb er auch an allen Sommergluttagen treu), und war überhaupt ziemlich lärmhaft in seinem ganzen Gehaben. Die erste fieberhafte Unruhe, die herzpochende Bewegung aller seiner Sinne hatte sich gemäßigt und war langsam gewichen. Nun beherrschte eine wohltuende Sanftheit und Befriedigung mit nachwirkender Mattheit seinen inneren Menschen. Sein Gemüt war nicht mehr grauwändig und kahl wie ehemals, nein, ausgefüllt mit ruhiger Zärtlichkeit für ein fremdes Wesen, wie bewohnt von einem fremdschönen, geliebten Vogel mit lebensfarbigem Gefieder, der lautlos, aber eindringlich das Leben sang. Nachher saß Johannes Thumeyer noch lange in der Ecke seines grünen, verschlissenen Sofas und las in einem Buche, das seine steifbeinigen, aber angeregten Gedanken auf längstentwohnten Wegen zu mancher guten Einsicht führte. Sanft und satt saß er da im gelben Lichtrahmen der Lampe und hatte nicht Raum in sich für irgendeinen Wunsch. Aber weiß und schmal stand über jeder Buchseite, hinter dem schwarzen Letterngegitter der Schrift, in allen verdämmernden Zimmerwinkeln, hinter jeder Lade und Tür, die er aufschloß, die Mädchengestalt mit dem Hintergrund des Sonnenabends.

Was nun folgte, war die Zeit eines sonderbaren Liebesglückes, wo sich dem Liebenden jede Sehnsucht allein darin schon erfüllt, daß sie ist. Johannes Thumeyer erlebte ein geruhiges Glück, das er mit niemanden teilte, das ihm um-

Digitized by Google

gestört und gleich verblieb. Es gab darin keine Worte, von denen es hätte verletzt, keine Launen und Gefühlsklippen, an denen es hätte scheitern können. Besonnen und sicher verlief es zwischen den Sandufern einer harmonischen Alltagsseele, die sich niemals das Laster des Absonderlichen gestattet hatte. Aber trotz alledem wandelte sich langsam etwas in Johannes Thumeyer. Es war, als ob sein Menschliches, trotz der nicht mehr frühen Jahre (er war doch immerhin in die Fünfzig aufgerückt), noch einmal einen Aufschwung nähme. Ganz tief innen blieb sich ja vorerst noch alles gleich: die Wochentage waren schwarz, die Sonn- und Feiertage rot gedruckt, und die Festtage hatten einen dicken Strich unterzogen, genau wie im Kalender. Aber wenn er nun morgens beim Vollschlag der nächsten Kirchenuhr seinen steifen Filzzylinder auf den dritten Knopf neben der Türe stülpte, konnten die aufschauenden Schreiber den einen oder andern neuen Gegenstand an ihm erspähen. Was zuerst auffiel, war das schneeige Weiß der Kragen, die nun mit der Zeit auch die Form wechselten und in Kürze auf zwei Fingerbreiten den Ohren nahe rückten. Eines Tages baumelte über dem weißen Vorhemd eine neue seidene Kravatte, bunt und breit wie ein Fahnentuch.

Die Zeit ging weiter, und es blieb sich alles gleich. Abend um Abend gab es einen neuen Aufguß von Seligkeit auf sein Gefühl. Um sein Geheimnis an niemand zu verraten, verließ er sehr zeitig das Bureau, nachdem er sich peinlichst gewaschen, geordnet und abgestäubt; dann wartete er, seit er erkundet, daß ihr Heimweg sie täglich um dieselbe Stunde dort vorüberführte, hinter dem Gebüsch einer nahen Anlage auf die sonderbare Geliebte, eine Bezeichnung übrigens, die ihm niemals für sie einfiel. Sie war und blieb ihm namenlos, kein Mitmensch, nur ein Wesen seiner stillen begehrlosen Verehrung, die geheimnisvoll wirkende Triebfeder, die das Uhrwerk seiner Tage von nun an in Bewegung hielt. Wenn sie dann kam, tat sein altes Herz einen Sprung wie ein Hund ihr entgegen und zottelte an

Digitized by Google

der Kette, die ihm seines Herrn Mäßigung geschmiedet hatte. Hinter der Leichtfüßigen her begann er seinen Weg, genoß er, in zwei knappe Stundenviertel zusammengepreßt, ein großes, beruhigendes Glück. Wie oft streichelten seine Augen die fein verrinnende Linie ihrer knabenhaften Hüften, spannten die Blicke sich zärtlich um die enge Fessel ihres Fußes! Johannes Thumeyer strahlte sein Glück aus den Augen, die manchmal feucht schimmerten, und der Neid manches Unglücklichen, manches Glücklosen, der ein Wohlleben daraus witterte, grollte hinter ihm drein. —

Thumeyer hatte nun sogar endlich seinen bequemen alten Jugstiefeln entsagt. Er schämte sich dieser häßlichen, faltigen Lederschoten und begriff nicht, daß ihm so spät erst der Sinn für ihre Abscheulichkeit aufging. Nun spannten sich elegante Stiefel mit breit gerillten Sohlen um seine gar nicht so übeln Füße. Endlich vertauschte er gar seine grauen Wollsocken gegen farbige Strümpfe aus feinem seidigen Gewebe. Aber das hielt er so geheim wie ein staatsverbotenes Laster. Nur von Rock und Hut konnte er sich so leicht nicht trennen; so sehr hatte ihn noch eine gewisse Pietät für diese Dinge seiner Vergangenheit. Dennoch bebrütete er im stillen Gedanken, die ihm auch einen Wechsel hierin anrieten, und er würde ihnen gewiß bald nachgegeben haben, hätte nicht ein ungeahntes, furchtbares, feindliches Verhängnis alledem ein Ende gemacht. Unvorbereitet und plötzlich fiel es vor ihm auf seinen geraden Weg, den er gelassen und ahnungslos, gleich heiter wie immer dahinging. Und es ist traurig zu vermelden, wie sein frohes Glück sich in Scherben schlug.

Es war ein Tag wie jeder andere. Schon begann das allgemeine Dämmern den heiter und rot sinkenden Spätherbstabend zuzudecken. Der Westen glühte noch, aber an den Häusermolen der Stadt verfloß das nachdunkelnde Licht. Johannes Thumeyer wartete hinter den Sträuchern, denen die harten Aeste überall durch die schlissige Welke der Belaubung stießen, wie die Ellbogen der Armeleutekinder durch die verwaschenen Kattunärmel. Er scharrte bereits eine

Digitized by Google

Viertelstunde mechanisch das dürre Laub mit seinem Spazierstock. Da fing eine ängstliche Unruhe in ihm an zu steigen, wie Bläschen im Wasserkessel beim Sieden. Stieg und sank und schnürte langsam seine Brust ein mit den Bändern der Angst um etwas Unbestimmtes, Unterbewußtes. Immer heftiger ging er den Weg hinauf und hinab, immer endloser wurde ihm der Gang. Von Ewigkeit zu Ewigkeit warf die Kirchenglocke ihm ein paar bleierne Zeitschläge vor die Füße. Jedesmal tropfte es ihm wie heißes Wachs auf den Schädel. Endlich war eine Stunde in Aengsten und Qual herum. Niemand kam.

Da ging er denn allein den Zug der Straßen wie sonst. Die Luft war nun vollends dunkel, und die Giebel standen bleich, hier und da ging ein gelbes Licht an hinter einem tagmüden Fenster, und ein stoßweise dahinfahrender Wind schob zerrissene Wolken vor die Mondsichel und die spärlichen Sterne, die noch nicht recht brannten. Johannes Thumeyer wurde mit jedem Schritt trauriger, und in seiner Brust wurde etwas schwer und schwerer und eisig wie ein Sterbendes. Da stand er nun an der letzten Straßenecke, und der Wind stieß ihm ins Gesicht und riß an seinem alten Hut. Weiter war er ihr nie gefolgt, denn in eines der nächsten Häuser war sie immer eingeschlüpft. Er hatte im Unklaren bleiben wollen, wo sie wohnte — warum? — wie er nicht wußte, woher sie immer kam, noch wer sie war. Wer weiß, hätte er's gewußt, vielleicht, daß er heute ins Haus eingetreten und ihr nachgefragt . . . Doch er wußte nichts, als daß er litt, litt als ein Märtyrer der Gewohnheit. Umgehen konnte er nicht. Heute heimkehren in seine tote, leere Stube, in das arme Dunkel, die klapprigen Treppen hinaufklettern und in der Stube sitzen müssen, wenn die Geräusche der Nacht in den Wänden rieselten, wenn die grauen Tapeten knisterten. Es fror ihn. Wer hatte den warmen Mantel seines Glückes zerrissen? Er hatte keinen Trieb als: weiter, weiter — als wolle er sein Denken abschleifen mit der Unzahl der Schritte. Mehr und mehr entfernte er sich in umgekehrter Richtung von seiner Woh-

Digitized by Google

nung, die ihn in seiner verwirrten, unklaren Vorstellung dunkel bedrohte. „Nicht zurück dorthin!“ zitterte jeder Gedanke.

So kam er in die Winkelgassen des Hafenviertels, das ihm unbekannt war. Kannte er doch fast nur den Weg von seiner Wohnung zur Administration, den Weg, den er nun schon an die achtundzwanzig Jahre ging, und dann noch allenfalls den Sonntagnachmittagsspaziergang vor die Stadt. Mit verschlagenen Spitzbubengesichtern lauerten die schmutzigen Giebel unter gesenkten Schieferdächern. Laternen brannten nur wenige. Durch Scheiben, an denen die Löcher mit Papier verklebt, schimmen schwalchende Lampen. Widerliche Gerüche drangen aus den niedern Türen, die meist halboffen standen in finstere Flure. Johannes Thumeyer holperte ziellos über das Pflaster, in dem die Steine ungleich wie Kirschen auf einem Kuchen staken. Weiter unten konnte man den Strom sehen, der breit und dunkel, mit einem unstäten, silbrigen Schein darüber, zu Tal floß und schlafdumpf rauschte. Allmählich fing ein feiner Regen zu fallen an. Der Wind warf ihn Thumeyer ins Gesicht, der darob ein wenig zur Besinnung kam.

Mehr, um überhaupt etwas zu tun, als aus dem Bedürfnis, die Notdurft seines Leibes zu stillen — Hunger und Durst verspürte er in seiner Stumpfheit nicht — trat er in ein Wirtshaus. An ungedeckten Tischen saßen die Gäste dieses Viertels: Schiffer und Lastträger, die Hemdärmel aufgekrempelt an den sehnigen braunen Armen, die Tätowierung der breiten Brust zur Schau tragend. An einem leeren Tisch nahe der Tür setzte Johannes Thumeyer sich hin. Bier, Wein und Asche war auf den Boden verschüttet und drang mit säuerlichem Geruch in die verbrauchte Luft des Raumes. Es gab Wein in Steinkrügen. Thumeyer war übel zumute. Er goß ohne Geschmack einen halben Krug in sich hinein. Dann stierte er vor sich hin auf die braungeräucherte Wand mit den vielen Flecken. Nur nicht denken, was dann war, wenn er hier endlich aufstehen und hinaus mußte! Wohin? Auf die Gasse, durch

Digitized by Google

die Stadt, nach Hauſe? Nein, nein! Das war es ja, da ſaß ja nun in leerer Stube das Geſpenſt der Erinnerung und ſpann von Wand zu Wand die dürren, zerriſſenen Laubketten ſeines abgewelkten Glückes, das doch nicht mehr war. Es war nicht mehr! In grundloſem Starrſinn verneinte ſein letzter Sinn dieſes Glück, verneinte ſein ganzes Leben. Was ſollte er damit? Was konnte ihm dieſe Münze, von der die Prägung abgegriffen war, noch gelten?! Was tun? Es lohnte ſich nicht mehr, die Finger darum zu rühren. Aber tun mußte er etwas; er wußte nur nicht was. Eine ohnmächtige, tatloſe Wut raſte in ihm auf. Er krallte ſeine friedlichen Finger nach einem Meſſer in der Taſche, aber ſie war leer. Ein Taſchenmeſſer beſaß er nicht. Ein Einfall bewegte ihn, ſein Geſicht zuckte und bebte plötzlich auf. Er beſtellte raſch gebratenes Fleiſch und Brot. Mühſam kauerte er dann auf einem Stück halbwarmem Braten herum und ſchob ein wenig Brot trocken nach. Eſſen konnte er nicht. Doch das Meſſer, mit einem zerbrochenen Holzgriff, aber friſch geſchliffen, nahm er heimlich fort, wiſchte es unterm Tiſch an ſeinem Taſchentuch ſorgfältig rein und ſchob es dann, ohne an einen beſtimmten Zweck zu denken, in ſeine Bruſttaſche. Man konnte es immerhin nötig haben. Es war eine Macht, wenn man ſelbſt ſchwach war. Danach ward er ruhiger, trank ſeinen Wein aus. Er bezahlte, legte noch ein Reichliches an Trinkgelt darauf und entfernte ſich eiligſt.

Draußen ging der Regen nun in endlos feinen Waſſerſchnüren, die der Wind ſchwenkte und zerriß, nieder. Thumeyer ſchritt die Gaſſe zum Strom hinab. Es konnte nicht mehr fern von Mitternacht ſein. Das Viertel lag dunkel und faſt ſtill, nur wie aus Kellern herauf kam ein Durcheinander von Lärm, der rauhe Atem ſeines heimlichen Lebens, und darüber abgeriſſen ſcholl einmal eine Ziehharmonika. Auf dem Werft ſtanden die Krane und Hebetürme mit ihren Laternenzeichen, ſchwarz wie lauernde Ungeheuer, denen in einem kleinen zwinkernden Auge der gelbe ſchlafloſe Blick träg und giftig ruhte. Ueber die naſſen

Digitized by Google

Eisenteile strich zuweilen ein bleicher Lichtschein. In Dunkel und Regen stachen die Maste und daneben die plumpen Stümpfe der Schiffschornsteine. Von einem Deck sang ein Schlafloser, und in der Entfernung rasselte eine Ankerkette.

Am Werft entlang ging Johannes Thumeyer jetzt talab, dem Flusse nebenher. Die Nässe drang ihm allmählich durch das Schuhwerk, und die Hose sog sich unten voll wie ein Schwamm, daß sie im Schreiten schwer um seine Knöchel schlug. Unbeirrt setzte er seinen Weg fort, als habe er nun endlich einem Ziele zuzugehen. In seinen Gang war die Ruhe und Sicherheit, die Bestimmtheit und der Wille des Wanderers gekommen. Der Hut war ihm verloren gegangen. Regen lief über sein Gesicht, hängte sich in zerzaustes Haar. Plötzlich hörten die Laternen auf, das Werft war zu Ende, und der Weg setzte sich als schmaler Pfad, der über Wiesen lief, fort. Weit zurück lagen die Häusermassen um den hoch überragenden Dom geschart, der wie ein finsterer Wächter ausharrte in seinem schwarzen Steinmantel.

Da, wo die Dunkelheit am tiefsten und er allein wie ein Toter war, blieb Johannes Thumeyer stehen. Er war vom Wege herab in den tiefen Ufersand getreten. Ganz nah an seinen Füßen vorbei trieb der Strom in seinem unruhigen Schlafe. Hier zog Thumeyer das gestohlene Messer behutsam aus der Tasche. Er lächelte ganz leise vor sich hin, wie er mit dem Mittelfinger die Schärfe prüfte; er empfand keinerlei Schmerz, als der kühle Stahl einen roten Schnitt machte. Er schüttelte nur langsam, abwehrend den Kopf und schleuderte das Messer dann weit hinaus ins Wasser, wo es ohne Laut einsank. Finster war es um ihn herum, er sah nichts als im Schwarzen vor sich das ewige Gleiten des Stromes. Und dann packte es ihn, und er schritt geradeaus, mitten ins Wasser hinein. Noch war weicher, sammetweicher Sand unter seinen Füßen; dann spülte die Flut ihm um die Knie, leckte mit kalten Zungen Hüfte und Hände. Es drückte ihn sanft um, und er vermeinte anfänglich, in das blumengemusterte Plumeau seines Junggesellen-

Digitized by Google

bettes zu ſinken. Die langen Schöße ſeines braunen Rockes ſchwammen noch einen Augenblick wie ein großer Falter auf dem Waſſer.

Dann war alles vorbei. Der Strom floß, in ſeiner Größe gleichgültig gegen Menſchen, ſeinen Weg durch die Nacht. Mit ihm trieb Johannes Thumeyers Leib, in dem das Herz mit ſeinem allzu ſchweren Blute ein Sommerabenderlebnis zu Ende geläutet hatte . . .

Digitized by Google

Der Gast

Die großen Bogenlampen an der Fassade des Odeontheaters glühten auf. Das war für die wartenden Wagen und Automobile, die in langer dunkler Reihe angefahren waren, das Zeichen, daß die Vorstellung ihr Ende gefunden und die Zuschauer in wenigen Minuten durch die Portale herausströmen würden.

Durch das Haus tobte ein selten starker Beifallslärm. Fest aneinander gepreßt stand man im Parkett, auf den Rängen drängte alles nach der Brüstung vor, und in den Logen traten die Damen in ihren schimmernd-hellen Roben dicht an den Rand heran, während die Herren sich reckten, um über ihre gepuderten bleichen Schultern zur Bühne sehen zu können, auf der, immer und immer wieder hervorgerufen, Erwin Reimer erschien, Erwin Reimer, der als Gast den Romeo gespielt hatte. Der Vorhang flog — im Jubel der Enthusiasmierten geräuschlos — in die Höhe, und Erwin Reimer stand, die Lippen fest zusammengepreßt, hinter einem Wall von Lorbeerkränzen und Blumen im vollen Lichte aller weißbrennenden Proszeniumslichter. Mit kurzen zuckenden Bewegungen neigte er seine Schultern und den Kopf und sah in die gedrängt stehenden Reihen der Menge hinein, ein eigensinniges, starres Lächeln um den Mund. Hinter ihm war die Bühne leer, nur der Sarg, den Julia bereits verlassen, stand auf seinem schwarzbedeckten Gerüst da. In den Seitenkulissen warteten die Schauspieler und zählten im Stillen die Hervorrufe und wie oft der Vorhang in die Höhe gehen mußte; sie setzten den Erfolg in Zahlen um.

Endlich, der begeisterte Aufruhr des Publikums war noch nicht vertobt, ging Erwin Reimer von der Szene ab.

Digitized by Google

Der Regisseur bat ihn, sich abermals zu zeigen; er lehnte ab. Er hatte genug davon ... Das Händeklatschen hinter dem geschlossenen Vorhang hörte sich wie ein prasselnder Hagelschlag an. Erwin Reimer suchte die Tür zu seiner Garderobe ...

Es war überall dasselbe: Beifall, Lorbeer, Blumen, glänzende Rezensionen in den Zeitungen. Es gab keinen Kampf mehr für ihn, und das war ein ungeheuerliches Gefühl: ohne Kampf zu siegen. Oft schwindelte ihn bei diesem Bewußtsein, und wie ein Lichtrad drehte sich das Leben um ihn: glänzend, herrlich — und doch gefährlich...

Bis zu seiner Garderobe begleitete ihn das nicht endenwollende plätschernde Geräusch des Beifalls. Wirklich, er hatte genug davon ... Er wußte, wie stark er war, wie stark und wie groß ... Diese Hände brauchten ihm das nicht erst zu sagen. Er wollte sie nicht hören. Es war genug; nichts wollte er hören. Er war müde von dem, was er über sich und seinen Ruhm hören mußte. Gab es denn keine Ruhe? — Nein, für ihn nicht. Nicht einmal für seinen Körper, der wie ein Instrument von den Liedern der Leidenschaft durchschüttert worden war, daß er noch bebte, bebte bis ins Blut. Es war keine Ruhe, was ihm das furchtbar nüchterne, fremde Hotelzimmer gab. Früh, beinah noch in der Nacht mußte er fort, in eine andere Stadt fort; und wieder gab es dort Beifall; wieder gab es Blumen und Triumph, aber keine Ruhe. Müde und mit der Sehnsucht nach Ruhe zog er hinter seinem Ruhme her. Er mußte es tun. Ruhm verpflichtet und der Künstler gehört sich nicht selbst. Ihm wird keine Ruhe, bis zu der des Todes.

Erwin Reimer sah, daß ihn jemand vor seiner Garderobe erwartete. Der alte Schauspieler, der den Montague gespielt hatte, stand dort im Halbdunkel. Er war noch im Kostüm des veronesischen Edelmannes. Erwin Reimer sah ihm fragend ins Gesicht, während sich seine Hand auf die Türklinke legte.

„Ich habe Sie hier erwartet," sagte der alte Schauspieler.

Digitized by Google

„Mich?“ sagte Erwin Reimer; „was wünschen Sie von mir?“

Die Stimme des Alten zitterte vor innerer Erregung. Er stockte. Unter Erwin Reimers ungeduldigem Blick stammelte er plötzlich: „Wundervoll . . . Sie waren wundervoll — heute abend. Ich habe so etwas noch nicht gesehen. Sie sind der Größte. Die andern mögen ruhig sterben. Sie müssen Ihnen ja den Mut nehmen, noch etwas zu wollen; denn an Sie reicht keiner heran . . .“

Erwin Reimer lächelte kurz. Selten geschah es, daß er von andern Schauspielern etwas über seinen Ruhm zu hören bekam. Denn bei ihnen war Neid und Haß gegen ihn — der stumme Haß der Besiegten. Das Publikum übersah und vergaß sie, wenn er auf der Bühne stand. Auf sein Flüstern lauschte die Menge mit angehaltenem Atem und überhörte die lautesten Repliken seiner Partner.

„Sie haben wohl nicht auf mich gewartet, um mir das zu sagen,“ meinte Erwin Reimer.

Die Kälte seines Tones, der auf der Bühne oft wie eine Geige singen konnte, verwirrte den Alten. „Doch — doch... Auch darum . . . zum Teil wenigstens . . . Ich bin Ihnen dankbar — dankbar, daß ich Sie habe sehen dürfen. Gott, ich bin ein alter Mann. Ich habe mir gewünscht, Sie einmal zu sehen. Die Zeitungen sind stets voll von Ihnen. Die Blätter bringen Ihre Bilder. Sie haben Erfolg . . . Sie haben das Glück gehabt, von dem wir wohl alle geträumt.“

„Ich lese die Zeitungen nicht. Was können sie schon sagen, das ich nicht wüßte. — Sie müssen verzeihen, aber ich bin müde — und habe keine Zeit . . .“ Er wollte an dem Alten vorüber.

Dieser fuhr zusammen und schaute ihm bestürzt ins Gesicht. Erwin Reimer wollte den sonderbaren Menschen nicht kränken. Für einen Augenblick empfand er ein dunkles, unbestimmtes Mitleid mit diesem alten, erfolglosen Schauspieler. Hatte er vielleicht eine Bitte an ihn?

„Wünschen Sie etwas von mir?“ fragte Erwin Reimer.

Digitized by Google

„Wenn Sie ein wenig Zeit hätten . . .“ Der fremde Menſch ſprach mit einer Demut in der Stimme, wie ſie ein hartes Leben erzeugt.

Erwin Reimer wurde unwillig. „Aber was iſt es? — Wollen Sie mir nicht wenigſtens ſagen . . .“

„Ja,“ ſagte der Fremde, „ich habe Ihre Mutter gekannt . . .“

Erwin Reimer zuckte zuſammen. „Meine Mutter?“ — „Ja . . . Ich habe ſie ſehr gut gekannt . . .“ Die Augen des Fremden glänzten in der Maske von Schminke.

Erwin Reimer öffnete die Tür zur Garderobe, in der er allein ſeinen Platz hatte. Er ergriff den fremden Mann beim Arm. „Kommen Sie,“ ſagte er, „hier herein, wenn ich bitten darf . . .“ Und er zog ihn haſtig, mit einer ſeiner jähen, nervöſen Bewegungen, in den engen Raum, in dem es nach Schminke und gebrannten Haaren roch. Jetzt erſt nannte der alte Schauſpieler ſeinen Namen, denn er nahm nicht an, daß Erwin Reimer ihn wiſſe. Erwin Braun hieß er.

Erwin Reimer ſchob ihm einen Stuhl neben ſeinen eigenen Platz vor dem großen Spiegel. Ein paar Gasflammen ſurrten. Der Garderobier band Erwin Reimer den Mantel von der Schulter. Braun ſchwieg und Erwin Reimer ſchwieg. Sie dachten beide nahezu dasſelbe.

Erwin Reimer klopfte das Herz. Dort ſaß der andere, der von ſeiner Mutter, ſeiner Mutter wußte, der ſie gekannt hatte. — Wie lange war das her, damals, als ſie ſtarb? — Es waren Jahre, ein paar Jahre. Er war drüben in der andern, der neuen Welt geweſen und hatte um den Erfolg geſpielt. Auch dort hatte er geſiegt, dort, wie überall. Ruhm, Blumen und Gold, alles das hatte er ohne Kampf gewonnen. Ueberall kam er gleich als Sieger. Er ſchätzte den Erfolg gering. Kaum, daß er ſeiner mehr achtete. Aber die Mutter erfreute er immer noch, immer wieder. Es machte ſie glücklich und ſtolz. Erwin Reimer ſammelte die Zeitungen und, ohne ſie ſelbſt geleſen zu haben, ſchickte er ſie ihr, die ſich daran erfreute. Aber an einem tückiſchen

Digitized by Google

Nebeltage war sie plötzlich erkrankt. Sie hatte einen Brief für ihn auf die Post getragen, in dem sie ihm schrieb, daß es ihr gut gehe und sie sich seiner Erfolge freue. Aber am selben Abend bekam sie Fieber, und nach ein paar Tagen war sie tot. Ehe Erwin ihren Brief erhielt, bekam er ein Telegramm, das ihm ihren Tod meldete. Es war ihm ein furchtbarer Schmerz gewesen. Seine Mutter, die er liebte, liebte wie nichts anderes, tot . . . Tot, ohne daß er Abschied von ihr genommen, sie noch einmal gesehen hatte. Und ehe er drüben sein konnte, wo sie gestorben, war sie schon begraben. Er hatte damals sein Gastspiel abgebrochen und war mit dem nächsten Dampfer herübergekommen. Er brach Kontrakte, und nicht die Vorhaltungen seines Agenten noch die Drohungen der Theaterdirektoren konnten ihn bewegen, zu bleiben. Man hatte ihm eine Unterbrechung des Gastspiels vorgeschlagen und ihm darauf einen noch größeren Erfolg versprochen; aber man wollte ihn nicht nach der Heimat, nicht nach dem Grabe der Mutter fortlassen. Seine heimliche Abreise von Newyork glich einer Flucht, der Flucht des Siegers.

Sein fassungsloser Schmerz um die Mutter währte monatelang. Er hielt sich in der Stille des Hauses, das sie bewohnt hatte, verborgen, ließ niemand zu sich.

Als er zum ersten Male wieder auftrat — er hatte den Hamlet gewählt, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Langsam, langsam war das Bild der Mutter Erinnerung geworden; eine Erinnerung, die mehr beglückte, als daß sie schmerzte . . .

Erwin Reimer setzte sich vor den Spiegel mit den Lichtern. Das gekräuselte Battisthemd des Romeo bekleidete mit weichen Falten seinen schlanken, knabenhaften Oberkörper...

Ja, richtig, dort neben ihm saß ja der Fremde, der seine Mutter gekannt hatte. Er hatte ihn nicht vergessen, aber tausend Dinge, Dinge des Erinnerns, waren durch seinen Kopf gegangen. Jetzt sollte der Fremde — wie hieß er doch nur? — Ja, richtig: Erwin Braum — Erwin, wie er

Digitized by Google

selbst. — Von seiner Mutter sollte ihm Erwin Braun jetzt erzählen, von seiner geliebten Mutter.

„Verzeihen Sie, aber ich war in Gedanken," sagte er zu dem Manne, der neben ihm saß, und der, wie er ihn ansah, Glanz in die alten, erloschenen Augen bekommen hatte.

Hinter ihnen beiden legte der Garderobier Erwin Reimers Kostüme in einen Koffer. Erwin Reimer sah seine Hantierungen im Spiegel. Und plötzlich war es ihm peinlich, hier, in einer Theatergarderobe, vor fremden Ohren von seiner Mutter sprechen zu hören und selbst zu sprechen.

Er legte Erwin Braun, der eben etwas sagen wollte, die Hand auf den Arm. „Haben Sie etwas Zeit für mich? — Es wäre mir lieb, Sie nachher bei mir im Hotel, auf meinem Zimmer, sprechen zu können."

Der andere nickte.

„Gut," sagte Erwin Reimer, „so hole ich Sie in Ihrer Garderobe ab." Er begleitete den alten Schauspieler, der noch im Kostüm des Montague steckte, bis zur Tür.

Dann wusch er sich die Schminke vom Gesicht und kleidete sich um.

Erwin Braun erwartete ihn bereits auf der dunkeln Bühne, auf der nur noch ein paar Arbeiter lautlos auf ihren Filzschuhen herumhuschten und Dekorationen abräumten. Der alte Schauspieler fuhr mit Erwin Reimer ins Hotel. Eine Menge, die auf Erwin Reimer Hochrufe ausbrachte, schaute ihrer Abfahrt zu, und einige Begeisterte liefen dem Wagen eine Strecke lang zur Seite. Als sie sich im Wagen gegenüber saßen, sagte Erwin Reimer: „Erzählen Sie!"

Er knöpfte seinen Pelzmantel bis oben zu und lehnte sich in das Wagenpolster. Ihre Gesichter waren im Dunkel. Nur über das des alten Schauspielers, der vorgebeugt saß, strich zuweilen von draußen der Schein der Laternen.

Erwin Reimer lauschte. Der andere erzählte mit seiner leisen, demütigen, gebrochenen Stimme. Man merkte dieser Stimme an, daß sie einmal den großen reinen Wohlklang

Digitized by Google

gehabt, und daß das Leben sie verschandelt hatte. Von Erwin Reimers Mutter sprach diese Stimme. Sie sprach und fragte. „Und wie geht es ihr jetzt, Ihrer Mutter?“ fragte Erwin Braun.

Erwin Reimer zuckte zusammen. „Wie es ihr geht? — Wissen Sie denn nicht, daß meine Mutter tot ist?“

Dem Manne, der ihm gegenüber im Wagendunkel saß, stockte der Atem. Er gab einen dumpfen Laut von sich. „Tot!? — Gerda ist tot?“

„Ja,“ sagte Erwin Reimer. Er sog seine Lippen zwischen die Zähne. „Meine Mutter hieß Gerda . . .“

„Sie ist tot . . . Ich habe es nicht gewußt . . . Verzeihen Sie, es bestürzt mich. Ich habe sie vor beinah zwanzig Jahren aus den Augen verloren . . . Später, da bekam ich noch einmal einen Brief von ihr. — Ihr Vater war damals gestorben . . . Dann hörte ich von ihr nichts mehr. Nachher dann, da brachten die Zeitungen Ihren Namen. Was ich erreichen konnte, las ich. Ein ganzes Paket davon habe ich aufgehoben und zu Hause verwahrt. Mich hat Ihr Erfolg auch erfreut — mich, wie Ihre Mutter . . . Ihre Mutter, die mir eine gute Freundin war . . . Das Leben hat uns getrennt . . .“ Langsam, während der andere erzählte, erinnerte sich Erwin Reimer eines Bildes, das stets im Zimmer der Mutter auf dem Kamin gestanden hatte. Es war eine vergilbte, blasse Photographie und stellte einen schönen, stattlichen Mann in phantastischem Kostüm dar. Er erinnerte sich aber nicht, es bei seiner Rückkehr damals gefunden zu haben.

Erwin Reimer fragte sich, ob dieser Mann hier wohl derselbe sei, den das Bild darstellte.

Der Wagen hielt vor dem Hotel, und sie begaben sich in Erwins Zimmer hinauf.

Erwin Reimer hatte den schweren Mantel abgelegt und stand mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz. Bei geschlossenen Augen sah er seine Mutter, seine Mutter, die er maßlos geliebt und die gestorben war, ohne daß er hatte bei ihr sein können. Er hörte die leise, zerbrochene Stimme

Digitized by Google

des andern im Zimmer, und er hörte doch nicht, was ſie ſagte. Eine Angſt ergriff ihn, eine Angſt, die ihm die Stirn feucht machte, und ihm war, als ſtürbe ihm wieder irgendwo in der Welt ſeine Mutter, allein und ohne ihn. Er faßte mit den Händen hinter ſich und preßte die heißen gegen das kalte Glas der Scheiben.

Plötzlich horchte er auf. Der Alte im Zimmer ſprach von einem Bilde, einer Photographie von ſich, die er Erwins Mutter geſchenkt. Erwin Reimer riß die Augen auf und beugte den Kopf vor. Der alte Schauſpieler ſaß unter dem weißen Lichte der elektriſchen Lampe in einem Fauteuil am Tiſch. Sein Haar ſtand dünn und weiß auf dem alten, müden Kopfe. Ein niedriger Kragen ſchloß um ſeinen dürren, gerunzelten Hals, und ſeine Schultern fielen in einer unendlich müden Linie ab. Er hatte den runden Rücken in das Polſter des Seſſels gedrückt.

Ja, das war das Bild, das Erwin Reimer kannte, das Bild, von dem dieſer da ſprach. Alſo das war derſelbe, der einmal ſo ausgeſehen hatte, ſo ſtark und ſicher, bewußt und herriſch — wie ein Sieger ... Ja, wie einer, der an Siege gewöhnt iſt, ſo hatte der Mann auf dem Bild ausgeſehen.

„Es war ein Bild, das mich in meiner Glanzrolle zeigte. Heute kennt keiner mehr das Stück; es taugte nichts. Aber ich weiß, daß ich gut war. Ich hatte Erfolg — einen Erfolg, beinah wie heute der Ihre. — Ja, ja ... Ich habe auch einmal Rollen geſpielt, große Rollen ... Damals. Ich war auch etwas ... Nicht wie Sie — nein, nicht ſo groß, nein. Aber ich hatte Erfolg ... Ich bekam Blumen, Lorbeerkränze, und glaubte an ſo etwas wie Ruhm ... Damals ... Das war in der Zeit, wo ich Ihre Mutter kennen lernte. Damals ſchenkte ich ihr das Bild ..."

Erwin Reimer ging langſam zum Tiſch hinüber. „Ich kenne das Bild," ſagte er mit dunkler Stimme. „Meine Mutter verehrte es ſehr. Es ſtand bis zuletzt in ihrem Zimmer. Es mag ſein, daß Mutter mir auch einmal von

Digitized by Google

Ihnen erzählte, obschon ich mich nicht darauf besinne. Vielleicht nannte sie mir auch Ihren Namen, und ich habe ihn dann vergessen . . .“

„Vergessen . . .“ echote der andere, „vergessen . . . Es macht nichts. Was ist so ein Name? — Etwas zum vergessen . . . Mein Name ist gründlich vergessen worden. — Es gibt Namen, die nicht vergessen werden, nicht vergessen werden können . . . Der Ihre ist einer davon... Ja, ja, . . . Ihr Name stirbt nicht — niemals . . .“

„Alles stirbt mit uns,“ sagte Erwin, „auch das.“ Er legte sein Kinn auf die geballte Hand. „Immer kommt ein Größerer und löscht uns aus — uns und die Erinnerung an uns. Sein Gesicht war bleich bis in die Lippen.

Der alte Schauspieler schüttelte den Kopf. Eigensinnig murmelten seine Lippen: „Ihr Name stirbt nicht . . . Der Name Erwin Reimer wird nicht sterben . . .“

Erwin stützte seine weißen Hände vor sich auf den Tisch. „Doch,“ sagte er fest und langsam; „nur was ein anderer von uns im Herzen trägt, das lebt . . . Einer, der geliebt wird, lebt länger, als ein Ruhmvoller.“ Dem Andern, der Erwin Reimer ins blasse Gesicht sah, zitterten die Lippen. Er wollte etwas gesagt haben, aber dann schwieg er und senkte den Kopf. Es ward still zwischen beiden.

Endlich sagte Erwin Reimer aus seinen Gedanken heraus: „Ja, Ihr Bild stand fortwährend im Zimmer meiner Mutter. Ich erinnere mich, daß ich als Kind oft auf den Stuhl stieg, um es besser betrachten zu können, denn das fremdartige Kostüm interessierte mich doch.“

„Sie hat mich nicht vergessen . . .“ murmelte der alte Schauspieler für sich. Die rasierten Wülste um seinen Mund zuckten beim Sprechen, als ob er kaue. Sein Gesicht war im übrigen sehr hager. Er sagte — und seine Brauen vibrierten über den Augenhöhlen —: „Ihre Mutter war eine kluge Frau . . . Sie verstand das Leben und die Menschen . . .“

Erwin Reimer fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

Digitized by Google

„Ja," sagte er, „meine Mutter war schön . . . Die Jugend ihres Gesichts schien unvergänglich zu sein. Und doch glaube ich, daß meine Mutter nicht immer glücklich war. Ich habe sie nachher, als mein — Ruhm anfing, oft monatelang nicht gesehen. Jede Wiederkehr zu ihr war ein Fest für uns beide."

„Sie müssen sie sehr geliebt haben — Ihre Mutter..." sagte der Greis.

Erwin klingelte und bestellte dem Kellner etwas zu trinken.

„Ich war glücklich mit ihr," entgegnete er und ging durch das Zimmer.

„Meines Vaters erinnere ich mich nicht mehr; er starb, als ich noch Kind war." Am dunkeln Fenster blieb er stehen und sah hinaus.

Der Kellner brachte Sekt und wollte eingießen. Aber Erwin Reimer schickte ihn fort. Er selbst nahm die Gläser, um sie zu füllen.

„Ich brauche das," sagte er, als bedürfe er vor dem Alten einer Entschuldigung.

„Danke, mir nicht," lehnte dieser ab. Erwin Reimer wollte ihm einen der leichten Kelche aufnötigen. „Ich bin nicht mehr daran gewöhnt," sagte der alte Schauspieler und schob das Glas zurück. Erwin Reimer leerte, am Tische stehend, hastig zwei, drei Gläser.

„In meinem Alter muß man vorsichtig sein mit diesen Dingen. Die sind für die Jungen, für die Jugend — für Sie . . . Alles das, was schön und lockend ist, das ist für die, die siegen. Für mich, da ist das vorbei . . ." sagte Braun.

„Ja, das Leben ist immer für die, denen die Zukunft gehört. Auch uns überwinden die Kommenden." Erwin Reimer leerte wieder das Glas. Er füllte dieses und ein zweites und reichte es dem Alten. „Trinken wir," sagte er, „und denken wir dabei an meine Mutter. Lebt sie nicht, wenngleich sie gestorben ist? — Auch das ist eine Unsterblichkeit . . ."

Digitized by Google

Sie tranken beide. Das Glas des Alten zitterte hohl klingend gegen seine Zähne. Er setzte es hin und erhob sich.

„Jetzt muß ich wohl gehen — haben Sie Dank.“ Er ergriff Erwin Reimers Hand.

„Nein, haben Sie Dank, daß Sie mir von meiner Mutter sprachen. Ich werde an diesen Abend denken...“

Bei der Tür reichten sie sich noch einmal die Hände. Dann ging Erwin Braun die helle Treppe hinunter. Von oben, über das weiße Geländer gelehnt, schaute Erwin Reimer ihm nach. Er hörte ihn auf die Straße hinaustreten.

In seinem Zimmer lehnte Erwin Reimer gegen die Tür und sah mit geschlossenen Augen in das weißbrennende Licht der elektrischen Lampe. „Mutter . . .“ sagte er, als wolle er sie zu sich rufen. „Mutter . . .“ Seine Stimme weinte dunkel. Er streckte die weißen Hände aus, als könne er die Mutter fassen. Er schlug die Augen auf. Das Zimmer um ihn war fremd und leer, von dem unerbittlichen Lichte durchgrellt.

Einsamkeit . . . Einsamkeit . . . Nicht einmal dazu war der Ruhm gut, ihn zu wärmen, wenn er vor Einsamkeit fror.

Er trank wieder, und begann dann, im Zimmer auf und ab zu gehen, immer sein bleiches Gesicht geradeaus ins Leere gerichtet . . .

Unten, auf der andern Seite der Straße, wartete eine Gestalt und starrte unverwandt zu Erwin Reimers Fenstern hinauf; Erwin Braun, in seinen dünnen Paletot gewickelt. Er verfolgte den Schatten, der oben auf den Vorhängen wanderte, angestrengt mit seinen müden, alten Augen. In seinem Herzen stritten Glück und Schmerz, und der innere Kampf spiegelte sich auf dem faltigen, schminkezerfressenen Gesicht des Mannes. Glücklich war er, daß Erwin Reimer ein so Großer, Starker, Siegreicher geworden war; aber Schmerz litt er darum, daß dieser nicht seinen Namen trug, nicht seinen Namen unsterblich machte mit seiner Kunst; dieser, der sein Sohn war . . .

Digitized by Google

Zwischen den Ufern

Mit messinggelbem Metallglanze spannte der Himmel über dem Gebiete des Stromlaufes. Essenheiß stürzte das Licht seit dem Morgen herab. Der Fluß flutete breit durch das durstige, schlackengraue Land und sein Spiegel war glatt wie Oel. Mit dem wilden Grün ihrer Böschung erhoben sich die Ufer darüber hinaus.

Dem mächtigen Widerstande der treibenden Fluten entgegen arbeitete sich der kleine weiße Dampfer „Stanley", der bereits seit einigen Tagen nach einer hoch am Fluß gelegenen Station unterwegs war. Mit gurgelndem Laut floß das Wasser an den blendenden Schiffsflanken vorbei.

Die Passagiere lagen regungslos unter dem Sonnensegel. Die glühende Luft benagte den Zunder der Haut und der Kleider, und was man einatmete, füllte heiß die Lungen und trocknete den Hals und den Mund aus. Die Lippen klebten schließlich zusammen und kaum einer öffnete sie, um ein tonloses, müdes Wort zu flüstern.

An Bord waren einige junge Offiziere, ein deutscher Ingenieur und verschiedene Kaufleute, Angestellte eines französischen Handelshauses, das an den Uferstationen des großen afrikanischen Stromes Niederlagen und Warenlager besaß. Ein paar weiße Frauen waren unter den Passagieren, darunter eine junge Belgierin, die zusammen mit ihrem Vater reiste. Außerdem führte der kleine Dampfer eine Horde schwarzer Arbeiter und eine Ladung verschiedener Waren, darunter Konserven und Glasschmuck, der für Tauschgeschäfte bestimmt war, mit sich.

Oben auf dem Mitteldeck lag die kleine Gesellschaft in ihren Langstühlen ausgestreckt. Dicht neben Madelaines

Digitized by Google

Platz — Madelaine Vanlaeken hieß die junge Belgierin — ſtand der Stuhl des jungen deutſchen Ingenieurs Robert Strong. Sie hatten ſich beide ein wenig von den übrigen abgetrennt, um ungeſtört ihre Unterhaltung führen zu können. Aber nun ſprachen ſie nicht mehr. Sie ruhten jeder mit geſchloſſenen Lippen. Madelaines Hände hingen wie mit gebrochenen Gelenken über die Lehne des Stuhles, deſſen geſtreckter Schweifung ihre helle Geſtalt ſich anſchmiegte. Die Spitzen ihrer weißen Schuhe lugten unter dem geſtickten Rockſaum hervor und ihre Schultern und Arme ſchimmerten durch den dünnen Stoff. Um ihren Hals hatte ſie eine Perlenſchnur geſchlungen.

Die Offiziere waren die letzten geweſen, die ein Geſpräch noch aufrechterhalten hatten. Sie ſprachen vom Dienſt auf der Station und ſetzten ſich ihre Ideen auseinander, aber man merkte doch zuletzt, daß ſie nur ſprachen, um überhaupt etwas zu ſagen und nicht ganz der furchtbaren Lautloſigkeit und der entkräftenden Schlaffheit zu verfallen. Einer unter ihnen, ein junger Holländer, rauchte unabläſſig ſelbſtgefertigte Zigaretten. Der dicke blaugraue Rauch blieb wie ein Schleier um ſeinen Kopf haften. Obſchon ihnen allen der Durſt in der Kehle brannte, mochte ſich doch niemand anſtrengen, um etwas zu trinken zu verlangen; es hätte auch keiner das Verabfolgte zu genießen vermocht.

Die unter der Hitze Leidenden verabſcheuten Speiſe und Trank. Sie hatten nur den einen Wunſch, die Augen zu ſchließen und nichts zu fühlen, zu ruhen. Die Frauen lagen bleich wie Tote. Sie hatten nicht die Kraft, das Haar, das ſich löſte und ihnen über Stirn und Schläfen fiel, zurückzuſtreichen. Sie litten am meiſten, und wenn ſie die Augen öffneten, war kein Glanz darin.

Der Dampfer brauchte noch einen Tag bis zur Station, die ſein Ziel war. Er hatte ein paar Stunden Verſpätung erlitten, denn er war zu Beginn der Reiſe auf eine Sandbank aufgelaufen und erſt nach langen, geduldigen Manövern flott zu machen geweſen.

Digitized by Google

Um die Versäumnis einzuholen, sollte der „Stanley", obschon es gegen das Reglement ging, noch ein paar Nachtstunden durchfahren. Die Maschine arbeitete schon den ganzen Tag angestrengt und Kapitän Vanbrooken kam nicht von seinem sonnigen Platz auf der Kommandobrücke herunter, um den Reisenden etwas Zerstreuung zu bringen. Denn seine Gegenwart und die Wirkung seiner gesunden Kraft belebte immer einigermaßen und feuerte die anderen an, es ihm gleichzutun.

Heute galt es für ihn, auf der Hut zu sein; verstärkte Geschwindigkeit erforderte verschärfte Aufmerksamkeit; denn Sandbänke und Felsrippen liefen quer durch das Flußbett, oft untief unter dem glatten, trügerischen Spiegel verborgen.

Das rhythmische Stampfen der Maschine durchschütterte den weißen Körper des Dampfers. Das aufgewühlte, zerschäumende Wasser umzischte den Vordersteven. Der schwarze Rauch, der aus dem Kamin dick und fett aufquirlte, blieb hinter dem vorwärtsstrebenden Schiffe wie ein Samtband in der schwülen Luft liegen.

Die Gesellschaft auf Mitteldeck ruhte stumm und regungslos. Aber endlich erhob Madelaine den Oberkörper aus den noch träg ruhenden Hüften und stand langsam auf. Lautlos und ohne Blick auf Robert Strong oder einen der andern schritt sie davon. Der Holländer, der noch immer rauchte, legte den Kopf ein wenig vor, um ihrem lässigen, wiegenden Gange nachzuschauen.

Robert Strong blinzelte durch die Lider und sah ihre weiße Gestalt sich entfernen. Er schaute auf ihre kleinen, langsam bewegten Füße und ihm entging nicht das Spiel der Falten, die der leichte Stoff des Kleides um ihre Schenkel wellen ließ. Das Kinn auf den lockeren Knoten seiner Krawatte geneigt, blieb er sitzen, und seine scharfen Augen spähten unter den starken Brauen hervor, die über der Nasenwurzel dunkel verwachsen waren. Madelaine tauchte hinter dem verschlissenen Plüschvorhang der Kajütentreppe unter.

Digitized by Google

Jetzt erhob auch Richard Strong sich, aber als er aufrecht stand, hatte er ein Gefühl, als könne er sich nicht von der Stelle bewegen. Seine Arme hingen ihm wund in den Gelenken und seine Augen brannten, da er sie weit öffnete, um aus seiner Dumpfheit aufzuwachen, von der Helle des Lichtes und aller Gegenstände.

Scheitelsteil fielen die schwefelfarbenen Strahlen von oben und der Flußspiegel schleuderte sie mit stechender Grellheit zurück. Mit der Hand an der heißen Metallborde des Geländers sich entlang tastend, schlich Robert Strong auf die Kajütentreppe zu, die hinab Madelaine verschwunden war. Die in dem Gang und der Kajüte eingesperrte Luft war zum Ersticken. Trocken wie Sand, drang sie brennend in die Lunge und beizte die Kehle. Die kleinen Scheiben waren verdunkelt.

Im Zwielicht sah Robert Madelaines helles Kleid aufleuchten. Sie kauerte auf einer Lederbank, die Lippen halboffen, die Augen geschlossen, eine finstere, kleine Falte auf der Stirn zwischen den Brauen.

Leise schlich Robert hinzu. Als sie seinen keuchenden Atem vernahm, machte sie eine jähe Bewegung und warf ihm ihre Arme um den Hals.

Er küßte sie, das Knie auf das Lederpolster gestemmt. Sie bog den Kopf zurück, und seine Lippen berührten unter der Perlenschnur ihren Hals, der kühl wie Blütenfleisch war.

Eine Glutwelle schlug durch seinen Körper, dem jede Bewegung unendlich mühsam ward. Er setzte sich neben Madelaine auf die Bank und ergriff ihre Hand. Wie Fieber durchbrannte ihn sein Blut, das ihm in Schläfen und Ohren sang und rauschte.

„Traurig, kleine Madelaine?“ sagte er mit eigentümlich leisem Ton in der Stimme. Seine trockene Zunge strich über die spröden Lippen.

„Ja,“ flüsterte Madelaine, „muß ich nicht? — Trennt mich die Ankunft auf der Station nicht von dir?“

Robert mußte zu einer noch weiter aufwärts gelege-

Digitized by Google

nen Station reisen. „Närrchen, du . . . Habe ich dir nicht versprochen, jeden Sonnabend auf eure Station hinüber zu kommen?! Nur eine Stunde ist's, gut geritten . . .“ Madelaine seufzte nur statt einer Antwort.

Sie hatten die ganze Reise aus der Heimat übers Meer und bis hierher zusammen gemacht. Gleich nach der Abfahrt von Antwerpen lernten sie sich kennen, und all die Wochen der Wartezeit auf den Umsteigestationen verbrachten sie in nächster Nähe.

Robert ließ seinen Oberkörper lässig zusammensinken. „Furchtbar,“ sagte er, „diese Hitze; und dabei in diesem eisernen Käfig eingesperrt zu sein.“

Selbst die Liebe, die er zu Madelaine empfand, war ihm unter diesen Umständen eine erschöpfende Anstrengung.

Die Natur dieses zarten, feinen Mädchenkörpers schien stärker und unempfindlicher. In Madelaine war noch Wille und Elastizität. Ihre Glieder gehorchten ihr noch, von der lähmenden Schlaffheit noch nicht ergriffen. Und während Robert stumpf und gedankenlos neben ihr hindämmerte, wie in einem fieberroten Rausch, arbeitete ihr Geist, und sie sann wehmütig dem kommenden Tag entgegen. Sie dachte an ihr einsames Leben auf der Station, an den Verlust des Geliebten und an die tausend großen und kleinen Schmerzen des Getrenntseins.

Sie senkte das Köpfchen tief auf die Brust herab. Das blonde, verwirrte Haar verdeckte das feine blasse Gesicht mit den großen, schönen Augen. Plötzlich, jäh und stürmisch, warf Madelaine den Kopf in den Nacken und ließ sich seitwärts gegen Robert sinken. „Küß mich, Liebling!“ Matt beugte er sich über ihren dargebotenen Mund. Die Berührung ihrer weichen Lippen und ihr Atem entrissen ihn seiner Apathie und machten ihn leidenschaftlich. Er schlang seine Arme um Madelaine und zog sie an sich.

„Du bist mein, Mädchen. Wir trennen uns nicht. . .“ flüsterte er.

Madelaine suchte seine flackernden, fiebrigen Blicke. „Ist das wahr?“ sagte sie, ein Lächeln um den Mund.

Digitized by Google

Die Lippen auf ihren Hals gedrückt, beteuerte er: „Wahr! Wahr . . . Ich verlasse dich nie."

Mit einer jähen Wendung hatte sie sich erhoben und stand vor ihm, ihre Arme auf seinen Schultern. Sie drückte ihn gegen das Lederpolster zurück, daß sein Gesicht zu ihr aufsah. Ein glückliches, triumphierendes Lächeln überrötete ihre Züge. „Du!" atmete sie, „diese Nacht . . . hier . . ."

Sie beugte sich herab und küßte ihn. Ihre Hand strich durch sein Haar. Dann huschte sie hinaus.

Robert ließ sich auf das Leder der Bank hinsinken, während seine Augen auf die Türe starrten, durch die Madelaine verschwunden war.

Oefters hatten sie hier heimlich zusammengesessen, wenn das ganze Schiff still und dunkel und alles im Schlafe lag. Dann strich draußen das Wasser schwarz und schwer an den hellen Schiffswänden vorbei. Es umströmte sie und ihre klopfenden Herzen, und wiegte sie, und ein Gefühl erfüllte sie, als seien sie in einer Welt von Einsamkeit allein. Wundervolle Stunden, Ewigkeitsminuten waren das.

Robert schloß, sich ihrer mit wirklicher Deutlichkeit durch den Nebel von Müdigkeit und Sengeglut entsinnend, die Augen. Durch die Lider blinzelte er ins Halblicht des Kajütenraumes. Stand da nicht Madelaine in ihrem blonden Haar und dem leichten Kleide? Nein, es war ein Fenster, dessen Vorhang sich mit gelbweißem Sonnenlichte vollsog. Robert schloß die Augen ganz. So, unter Tränen, fiel er in Schlaf.

Es war Abend, als er erwachte. Auf der Zunge hatte er den Geschmack von Kupfer und sein Kopf glühte. Nur langsam verlor sich die Betäubung dieses schweren, dumpfen Schlafes. Er lauschte und vernahm den schweren, stampfenden Gang der Maschine, deren Klopfen die Eisenwände des Schiffes durchzitterte — wenn die Maschine angestrengt arbeitete, bebten sie wie Geigenböden — und das reibende Geräusch der starken, mächtigen Wassermassen, die am Dampferleibe vorbeistrichen.

Digitized by Google

Robert erhob sich und ging nach oben. Die Sonne stand bereits im Untergange. Mächtig breit spiegelte der Strom zwischen dem üppigen Grün der Uferböschungen. Von Zeit zu Zeit umarmte er eine langgewundene Insel, die ihren überwucherten Rücken aus dem Wasser hob. Wo die tiefstehende Sonne den Fluß mit schrägen Strahlen traf, rann er wie brennendes Oel.

Noch immer saß die Gesellschaft auf Mitteldeck in träger Ruhe zusammen. Einige lagen noch, wie am Mittag, andere saßen halb aufgerichtet. Die Herren rauchten, und hin und wieder wurde gesprochen, die Frauen genossen Obst und fächelten sich mit müden Schlägen Luft zu.

Als Robert das Deck betrat, stand Madelaine an der Reling und schaute über den Fluß hinweg zum Ufer, aber auch dort ruhte ihr Blick, obschon es so schien, nicht und als Robert neben sie trat, sah er, daß sie ins Leere geträumt hatte.

Er berührte ihre Hand, die auf der warmen Messingstange ruhte. Unter dieser Berührung zuckte sie zusammen und ging langsam, ohne ein Wort, ohne einen Blick von seiner Seite fort, schritt durch die dünne bläuliche Rauchwolke, die zwischen den Herren lagerte, richtete ein Wort an Herrn Vanlaeken, ihren Vater, und ließ sich neben ihm in einen Stuhl nieder.

Erstaunt blieb Robert da stehen, wo eben sie gestanden; er legte seine Hand auf die Geländerstange und fühlte, wo die ihre geruht hatte. Einen Augenblick wartete er so, in Gedanken versunken. Er schloß die Augen und sah Madelaine hell und lächelnd, schlank und zärtlich vor sich stehen, dann zerschmolz ihre Gestalt wie Nebel und nur das blutige, beinah giftige Rot ihrer Lippen leuchtete vor seinen Augen auf.

Robert nahm sich zusammen und ging auf die Gesellschaft zu. Georg Bang, der junge dänische Leutnant, bot ihm Zigaretten an und starrte ihm dabei so eigentümlich in die Augen, daß er lächeln mußte. Und Georg Bang

Digitized by Google

legte ihm die Hand auf den Arm und fragte, ihn beiseite drängend, flüsternd:

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr Strong?“

„Weshalb?“ fragte Robert, durch den ängstlichen Ausdruck im Gesichte des andern belustigt.

„Sie haben solche Augen ... Ich weiß nicht — wie soll ich sagen? — Fieberaugen haben Sie ...“

Robert lachte. „Doch — doch,“ sagte der andere. „Wollen Sie sich nicht lieber in Ihre Koje legen?“

„Fällt mir nicht ein,“ entgegnete Robert in guter Laune. „Sie sehen Gespenster. Mir ist ganz wohl — bis auf das bißchen verteufelte Hitze, die uns allen in den Knochen steckt. Also lassen Sie's gut sein, Leutnant Bang — ich fiebere nicht. Sind Sie's nun zufrieden? — Aber eine Zigarette können Sie mir jetzt geben. — Danke!“

Der Däne reichte ihm Feuer. „Aber Sie sehen aus...“ sagte er.

„Na, wie denn?“ lachte Robert.

„Wie ... wie einer, der ins Gras beißen will,“ sagte, nun selbst lachend, der kleine Leutnant Bang.

„Ich denke nicht daran!“ sagte Robert und sah scharf zu Madelaine hinüber, als ströme sein ganzer Lebenswille in diesem einen Blick, der ihrem Auge begegnete.

Robert ließ sich in einen Stuhl fallen, daß das spröde Gestell krachte. Leutnant Bang setzte sich neben ihn und sprach, mit einem traurigen Lächeln im bleichen Gesicht, vom Sterben, und daran anschließend — als stürbe man nur dort wirklich und vollends — von Dänemerk, seinem Vaterlande ...

Feurig entzündet klaffte im Westen die Stelle, wo die Sonne dem Tage entsunken war, wie ein Wundmal zwischen Himmel und Erde.

Die Dunkelheit begann. Auf dem „Stanley“ wurden die Lichter aufgezogen.

Noch immer arbeitete sich der Dampfer vorwärts durch den Andrang des fließenden Wassers. Man kam jetzt in ein Gebiet, wo die Ufer für lange Strecken ganz aus-

Digitized by Google

einander wichen, daß sie der Ruf nicht einmal mehr erreichte. Dennoch büßte der Stromlauf an Tiefe nichts ein; aber auch die Gefahr, die von Sandbänken und aufragenden Steinrippen drohte, war weit geringer, und man konnte es deshalb mit Vorsicht trotz der Nachtdunkelheit wagen, weiterzufahren.

Bald nach der letzten Tagesmahlzeit, bei der sie alle nur wenig genossen, trennte sich die Reisegesellschaft des „Stanley" und zerstreute sich in ihre Kabinen.

Auch Robert suchte die seine auf, die er mit Leutnant Bang teilte. Der kleine Leutnant schwatzte lustig darauf los. Wenn er von seiner Heimat sprach — von Kopenhagen und von den Inseln — konnte er gar kein Ende finden. Robert entkleidete sich nur der Schuhe, des weichen Kragens und der Krawatte, und streckte sich so auf sein Lager. Bald verstummte der kleine Leutnant und sein regelmäßiger Atem verriet, daß er trotz der Hitze und der erstickenden Luft bereits schlief.

Robert ließ noch eine Weile verstreichen — alles war still auf dem „Stanley" und man hörte das dunkle Geräusch des gewaltigen Strömens draußen — dann schlich er auf dünnen Schlafschuhen hinaus und tastete sich durch den finsteren Gang in die verlassene Kajüte.

Madelaine wartete schon. Er sah im Dunkeln den hellen Schein ihres Kleides, ihres Haares. Sie berührten sich, ohne daß sie sich deutlich sahen, aber auch blind hätten sie sich am Schlagen ihrer Herzen erkannt.

Madelaines Haar war gelöst und wellte über Roberts Hand. Ihm nah, duftete es nach Sonne und frischen Blättern. Sie setzten sich dicht nebeneinander auf die Lederbank, wo er sie am Mittag gefunden hatte. Jetzt sprachen sie nicht mehr von morgen, nicht von Trennung und Wiedersehen. Aber sie küßten sich viel und das Wenige, was gesprochen wurde, ging flüsternd von Mund zu Ohr.

Die Maschine im Schiffskörper klopfte wie ein großes, aufgeregtes Herz und durchschütterte mit pochenden Stößen die Ruhe der Schläfer. Aber Robert fühlte, wenn er auf-

Digitized by Google

lauschte, daß der „Stanley“ in dem starken, großen Wasser weiterkam, daß er seine scharfe Furche durch das Entgegenströmen des dunklen Flusses schnitt.

Die zähe, hörbare Arbeit des Dampfers und die weiche, süße Zärtlichkeit des blonden Mädchens beruhigten sein Blut und er legte den Kopf auf Madelaines Schulter, und beide schwiegen, mit geschlossenen Augen, als warteten sie auf einen blütenweißen und goldenen Traum.

Ein Stoß warf Robert vornüber. Er fiel ins Dunkle und kam mit einem Knie auf Madelaines Füße zu liegen. Nur die rasch vorgestreckte Hand schützte seine Stirn vor dem harten Aufschlagen auf den Kajütenboden. Madelaine hatte einen leisen erschrockenen Schrei ausgestoßen und stand, als er sich wieder erhoben, wie vor Kälte zitternd neben ihm.

„Madelaine!“

Sie faßte seinen Arm: „Robert! Was ist das?“

„Ich weiß nicht.“ Er lauschte und hörte nur Madelaines Atem erregt durch die Lippen streichen.

Mit einem heftigen Ruck hatte das Schiff plötzlich, wie festgerammt, stillgestanden. Irrte er nicht, so hatte er auch gehört, wie die Schiffswand sich auf Sand rieb und kreischte.

„Du mußt fort, Madelaine, in deine Kabine ... Schnell, damit dich niemand sieht. Vielleicht sind wir wieder aufgelaufen — wie gestern, auf eine Sandbank.“ Er drängte sie zur Tür. „Gute Nacht, Liebling!“ Sie küßte ihn schnell noch einmal. — „Adieu, Süßes!“

Sie huschte durch den dunklen, noch stillen Gang in ihre Kabine. Er sah ihre weiße Gestalt verschwinden. Einen Augenblick überlegte er, sollte er an Deck gehen und sehen, was es gab, oder in seine Kabine, um sich hinzulegen.

Plötzlich aber ward er unruhig, da der Dampfer noch immer unbeweglich lag, und dann erst bemerkte er, daß auch die Maschine nicht mehr arbeitete, daß das große lebendige Schiffsherz stillstand. Er entschloß sich, hinaufzugehen. Als er den Gang durchschritt, vernahm er mit

Digitized by Google

plötzlich verschärftem Gehör, daß die Kabineninsassen zum Teil erwacht waren und aufstanden. Obschon er an keine Gefahr dachte, war er dennoch beunruhigt.

Er gelangte auf Deck. Ruhig lag das Schiff auf dem dunklen glatten Spiegel des Stromes. Gelb wie Tigeraugen schwankten die Signallichter oben an den feinen Enden der weißen Maste. Die Ufer schienen unerreichbar fern und erhoben sich schwarz wie verkohltes Holz über dem dunklen Blinken der Wasserfläche. Dahinter standen Wälder, weite, ewige, grenzenlose Wälder, in der Nacht wie aufgequollenes und geronnenes Blut der Erde. Kein Mond war am Himmel und die Sterne glühten mit fiebrigem Feuer.

Robert stand und sah einen Augenblick in die Nacht. Matrosen rannten an ihm vorbei zum Vordersteven. Er wurde beiseite geschoben und gelangte an die Kommandobrücke, auf der Kapitän Vanbrooken stand. Robert trat ein paar Stufen der kleinen Treppe hinauf und rief dem Kapitän eine Frage zu.

„Aufgefahren!" entgegnete ihm der und öffnete dabei kaum den Mund. Man sah seinem fahlen Gesicht die verbissene Wut über das erlittene Mißgeschick an. Andere Passagiere erschienen auf Deck und wandten sich mit Fragen an die Mannschaft. Robert übernahm es, die Antworten zu erteilen. Er spähte unter den Erschienenen nach Madelaines weißem Kleide. Aber sie war nicht darunter.

Alle waren ruhig, keiner befürchtete irgend etwas. Das ruhende Schiff bebte unter dem Druck des Wassers, in dessen Strömung es lag. Das einzige Boot, das der Dampfer besaß, wurde herabgelassen. Mannschaft mit Lichtern ruderte nach Bug, um den Schaden zu besichtigen.

Einige Minuten Wartens vergingen. An die Eisenplatten des Bugs pochten schallend die Hämmer. Der Kapitän stand mit zusammengebissenen Zähnen auf seinem Platz. Ihn traf jede Verantwortung; er hatte vorschriftswidrig gehandelt, als er bei Dunkelheit fuhr.

Langsam senkte sich das Hinterteil des „Stanley"

Digitized by Google

ins Waſſer. Als das Deck zur ſchiefen Ebene wurde, bemerkten die Paſſagiere es mit Schrecken. Jetzt legte das Boot ſteuerbord an und die Matroſen kletterten an Deck. Ihre bewegten Laternen warfen lange, zitternde Lichtbänder auf das Waſſer. Einer ſtand jetzt oben auf der Kommandobrücke neben dem Kapitän und ſprach gedämpft zu ihm.

Die Schwarzen, die im Schiffsinnern eingepfercht waren, wurden unruhig. Man hörte bis oben ihr Getöſe, Murren und Schreien. Ein Heizer, ſchweißtriefend und mit Oel und Kohlenſtaub beſchmiert, kam angerannt und ſtürzte auf die Kommandobrücke. Er ſprach erregt.

In des Kapitäns fahlem Geſicht dunkelten ein paar tiefe Falten. Er gab halblaut einen Befehl, den die auf Deck Verſammelten aber nicht verſtanden.

„Wir ſinken!“ rief es plötzlich von irgendwoher.

Die zuſammenſtehenden Paſſagiere ſahen ſich einen Augenblick ratlos, erſtaunt in die erblaßten Geſichter; dann fuhren ſie auseinander, mit verwirrten Ausrufen auf den Lippen.

Robert trat an die Reling und ſchaute an der Schiffswand entlang.

Das Heck des „Stanley“ lag tatſächlich ganz ins Waſſer gedrückt, während ſeine Spitze im Schein der geſtirnten Nacht hell und hoch aufragte.

Aus den Kabinen kamen die letzten paar Paſſagiere, unter ihnen die Frauen, an Deck. Robert ſah Madelaine neben ihrem Vater. Zuerſt wollte er auf ſie zuſtürzen, aber dann blieb er ſtehen und wandte ſich nach einem Matroſen um, der ihm einen Rettungsgürtel anbot.

In Roberts geſchärftes Gehör brach plötzlich ein Wirbel von Geſchrei und Erregung. Ein Ruck durchlief das Schiff und er ſah, daß nun das Heck bereits unter die Waſſerfläche geſunken war und man ſich, um feſtzuſtehen, an Reling und Tauen halten mußte. Unten im Schiff war Tumult. Die Schwarzen heulten und es ſchien ein

Digitized by Google

Kampf unter ihnen ſtattzufinden. Wild und nackt ſtürzten jetzt einige herauf.

Von der Plötzlichkeit des Geſchehens überraſcht, ſtand Robert tatlos da, den Rettungsring in den Arm gehakt, und ſchaute in die ſinnloſe Verwirrung. Von ſeiner Brücke oben ſchrie der Kapitän; er ſchrie ſich heiſer und rot und fuchtelte mit den Armen in der Luft herum. Robert ſah, daß die Matroſen die Frauen ins Boot einſteigen ließen. Jetzt erſt glaubte er an Gefahr.

Er ſuchte die Ufer mit dem Blick; man war gleichweit entfernt von beiden und die Strömung ſtark. Leutnant Bang lief an ihm vorbei:

„Glauben Sie, es iſt Gefahr?“

„Man kann nicht wiſſen,“ entgegnete er gedankenlos. Er fühlte ſich müde und keiner Anſtrengung fähig.

Immer mehr Schwarze ſtürzten an Deck, auch Weiber darunter. Da ſie alle nach der Seite drängten, wo das einzige Boot bemannt wurde, neigte das Schiff bedenklich zur Seite. Jetzt gab es Getümmel. Die Schwarzen ſtürzten ſich mit Geſchrei auf das kleine Boot.

Wie ein Peitſchenſchlag traf ein Schuß aus des Kapitäns Revolver in den Knäuel ſchwarzer Geſtalten; dann ein zweiter . . . Man ſah nur den feinen Feuerſtrahl, nicht aber wo die Schüſſe trafen.

Robert hielt ſich auf dem ſchrägen Deck an dem Gehäuſe einer Kajütentreppe. Er ſah Madelaine das Boot beſteigen, gleich darauf dieſes vom Schiff abſtoßen. Die andern ſtanden und warteten darauf, ebenfalls ans Ufer geholt zu werden.

Oben an dem ſteil aus dem Waſſer ſtehenden Bugſpriet klammerten ſich ein paar Schwarze wie Affen an und heulten ſchauerlich. Ein Regen von Funken ſprühte aus dem Kamin und wirbelte wie eine feurige Mähne in der Nacht. Ein Matroſe ſchoß andauernd eine Piſtole ab; vielleicht hörte man auf der nächſten Station das Signal und brachte Hilfe. Robert meinte ſchon lange Brandgeruch zu verſpüren.

Digitized by Google

Plötzlich quoll dicker schwarzer Rauch aus dem Kajütenloch, an dem er stand. Unten im Finstern zuckte es auf. „Feuer! — Feuer!“

Robert hörte den Schrei dicht neben seinem Ohr aufgellen, als er stumpf abwartend dastand.

Nun war es bei allen mit der Fassung vorbei. Alles rannte durcheinander und schrie. Robert sah ein grinsendes, verzerrtes Negergesicht vor sich auftauchen... jemand wollte ihm den Rettungsgürtel entreißen. Da wachte er auf. Er hob die Faust und ließ sie auf den platten Schädel vor sich niedersausen, daß die weißen Augäpfel rollten. Etwas sank ihm auf die Füße, ein Körper . . . Er stürzte vorwärts, während er die Arme durch den Ring zwang.

Unten im Schiff knatterten die Flammen und fraßen die Waren. Haufen von Schwarzen stürzten sich ins Wasser und schwammen wie die Ratten. Beinah mitten zwischen Schiff und Ufer erblickte Robert das kleine helle Boot, in dem er Madelaine wußte. Neben ihm sprang Leutnant Bang ohne Gürtel ins Wasser. Er rief ihm etwas zu, einen Gruß.

Entschlossen ließ Robert sich hinunter gleiten. Das Wasser spritzte ihm über den Kopf. Er kämpfte, er kam mit starken Stößen vorwärts. Hinter sich hörte er das Geschrei derer auf dem Schiffe. Der Strom umspülte seinen Körper. Neben ihm, vor ihm tauchten die Köpfe von Schwimmenden auf, keuchte ihr Atem. Ein Feuerschein fiel weit über den Fluß; der „Stanley“ brannte.

Bis zum Ufer hinüber war eine blutrote Helligkeit verbreitet. In ihr erkannte Robert das Boot. All die schwarzen Köpfe vor ihm hielten auf den hellen gleitenden Fleck zu. Einer griff mit den Händen nach dem Bootsrande und an rudermüden Armen zog sich ein glänzender dunkler Körper nach. Ein paar andere Schwarze klammerten sich an die ausgelegten Ruder und bald hing eine ganze Menge an dem abtreibenden Boot. Robert glaubte Madelaine darin zu erkennen. Er wollte rufen, aber Wasser drang ihm in den Mund. Auch fühlte er sich ermüden.

Digitized by Google

Eine Strömung trieb das Boot auf ihn zu.

Die Frauen kreiſchten ſchrill auf . . . Das Boot war nicht mehr da . . .

Ein paar helle Kleider ſchwammen an ſeiner Stelle.

Robert fühlte brennende Müdigkeit in ſeinen Armmuskeln. In Todesnot ſtieß er ſeinen Körper vorwärts. Er ſah das Ufer nicht mehr, nur noch einen blutigen Nebel. Da faßte ihn etwas an. Ein Körper tauchte vor ihm auf. Ein weißes Kleid — blondes, triefendes Haar, darin ein bleiches Geſicht . . . Madelaine! . . .

Sie ſchlug die Augen auf. Er ſah in Abgründe von Angſt und Verzweiflung. Sie erkannte ihn. Ihre Arme reckten ſich, ihre Finger griffen nach ihm. Er fühlte ihren ſchlaffen Körper von der Strömung gegen den ſeinen getrieben.

Jetzt hing ſie ihm die Arme um den Hals, wie am Mittag. Keuchend arbeitete er ſich durch das Waſſer. Sie hinderte ihn, war ihm eine Laſt.

Da ſchwang er wieder ſeine Fauſt, wie vorhin, und traf ihre Stirn, dicht unter dem blonden Haar.

Mit aufgeriſſenen Augen ſank ſie, glitt an ihm vorbei.

Mit lahmen Armen tat er noch ein paar verzweifelte, hoffnungsloſe Stöße. Eine Waſſerpflanze umgriff ſeinen Hals. Er wollte die Arme erſchöpft anziehen und ſich ſinken laſſen, da berührte ſein Fuß den Grund. Er ſchleppte ſich durch eine Pflanzendecke die Böſchung hinauf. Einen ſcheuen Blick warf er auf den Fluß zurück; im Waſſer erloſch das glühende Wrack des „Stanley“.

Er brach zuſammen.

Der Strom trieb mit ſchwarzglänzendem Spiegel ruhig und mächtig zwiſchen den Ufern durch die Stille. Ein Schakal durchſchrie die Nacht.

Digitized by Google

Waſſer . . . Waſſer . . . oh, mein Gott, gebt mir zu trinken!“ röchelte eine Stimme aus dem Haufen von Männern, die bei der Brücke lagen. Aber es rührte ſich keiner; ſie lagen ſchwer und ſtumm wie Säcke, die von einem zerbrochenen Wagen gefallen ſind. Sie ſchliefen. Sie ſchliefen im weichen, zähen Schlamm, an dem ſich die zerlumpten Uniformen vollſogen, den Kopf auf einem Bündel, auf dem eigenen Arm, auf den Körper eines Kameraden gelegt. Und aus den offenen Mündern ſchwelte der Atem.

„Waſſer . . . Waſſer!“ weinte die unruhige Stimme. Das war der Verwundete mit dem großen blutigen Loch in der Schulter, der ſich bis hierher geſchleppt hatte und nicht mehr weiterkonnte. Er hatte Fieber und rief die ganze Nacht, wie eine unermüdliche Wache über den dumpfen Schlaf der Kameraden, ſeinen wimmernden, vergeblichen Ruf nach Waſſer.

Wenn er ſtill wurde, rauſchte nur der Fluß in die fahle Dunkelheit.

Der ſerbiſche Leutnant, der mit dem müden Rücken an einen Baumſtamm lehnend geſchlafen hatte, ſtand auf und ſtreckte den zerſchlagenen Körper. Er ſchaute in den Regenhimmel und ging langſam zwiſchen den ſchlafenden Männern hindurch zur Landſtraße hinüber.

„Waſſer . . . Waſſer!“ jammerte der fiebernde Soldat und drehte ſich im Schlamm wie ein wundes Tier. Der junge Leutnant blieb einen Augenblick vor ihm ſtehen und ſah ihn mit leeren Augen an; dann ging er weiter, und ſein Geſicht war ſo unbewegt, als verſtünde er den

Digitized by Google

Schmerz des andern nicht mehr, den Schmerz, der von Wunden aus das Blut durchbrennt, seit er selbst maßlose Qual erlitt um seine zerrissene Heimat. Er schritt schwer, als läge das weiche Erdreich seines Landes wie eine Fessel um seine Füße, durch die grauzerfließende, feuchte Dämmerung. Und plötzlich blieb er stehen. Er nahm eine zerdrückte Zigarette aus der Manteltasche, und während er stumpf und sinnlos über die steinerne Flußbrücke in die dunkle Ferne starrte, schob er sie zwischen die Lippen und zündete sie an.

Und plötzlich sah er neben sich, wie seinen eigenen aufgerichteten Schatten, den Kameraden stehen, der gestern auf dem Wege der Flucht einen ganzen Tag stumm neben ihm her gegangen war, und ihm schien, er schaue im Spiegel sein eigenes Elend. Ihre Augen begegneten sich und wichen einander aus, als wolle einer das Leid des andern nicht sehen. Sie schwiegen beide, und der Aeltere strich mit den Fingern durch den Bart, der vom Regen naß war.

Aber endlich sagte er, als habe er die ganze Zeit über an nichts anderes gedacht: „Man sollte ihm einen Schluck Wasser geben . . .“ Er meinte den Fieberkranken. Und als der junge Leutnant ihn mit einem ganz leeren weißen Gesicht ansah, fügte er hinzu, und es klang wie eine Entschuldigung: „Der Mann ist aus Kraljevo . . . aus Kraljevo . . . wie ich selbst . . .“

Dann brachen plötzlich viele Worte aus ihm hervor, schnell, zuckend, wirr, und sie überstürzten sich. Sie kamen aus seinem Munde wie eine Explosion, als ertrüge er innerlich nicht mehr die furchtbare Spannung seines Schweigens. Er warf die Erlebnisse der letzten Wochen sinnlos durcheinander, und seine Gedanken sprangen irr. Er sprach von Kraljevo, von den Gefechten, die er mitgemacht, von einer Verwundung, die er in der siegreichen Schlacht von Arandschelowatz davongetragen hatte.

„Fünf Tage dauerte die Schlacht . . . fünf Tage . . . und am zweiten bekam ich meine Kugel . . . Aber es ging auch so weiter . . . Was sollte ich in ein Lazarett

Digitized by Google

gehen, solange ich noch auf den Beinen stehen konnte! — Da sitzt sie, die Kugel — ins Fleisch gewachsen . . ." Er zeigte seinen Arm. „Das ist mein Orden und Andenken an die Schlacht, in der wir Sieger blieben," sagte er. Er fuhr fort und kam zu den dunklen Stunden, wo er hatte zurückmarschieren müssen, wo er mit seinen Soldaten gehungert und die Menschen um ihn von Seuchen gefressen worden waren. Und dann erzählte er von seiner Familie, die in Kraljevo geblieben war, seine Frau und die Kinder; seit Monaten hatte er sie nicht mehr gesehen und nichts von ihnen erfahren.

„Wenn sie nur wenigstens zu essen haben . . . wenn sie nicht Not leiden . . ." sagte er kummervoll; „und wenn ich sie wiedersehe, nachdem dies alles vorbei ist . . ." Er sprach von dem, was dann sein würde, und sah nicht, daß der junge Leutnant dastand, als sei er ein kaltes, totes Stück Stein. Aber auf einmal wurde er ganz still, und fröstelnd zitterte sein übermüdeter Körper. Wie ein Fieber hatte ihn die Erinnerung überfallen, und die Wirklichkeit überschauerte ihn jetzt.

„Wasser . . . gebt mir zu trinken!" wimmerte die müde Stimme des Soldaten mechanisch wie ein Uhrwerk.

Ein paar Soldaten im Haufen hatten sich aus dem zähen Schlamm erhoben und hockten in der Dämmerung. Der Nebel tropfte auf ihre Gesichter und fror in ihren Bärten. Ihre vom Geschützlärm zerrissenen Ohren lauschten in die dumpfe Stille. Einer stand auf und taumelte ein paar Schritte; dann setzte er sich auf einen Stein nieder und stützte das Kinn auf die Fäuste, als könne er den Kopf nicht mehr aufrecht tragen.

Die letzten wachten auf. Sie sahen die beiden Leutnants bei der Brücke stehen und starrten auf die stummen Männer, als warteten sie auf einen Befehl. Endlich trottete ein Bursche davon, um Holz für ein Feuer zu finden. Die Mütze war ihm vom Haar gefallen, und der Regen lief in die schwarzen Strähnen.

Ein alter Soldat kämmte mit den Fingern die Lehm-

Digitized by Google

spritzer aus seinem langen weißen Bart, und er zog ein Stück Brot aus der Tasche und fing an zu kauen. Das behagliche Mahlen seiner Kiefern peitschte in allen von neuem den Hunger auf, und sie durchwühlten ihre Kleider nach Maiskörnern.

Der Fiebernde weinte noch immer nach Wasser. Die beiden Offiziere kamen nebeneinander langsam über die versumpfte Wiese. Als sie zwischen die Leute traten, hoben sie den Körper mit einem Ruck der Schultern und nickten stumm zu den Männern, die ihnen die Gesichter zukehrten.

Der junge Soldat kam mit einem Arm voll Holz zurück, und ein paar machten sich daran, ein Feuer anzuzünden. Und die kleine Schar lag wie verloren unter dem rieselnden, eisigen Regen.

Unterdessen war es Tag geworden. Die beiden Leutnants, die nicht wußten, was sie mit ihren Leuten anfangen sollten, wateten wieder nebeneinander auf und ab durch den schmatzenden Schlamm. Sie waren mit dem Befehl ausgeschickt worden, die Brücke zu sichern, und lagen nun die ganze Nacht da und warteten. Und nichts geschah. Vielleicht war es die letzte Nacht, daß sie auf Heimaterde geschlafen; denn nun standen sie an der Grenze, und drüben, über der Flußschlucht, war Fremde. Und die Brücke war so schmal, daß nicht zwei nebeneinander hinübergehen konnten, und ihre Steine waren schwarz und bröcklig von Alter.

„Da kommen sie," sagte der Leutnant aus Kraljevo und schaute nach der Landstraße, wo eine mühselig gegen den Bodenschlamm ankämpfende Abteilung auftauchte. „Sie haben Wagen; hoffentlich bringen sie etwas für unsere Leute mit."

„Ja," sagte der junge Offizier, und er öffnete zum erstenmal den Mund, „hoffentlich . . ." Aber er schien nicht einmal zu wissen, was er sagte, und sog nur wie ein Verzweifelter an seiner Zigarette.

Die Leute, die im beizenden Rauch des schwelenden Feuers saßen, das nicht brennen wollte und keine Wärme

Digitized by Google

gab, ſahen dem ankommenden Trupp entgegen. Einige waren aufgeſtanden und gingen zur Landſtraße hinüber, wo die Offiziere ſich wortkarg begrüßten und Fragen hin und her gingen.

Erſchöpft warfen die Angekommenen ſich am Straßenrande hin. Ihre Beine ſtaken in ſchweren Stiefeln aus Lehm, und der Regen troff aus ihren zerlumpten Uniformen, deren Farben gelblich waren. Sie ſchleuderten die Gewehre auf die Erde wie Dreſchflegel auf eine leere Tenne.

„Brot! . . . Bringt ihr Brot?“ fragten die Soldaten der Brückenwache.

„Wer verkauft mir ein Brot für ein Silberſtück?“ ſchrie ein langer, dürrer Menſch, und er hielt ſein Geld zwiſchen zwei ſchmutzigen Fingern über den Kopf.

Aber ſie brachten kein Brot; ſie ſchleppten ihren eignen Hunger und ihr eignes Elend durch das Land in die Fremde. „Wir haben kein Brot mehr geſehen ſeit acht Tagen,“ ſagte ein Greis, der den zerbogenen Leib an ſeinem alten roſtigen Gewehr aufrecht hielt; „der Krieg hat dein Brot gefreſſen, Bürſchchen . . . Der Krieg frißt ganz Serbien auf — und uns mit!“ ächzte ſein alter, zahnloſer Mund.

„Hol' der Teufel den Krieg!“ fluchte ein bärtiger Soldat, der Fieber in den Augen hatte und der daſaß und einen ſchmutzigen Fetzen um ſeinen zerſchoſſenen Schenkel band.

Die Leutnants der Brückenwache fragten nach neuen Befehlen, aber ſie konnten nichts erfahren, keiner wußte etwas.

Neue Abteilungen ſchleppten ſich auf der Landſtraße heran; Haufen müder, erſchöpfter Männer, ungeordnete Trupps, neben denen ſtumm und ratlos in ihren naſſen Mänteln die Offiziere gingen.

Die Soldaten hatten einen zweirädrigen Karren zerſchlagen und daraus ein Feuer gemacht. Das Ochſengeſpann ſtand im Moraſt; die Tiere verbrüllten dumpf ihren Hunger, nachdem ihre Mäuler vergebens den Schlamm durchwühlt hatten.

Digitized by Google

Der schwerverwundete Soldat schrie noch immer nach Wasser, obschon er aus einer Feldflasche getrunken hatte. Seine Lippen brannten wie heiße Steine. Man hatte ihm ein Bündel Stroh unter den Kopf geschoben und eine Mütze aufs nasse Gesicht gestülpt.

Wenn neue Trupps herankamen, schrien alle durcheinander nach Brot. Aber es gab kein Brot. Die Soldaten kehrten die Taschen um und zankten sich um ein paar Maiskörner wie Hennen. Einige kauten Strohhalme, um etwas zwischen den Zähnen zu haben. Und alle ließen sie sich hier vor der Brücke nieder, streckten die froststarren Glieder in den Schlamm und ruhten die wunden Füße. Es war, als könnten sie sich von der Erde, die ihr Vaterland war, nicht trennen.

Sie zerschlugen die Wagen, die ihnen doch nichts mehr nutzen konnten, und schichteten Scheiterhaufen, die sie aufflammen ließen, um sich daran zu wärmen. In einer stummen Gruppe standen die Offiziere und rauchten. Mit leeren Augen blickten sie auf das Elend der Männer, die unter ihrem Befehl zäh und unermüdlich gekämpft hatten, bis sie überwunden und geschlagen wurden. Sie dachten an die Toten, die wenigstens in der Erde ihres Landes begraben lagen und von der Schmach dieser Flucht nichts wußten.

Ein langer Zug Flüchtlinge keuchte durch den Schlamm. Auf der zerfahrenen Straße schwankten die beladenen Fuhrwerke. Die Lenker schrien die Zugtiere an und stießen ihnen die Stöcke in die Rippen. Es waren nur Greise und Weiber und Kinder. Sie schleppten das Gerät aus ihren verlassenen Hütten in die Ferne.

Die Soldaten kamen heran, um zu sehen, ob nicht auch von den Ihren unter den Flüchtlingen seien, und sie bettelten zu den Wagen um Brot. Die Frauen aber zeigten nur ihre leeren Hände und schüttelten den Kopf; und einige weinten in ihre Hände und schluchzten. Der Regen hatte ihre bunten Kleider ganz durchnäßt und floß aus den schwarzen Zöpfen der Mädchen.

Digitized by Google

Eine alte Frau mit entfleischtem gelbem Gesicht kauerte auf ihrem Hausrat wie ein aasender Vogel. Sie fuhr mit der dürren Hand durch die Luft, als wolle sie Gesichte bannen.

„Nun kömen wir wandern und von vorn anfangen!“ knirschte ein Greis im Vorübergehen; er kam von Kruševac, wo seine drei Höfe in Trümmer geschossen lagen, und sein Gesicht war wie eine geballte Faust.

„Nicht unsere Schuld, Väterchen,“ sagte ein Soldat, der es hörte.

„Arme Burschen! . . . Arme Burschen!“ murmelte der Alte. „Der Teufel hole sie, die Serbien verraten haben!“

Plötzlich gellte Geschrei herüber. Bei den Feuern waren ein paar Soldaten um eine Handvoll Mais in Streit geraten. Ein hohläugiger Bursche verteidigte sie; er wollte sie nicht lassen und lieber selbst hungern, als das letzte, was er von seiner Heimat besaß, hergeben. Die Mutter hatte sie ihm zugesteckt, als er fortging. Es waren die Körner des Erinnerns und seiner Zukunft, die er behütete. Ein Offizier schlichtete den Unfrieden.

Ein paar Kinder auf einem Wagen weinten laut vor Hunger und schrien nach der Mutter, die sie verloren hatten. Nur ein ganz kleines lachte mit aufgerissenen Augen und haschte mit den Händchen. Scheue Hunde huschten um die stapfenden Ochsenbeine, die bei jedem Schritt bis an die Knie versanken. So zog diese Prozession des Elends vorüber, und die weiche Erde, in der sich die Räder drehten, schmatzte eine eintönige Litanei.

Und zwischen den Wagen schleppten sich erschöpft die Menschen, bleich, hungrig, kotüberspritzt, regentriefend. Die Angst peitschte sie, daß sie sinnlos wanderten, ohne nach dem Wohin zu fragen, ohne zu denken, was morgen sein werde. Wie eine Mondsüchtige, mit ausgelöschten Augen, wankte eine junge Frau dahin; krampfhaft an die Brust gedrückt trug sie ihr totes Kind, und die Hand hielt eine Kerze, die der Wind schon längst ausgeblasen hatte. Nichts als dies nahm sie mit sich in die Fremde.

Digitized by Google

Die Soldaten standen mit gesenkten Köpfen, als trüge man lauter Leichen an ihnen vorüber. Und die Augen der Elenden waren ihnen so voll Vorwurf und Frage, daß sie die Blicke nicht mehr ertrugen. Sie hatten schließlich getan, was sie tun konnten. Und sie wandten sich ab; sie hatten kein Gesicht gesehen, das sie kannten, und das Unglück der Frauen zerriß ihnen das Herz. Also kehrten sie stumm an ihre Feuer zurück und warfen sich hin.

Ein Knabe machte sich an einer Guslica zu schaffen, die auf seinen Knien lag. Um seinen Körper hing faltig eine weite Uniform, und seine Füße stießen aus den zerfetzten Opanken.

Ein Soldat, der Holz trug, stolperte über des andern ausgestreckte Beine und fluchte, während er die Scheite ins Feuer warf. Aber der Bursche antwortete nicht; während er in die aufzüngelnden Flammen starrte, zupfte er leis die einzige Saite des Instruments. Und die Kameraden lauschten auf den feinen, dünnen Ton, der klagend und traurig in den tropfenden Regen klang. Es war, als hätten sie darauf gewartet, daß nun einer die Weise ihres Kummers und ihrer Not spielen würde.

Von der Brücke her kam Geschrei. Dort hatten die Gefährte des Flüchtlingszuges sich gestaut und standen wie eine Wagenburg. Die Offiziere gingen zwischen den schreienden Kindern und jammernden Frauen herum, und es klang, als riefen sie Befehle. Die Menschen standen verzweifelt da und rührten sich nicht von der Stelle; sie standen, als hätte man sie mit einer Keule gegen die Stirn geschlagen. Sie begriffen es nicht, daß sie nun das letzte, was sie gerettet, sollten zurücklassen, daß sie nichts in die Fremde, ins Ungewisse mit hinübernehmen sollten, als was sie mit den Händen greifen konnten. Denn die alte Steinbrücke über der Schlucht war so schmal, daß man keinen Wagen darüberbringen konnte.

Nun standen sie und faßten es nicht, und die Offiziere redeten zu ihnen wie zu Tauben, liefen hin und her und gestikulierten. Und als die Flüchtlinge dann endlich ver-

Digitized by Google

ſtanden, ſchrumpften ihre angſtvollen, ſcheuen Geſichter plötzlich zu furchtbaren Grimaſſen der Verzweiflung, und der Atem röchelte aus ihrer verſchnürten Bruſt. Sie ſahen ein, daß es keinen Ausweg gab, als die Wagen zu zerſchlagen und arm und elend über den ſchmalen Pfad der Brücke ins Kummervolle, ins Hoffnungsloſe zu wandern. Sie ſahen es ein und konnten ſich doch nicht aufraffen, eine Hand zu rühren.

Der Alte aus Kruſevac war der erſte, der ein Beiſpiel gab. Knirſchend nahm er ſeine Axt in die Fäuſte und zerhieb mit einem einzigen Schlag die Truhe, in der vierzehn Geſchlechter des Hauſes ihren Reichtum geſammelt. Alles Blut ſtand in ſeinem flammenden Geſicht; die Adern lagen ſchwer wie eine Maske aus Stricken auf ſeiner Stirn.

Er zerſtörte Stück um Stück wie ein ehrlicher Meiſter, der ganze Arbeit tun will. Aber plötzlich ſtand er ſteil aufgereckt ſtill, ſpreizte die Finger, drehte ſich halb und fiel um wie ein alter Baum.

Und niemand ſah es, denn nun verkochte die Wut dieſer Menſchen maßlos im Werk der Vernichtung. Es war ihnen, als befreiten ſie ſich innerlich von einer ungeheuren Qual, während ſie ihren eignen Beſitz zerſtückelten und zerſtörten. Man ſchob die beladenen Wagen an den Abhang und ſtürzte ſie hinunter. Es fieberte über den Menſchen, aus denen ein Tier hervorgebrochen war. Nur die Frauen ſtanden dabei und weinten, und ein paar Kinder vergaßen den Hunger und fingen ein Spiel an.

Eine alte Frau ſchrie auf. Sie ſtand bei der Leiche des Bauern aus Kruſevac, und einige Weiber kamen heran und ſtierten in die klaffenden Augen des Toten.

Von den Lagerfeuern der Soldaten her zirpte die Guslica. Die ſpielenden Kinder kreiſchten.

Die Offiziere trieben die Flüchtlinge an, die ſich von der Stätte, wo ſie ihre eigne Habe zerſtört hatten, nicht trennen konnten; ſie ſollten die Straße räumen und endlich über die Brücke gehen. Es rückten neue Abteilungen

Digitized by Google

flüchtender Soldaten an, und schwer arbeitete sich eine Kolonne auf dem versumpften Wege vorwärts.

Mit gellenden Schreien suchten die Mütter im Gewühl ihre Kinder. Während der Lärm verstummte, ordnete sich der Zug der Flüchtigen. Wie einen Buckel trug jeder sein Bündel. Die Schwere der Last bog die Kinderrücken und zerdrückte ihre ohnmächtigen Schultern. Sie schritten über die Brücke, die schmal war wie ein Wagebalken, an dem Heimat und Fremde als zwei leere Schalen hingen.

Die Offiziere standen in einer Gruppe zusammen und sahen ihnen nach, ohne ein Wort zu sprechen. Bis einer sich umwandte und sagte: „Da kommen die Geschütze..."

Ochsengespanne schleiften die Lafetten, auf denen dunkel die Stahlrohre ruhten. Mit vorgestreckten Hälsen lagen die abgezehrten Pferde im Geschirr, und es sah aus, als fielen sie mit jedem Schritt vornüber, um nicht mehr aufzustehen. Die Soldaten schrien heiser und stemmten sich in die Räder. Mit zuckenden Stößen bewegten sich die Kolonnen, und immer wieder stockten sie, als halte der zähe Schlamm sie fest.

Ein eisiger Wind pfiff und schleuderte Schnee und Eiswasser in die Gesichter der Männer. Die Mäntel der Offiziere blähten sich wie graue Flügel.

„Ein Stück Brot würde uns heute mehr nützen als unsre Geschütze . . ." sagte ein graubärtiger Hauptmann.

„Ja, was sollen sie uns wohl noch?" sagte der Leutnant, der aus Kraljevo war, und wischte sich mit der Hand das Wasser aus dem Gesicht; „jetzt, wo wir an unsrer Grenze stehen?"

Und der junge Offizier, der nichts tat, als schweigend seine Zigarette rauchen, sagte: „Um zu kämpfen und zu sterben werden wir wohl noch Raum genug finden."

„Aber auf fremder Erde siegt man nicht mehr!" antwortete ein Greis, dessen Augen wie Stücke des grauen Himmels tief unter den weißen Brauen lagen.

Ein ganzes Lager von Soldaten hatte sich angesammelt, und überall brannten Feuerhaufen, um die schweig-

Digitized by Google

ſam die erſchöpften Männer lagen. Die neu angekommenen Offiziere begrüßten die übrigen, und einer ſah im Geſicht des andern nur die Mienen ſeines eignen Kummers. Sie alle waren denſelben Weg des Elends gewandert, an deſſen Rand die Toten lagen; Erfrorene und Verhungerte, Soldaten und Weiber und Kinder und Greiſe; Tierkadaver blähten die Bäuche und ſtreckten die ſteifen Beine in den Himmel. An ſchaurigen Meilenſteinen ging die Straße ihrer Flucht vorüber.

Wieder neue Kolonnen ſchoben ſich heran; ſchwere Munitionswagen und Geſchütze. Die Tiere zerrten an Riemen und Ketten, und ihr Schweiß dampfte in den eiſigen Wind. Die Läufe der Kanonen hingen wie hungrige Hälſe auf den Boden.

Man löſte die Pferde, die zuſammengebrochen waren, aus dem Geſchirr. Einige, die ſich nicht von der Stelle rühren konnten und nur zitternd daſtanden und qualvoll ſtarrten, überließ man ihrem Schickſal in den Feſſeln des Schlammes.

Ein Hauptmann kam und trieb zur Eile an. Schreiend ſtapfte er zwiſchen den Geſpannen her, und ſeine Stimme überſchlug ſich. Aber niemand wußte, wie man die Wagen und Geſchütze über die ſchmale Brücke bringen ſollte; die Artilleriſten gingen zwiſchen der Brücke und ihren Geſchützen hin und her. Man nahm einen Teil von ihnen ſelbſt, wenn man ihnen die Geſchütze nahm; ſie liebten dieſe kalten Weſen aus Stahl, mit denen ſie in harten Schlachten zuſammengeſtanden, mit denen ſie dem Tode täglich unter die Hand gegeben waren, die mit ihrem eignen Blut geſegnet waren. Es lehnte ſich etwas auf in ihnen, als es hieß, man müſſe die Geſchütze zerſtören, um ſie nicht in die Hand des Feindes fallen zu laſſen, der verfolgte...

Die Offiziere berieten ſich. Und während alle denſelben Gedanken im Hirn hin und her wälzten, ſagte ein Leutnant, der blatternarbig war, und der mit ſeinen Händen, die blaugefroren, aber voll blitzender Ringe waren, jähe Geſten durch die Luft riß: „Es bleibt ja nichts andres übrig ... Und ſie retten uns doch nicht mehr ...“

Digitized by Google

Nein, sie retteten nichts mehr, diese dunklen Eisenungeheuer, die stumpf ergeben dastanden, als warteten sie auf ihr Ende. Alle waren einig darin, daß man sie aufgeben müsse.

Die Artilleristen waren ratlos; einige hatten versucht, die Brücke durch Bohlen zu erbreitern, aber es waren nicht genug Bohlen zur Stelle, und es schien auch so aussichtslos. Ein junger Kanonier stand bei seinem Geschütz, und während er mit der Hand immerfort über den kalten, nassen Stahl streichelte, liefen Tränen über seine Backen.

Er fuhr zusammen; von der Schlucht dröhnte ein harter Aufschlag. Eisen rasselte. Man hatte das erste Geschütz unbrauchbar gemacht und in die Tiefe gestürzt. Die Offiziere standen dabei, und sie senkten den Kopf, als begrübe man dort Wesen ihrer Liebe und ihrer Hoffnung. Finster und stumm taten die Artilleristen ihre Arbeit, und der Schweiß lief ihnen über die Gesichter, obschon sie bis auf die Knochen froren. Und eins nach dem andern empfing die Schlucht, wie ein großes Grab, die Geschütze, eine ganze Reihe, die vor Tagen noch in den Schlachten gebrüllt und getötet hatten.

Der alte Oberst mit den buschigen Brauen hatte die Mütze von seinem weißen Schädel genommen, und aus seinen rotumränderten Augen quoll das Wasser, während seine Fäuste zitterten.

Man riß die Munitionskisten aus den Wagen und zerstörte sie, und alles, was man so nicht vernichten konnte, wurde zu Haufen aufgeschichtet und verbrannt. Die Flammen schlugen durch den gelben Rauch, und der Wind warf die dunklen Fahnen von Qualm weit über das Land.

Die Offiziere riefen kurze Befehle, während die Soldaten noch immer neue Vorräte zusammentrugen und anhäuften. Aber für Sekunden ging aller Lärm unter, wenn die Pulverkisten dröhnend explodierten und die brennenden Holzstücke steil in die Luft flogen wie Fontänen von Feuer.

Die erschrockenen Ochsen brüllten, und die Artilleristen schrien sich zu; und bei den Lagerfeuern konnten sie nicht

Digitized by Google

mehr stumm sitzen und an ihr Elend denken; der Hunger war wie eine Trunkenheit in ihnen; der Bursche mit der Guslica saß noch immer und spielte wie ein Irrsinniger drauflos, spielte alle Lieder, die er konnte und wiederholte sie unermüdlich. Und durch die Unruhe fuhr plötzlich ein Ruf: „Der König!“

Die Soldaten drehten die Gesichter nach der Landstraße hin, wo langsam eine kleine Schar von Männern in grauen flatternden Mänteln herankam. Obschon einige den König noch nie gesehen hatten, erkannten sie ihn gleich, wie er zwischen den andern ging.

Er schritt zwischen zwei Generälen — müde, schleppend, kotbespritzt. Sein Automobil stak zerbrochen irgendwo im Schlamm, und er hatte stundenlang wandern müssen. Er richtete sich ein wenig auf, als die Offiziere vor ihn hintraten, und hob seine grauen Augen gegen sie; es war, als durchliefen seine Gedanken einen schweigenden Augenblick lang die Dunkelheit seines eignen Schicksals.

Stumm grüßte er, und seine Augen sahen in die Flammen, die der Wind über der Macht, die unter ihnen zu Asche brannte, wie Königsstandarten aufrollte. Sein Kopf sank wieder ein wenig zwischen die Schultern, und in den Pupillen fror der Blick, als hätte er eine schaurige Vision gesehen.

Der König ging einen Schritt auf den alten Obersten zu; er legte ihm eine Hand auf die Schulter und sagte: „Wozu leben wir noch?“

„Wir leben für Serbien, Majestät!“ antwortete der Greis.

Der König krallte seine Finger um die Schulter des Alten: „Wo ist nun Serbien?“ sagte er und starrte ins Leere.

„Serbien ist, wo mein Herz ist!“ sagte der Oberst und legte eine Faust, die hart war wie ein Tauknoten, auf die Brust.

Und der König schritt an ihm vorüber, als hätte er den Alten plötzlich vergessen, und murmelte vor sich hin. Die

Digitized by Google

Soldaten grüßten stumm, indem sie ihre Körper unter den Blicken des Königs einen Augenblick in ihren Lumpen straff aufreckten. Er ging weiter; sein Adjutant und sein Kammerdiener schritten wie besorgte Wächter hinter ihm her.

Vor einem Manne, der sein scharfes Gesicht gespannt auf ihn richtete, als photographierten seine Augen jede Bewegung der flüchtigen Majestät, blieb der König stehen.

„Wo ist sie jetzt, Ihre Armee, die uns helfen sollte?" sagte er. „Nun haben wir gewartet, und sie ist nicht gekommen . . . Von Tag zu Tag haben wir gewartet — und jetzt ist es zu Ende . . ."

Er setzte dem Fremden, der ein Mann der Presse war, die Blicke wie Degenspitzen auf die Brust.

„Ja, jetzt sind wir am Ende, obschon meine Soldaten tüchtiger sind als die, die kommen sollten und nicht kamen," fuhr er fort und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, weiter, während der Berichterstatter, der einen Lederpanzer trug und aussah wie ein Taucher, sich unter die Offiziere begab und ein Gespräch anzuknüpfen versuchte.

Aber plötzlich blieb der König wieder stehen, und indem er sich auf den Adjutanten stützte, der hinzusprang, murmelte er: „Ich kann nicht mehr . . . Ich kann nicht mehr."

Ein Offizier bat ihn, seinen Stock anzunehmen, und der König dankte stumm. Er setzte sich bei einem niedergebrannten Feuer, dessen Asche noch glühte, auf einen Stein und starrte in den Horizont, den die Berge Albaniens mit einer dunklen Mauer verschlossen. Sein Gesicht sah aus, als befrage er hoffnungslos das Schicksal, das schwieg.

Inzwischen waren die Soldaten, die sich bei den Feuern etwas ausgeruht hatten, aufgebrochen und sollten von neuem marschieren. Die Offiziere versuchten, ein wenig Ordnung in den Zug zu bringen.

Die ersten Abteilungen gingen über die Brücke. Sie mußten Mann hinter Mann schreiten, auf dem schmalen, brüchigen Steinpfad, der einen hohen Bogen über die Tiefe schwang.

Die Trupps zogen am König vorüber, aber er schien sie

Digitized by Google

nicht zu sehen. Es war, als lägen bleiche Wachssiegel auf seinen Augen.

Von der andern Seite rollten ein paar Schüsse. Albanische Wegelagerer schossen dort aus ihren Verstecken auf die Flüchtlinge und streckten sie hin wie wehrlose Tiere.

Endlich brachen auch die Artilleristen auf; sie warfen einen irren Blick in die Schlucht, in der sie die eignen Geschütze begraben hatten.

Und schließlich stand auch der König auf, und ohne ein Wort zu sagen, schritt er zur Brücke. Einen Augenblick zögerte er, und es sah aus, als ziehe das Eisen seiner Geschütze, die Macht seiner Herrschaft, die dort versenkt war, ihn hinab; doch dann trennte er sich mit einem wankenden Schritt vom Boden seines Landes; aber es lief wie ein Zittern durch seinen Körper, den die Generalsuniform umhüllte, und langsam ging er, auf seinen Stock gestützt, hinüber . . .

Sie schritten über den alten Steinbogen der Brücke wie über den schmalen Balken einer Wage, die das Schicksal hielt, um die Menschen und die dunkle Last ihres Leids abzuwiegen. Die beiden Ufer von Heimat und Fremde hingen als ihre schwebenden Schalen. Und als die Letzten hinüber waren und das andere Ufer betraten, sank die Schale der Fremde, schwer von ihrem Elend, tief hinab ins Ungewisse, ins Leere, ins Nichts . . .

Digitized by Google

Der silberne Spiegel

Hans Steiger gewidmet

Zwei Reiter auf edlen Tieren bogen in die Akazienallee, die sanft anstieg und sich verlaufend zum Vorplatz des Schlosses erbreiterte, das dem Gesandten der Republik Venedig zu Paris Wohnung war. Die von den Goldstickereien des königlichen Wappens schweren Zipfel der Schabracken schlugen den Staub, der in den rötlichen Strahlen der Nachmittagssonne wölkte.

„Baptiste . . ." Phöbus Gaston von Orleans faßte mit der schmalen Hand den Zügel des neben ihm trabenden Braunen und zog ihn nah.

„Hoheit?" Der schlanke Reitknecht heftete ein paar treue, fragegroße Augen auf den traurig verzogenen Mund des Herrn. Eines hängenden Astes Schatten wischte eben dunkel über des Prinzen wachsgelbes Gesicht, dem die Augen tief eingelassen lagen unter den gebogenen Brauen. Qual um etwas Unbekanntes heftete Falten auf dies Antlitz, in dem die Züge erschlafft waren, auf dem der Tagesglanz siechte und die Asche einer zehrenden Leidenschaft lag.

„Es bleibt dabei — wie abgemacht. Um Mitternacht hältst du dich mit den Pferden vor dem Tore St. Martin. Godard und Jehan warten auf dem Platze vor St. Eustache auf mich, ohne Lichter, aber gut bewaffnet. Sie sollen sich hüten, betrunken zu sein, und keinen Lärm machen; auch keinem, der darnach fragt, meinen Namen sagen. Gehe ich an ihnen vorbei und spreche die Losung, so folgen sie mir in Abstand. Sage ihnen noch, ich werde aller Voraussicht nach von einer Person in Mantel und Maske begleitet sein."

Digitized by Google

„Hoheit von Frankreich — wollet verzeihen — aber es ist ja wahnsinnig, was Ihr tut . . ."

Der Orleans preßte die Lippen und schüttelte langsam das Haupt. „Sei still, Lieber! Betest ja selber nicht mehr, seit dir die Pest die Geliebte würgte. Was weißt du von mir . . . Ich lag als Kind bei den Hunden und sage noch heute zum Stein Bruder, wenn ich im Feldlager die Stirn daran kühle. So ohne Menschenliebe bin ich geworden... Meine Mutter haßte mich wohl, als der Rausch sie ließ, und gebar mich als Ungestalt, auf der ihr Auge nicht ruhen konnte. — Man kommt nicht an dagegen . . ."

„Prinz . . ."

„Bist du des Weges gewiß?"

„So gewiß als Ihr der Verbannung, wenn die Majestät von allem erfährt. Ich habe mich der besten und kürzesten Straße versichert. Wenn kein Mißgeschick uns begegnen soll, können wir Auxerre noch in der Frühe erreichen. Wir dürfen die Tiere nicht mehr antreiben; eine Frau ermüdet leicht auf dem Pferderücken."

„Es ist gut, Treuer," und der Prinz drückte die Hand des Begleiters. „Vergiß nicht, einen guten Degen umzubinden; man kann nicht wissen . . ." Orleans hob sich in den Steigbügeln, um zurückschauend mit einem frohleuchtenden Blick die Stadt zu überfliegen, deren dunkelnde Häusergruppen und trutzige Turmsäulen in die rötliche Luft starrten, schattenschwer, eulenbevölkert und dumpf.

All das, dem er um Mitternacht mit dem Glück in den Armen lachend den Rücken wenden würde, maß er mit einem verächtlich verwerfenden Blick; und die Lippe kräuselte sich ihm wie ein welkendes Rosenblatt . . . „Verbannung und Acht! — Wenn die Sonne nur scheint!" Seine Stimme sprang hell wie gestraffter Stahl, und er richtete den Blick von den elenden Baracken, die mit den Füßen im Schlammwasser der Seine standen, zu der sanftgewölbten Ebene in violetten Schatten, die in glänzendem Dunst verebbend die Endlosigkeit der Welt ahnen ließ.

Ein Gefühl von erwachter Kraft bewegte die zarten

Digitized by Google

Glieder des Prinzen. Er nahm die letzten Pferdelängen zum Schlosse in verwegenem Galopp, in dem sich der stolze Lebenswille austobte; dann sprang er aus dem Sattel und seine mit Anstrengung gereckte Gestalt schrumpfte ein, als ob verkümmerte Sehnen ihm die Schultern zu den Füßen zerrten. Baptiste fing die Zügel auf, ein Lakai nahm Degen und Federhut mit tiefer Reverenz.

Orleans strich mit der Hand flüchtig durchs Haar, das aussah, wie über einer lohen Flamme versengt. Die andere liebkoste noch nachlässig das Tier, das ihn getragen, und er schob ihm Zuckerbrot zwischen die blitzenden Zähne. Im Flügel der Domestiken zupfte einer aus dunkelgestimmter Laute die Melodie eines traurigen Soldatenliedes, die in der warmen Luft gar nicht ausklingen wollte.

Die große Steintreppe herab kam der Marchese dem Prinzen entgegen, über dessen Schulter weg er die ruhenden Pferde musterte. „Ein herrliches Tier, Euer Pferd — Hoheit."

„Es hat mir in einer Schlacht an der Grenze das Leben gerettet." Der kleine Orleans schlang wie ein Knabe beide Arme um den Hals des Rappen und drückte die Wange fest an das glänzende Fell.

„Die Marchesa erwartet Sie schon, Prinz, am Brunnen des Herkules. Ich muß zuvor noch einen Ritt in Diensten der Republik tun. Wir erwarten die ersten Gäste zu der Stunde, wo die Tore sich schließen . . ." Der Marchese neigte leicht den Kopf gegen den Prinzen und schritt davon, das Antlitz männlich und herb, unter Lebensmühen zu lächelnder Ueberlegenheit gereift.

Der Prinz hatte ihm versonnen nachgesehen, noch immer am Halse des Tieres. Zweifel streiften über sein Gesicht wie fliegender Vögel Schatten, Mißtrauen grub die Falten tiefer, und Hoffnung beruhigte endlich den Widerstreit mit der gütigen Einsprache des Herzens. Er wollte sich aufrecken, aber etwas drückte ihn an den Schultern nieder. Das Kinn sank ihm einen Augenblick auf die Brust.

Digitized by Google

Orleans ſchlug den Kiesweg zum Brunnen des Herkules ein. Dies war der letzte Winkel des Parkes, ein kleiner Hügel, von dem aus man über die armſeligen Hütten einer Vorſtadt hinweg unbehindert den Blick über die freien grünenden Felder ſchweifen laſſen konnte. Der Garten war tief, die Wege führten ihn lange an ſteingefaßten Ovalen grüner Gewäſſer, an Goldfiſchteichen inmitten von Roſenbeeten vorbei. Die beſchnittenen Hecken höhnten ſeines verkümmerten Leibes, daß ihm Glut ins Geſicht ſchoß. So verrannte er ſich in einen Gang des Irrgartens. Um den Weg nicht zurückgehen zu müſſen, zwängte er ſich durch eine Undichte des Weißdorns. Dabei zerriß ihm ein gebrochener Zweig die Haut über der Schläfe. Unmerklich perlte Blut aus dem Riß.

Die Marcheſa ließ ein zierliches Buch auf den Boden gleiten, als der Prinz ſich über die Lehne beugte und ſein Geſicht wie ein eigenwilliges Kind in ihr gebauſchtes Haar grub. Sie ſchrie leiſe auf, aber wehrte nur gelaſſen ſeinen Küſſen. Dann ließ ſie es geſchehen, daß er nahe zu ihr hinrückte und ſeine Finger den ihren verflocht.

Seine Gebärde ward demütig vor dieſer Frau, und in ſeinen Augen ſpielte der ſeltene wehe Glanz jener, die gewohnt ſind, nur aus dem Schatten heraus ins Lichte zu ſehen, deren Blicke ſich allzuleicht wundreißen an den hartkantigen Dingen des Lebens. Seine ſpärlichen Worte waren verſchämt, weil ſie nur vom ſchwachen Atem einer zuſammengedrückten Bruſt getragen wurden. Er ſprach ganz leiſe. Die Marcheſa horchte mit geneigtem Kopf, aber mit jener geringſchätzigen Gleichgültigkeit, die den Gebrechlichen bitter zurückweiſt in die Dumpfheit ſeiner Vereinſamung. Orleans ſah nur ihr Auge mit dem ewig feuchten Blick und das rötliche Haar, von deſſen Duft er in ſeinen Nächten träumte . . .

„Die Düfte Frankreichs wehen vom Forſt herüber, um Euch ein letztes Mal noch zu grüßen!“ Und der Orleans wies mit der Hand in die Ferne, wo ſich ein dunkler Strich Waldes an ſanft gehöhte Hügel drückte, auf denen ein paar

Digitized by Google

lichte junge Birken ſtanden, zart wie Federſtriche vor einem ſich verſchleiernden Horizont.

„Ein letztes Mal . . . Wie das ſeltſam klingt im Ohr . . .“ ſagte die Marcheſa, und ihre Finger löſten ſpielend einen Knoten am Kleid. „Ja, in drei Tagen reiſt der Marcheſe ans Meer zurück . . .“

Phöbus Gaſton nahm ſich zuſammen, ſeine Hände preßten ſich, um Ruhe zu erzwingen, und er begann mit entſchloſſener, klangloſer Stimme zu ſprechen: „Kurz und ohne Umſchweife, Marcheſa. Ich bin da, um dich zu mir zu rufen. Du würdeſt kommen, ſo ſagteſt du in einer Nacht, die in der Zeit zwar fernliegt, die aber meiner Menſchlichkeit zur großen Erlöſung, zur Befreiung aus der dumpfen Erbärmlichkeit meines Lebens gedihen iſt. Nun iſt alles bereit. Ein Schloß in Languedoc wird uns als Zuflucht dienen; es iſt trutzig und ſtolz, wie mein Wille zu dir. Es iſt in ein tiefgefaltenes Tal gebettet, wie ein Kind in ſeinen Schlaf. Dein Auge wird nur Hänge voll Wälder und Fluren ſehen, die kein Krieg verwüſtet und die ſich in der Reife vergülden. Dieſe Nacht, wenn von Notre Dame die Glocke der Mittnacht ſchlägt, warten die Pferde unſer. Es ſind auch Degen bereit — laß dich das nicht ſchrecken — aber es ſoll ſich mir keiner in den Weg werfen können. Finde ich dich nun bereit zu dem, was mir ein halb ausgeſprochenes Wort anriet?“

Dabei küßte der Orleans demütig flehend die Fingerſpitzen der Marcheſa, deren Fuß unter dem Brokatſaum wippte wie ein Vogel auf der Stange ſeiner Käfigtür. Sie hielt die Worte zurück auf ihren Lippen; ihr Haar wurde vom Schatten der Hecke zu verlöſchender Glut gedunkelt. „Gab ich mein Wort? — Mag ſein, doch ich vergaß es, Prinz. Ich ſah Sie jeden Tag, ſo blieb mir keine Zeit, Vergangenem lange nachzudenken.“

Orleans machte eine ungeſtüme Bewegung zu ihr hin.

„Laſſen Sie, Orleans. Noch iſt es ja nicht an der Zeit. Fragen Sie mich wieder, wenn die Stunde näher iſt. Aber ich weiß nicht, was ich Euch dann ſagen werde. . .“

Digitized by Google

Des Prinzen Antlitz verzerrte Zorn, der ihm die Seele verbrannte: er ſchlug die Fäuſte gegeneinander und knirſchte mit den Zähnen. Sein gelbes Geſicht war dunkel.

Die Marcheſa zog die Brauen heftig hoch. „Prinz, laßt das ſein. Euer Wüten macht Euch häßlich und mir widerwärtig.“

Ein roter Tropfen fiel warm auf ihre kleine Hand. „Ihr blutet? . . .“

„Es iſt wohl nichts, Liebe; küſſe mir die Wunde heil, wie damals, als die Spange deines Gürtels mein Geſicht zerriſſen.“

Widerſtrebend brachte ſie ihren Mund an die blaugeäderte, wunde Schläfe. „Dein Blut iſt meinem Mund bitter geworden ſeitdem . . . Gib mir dein Tuch.“

Orleans holte ein kleines weiches Tuch hervor; ein ſchimmernder Gegenſtand kam dabei zum Vorſchein.

„Geben Sie mir eine Frucht. Ich ſchmecke etwas Widerliches auf meiner Lippe,“ ſagte die Marcheſa, und ihr Blick irrte in die Dämmerung. Sie zerdrückte eine glaſierte Frucht, die ausſah wie eine langgezogene Träne, auf den feuchtglänzenden Lippen. Die erregten Finger des Orleans ſtrichen indes den Formen der Bonbonniere nach, die grobgeſtaltet in ſchweren Reliefs aus den gedunkelten Platten des alten Silbers brachen.

„Ich möchte wiſſen, wie dem Orleans zumute war, der aus dieſer Büchſe den Bonbon aß, in dem der Tod war — das brennende Gift, das ihn um ſein Leben brachte,“ ſagte ſie, die ſchmelzende Süße nachkoſtend.

Der Prinz fühlte ein wenig peinlich den kalten Blick, der ihn dabei ſtreichelte, wie den Degen, bevor er einſchneidet in das warme Fleiſch. „Marcheſa, er ſah ja nicht einmal im ſilbernen Spiegel des Deckels ſein Geſicht, das ihn warnte, wie der Spruch beſagt. So unbefangen und ahnungslos ging er in den Tod, der ihm wie ein Reigen war . . . So ſelig ſterben nicht alle . . .“ Und dann ſchwieg er, weil ſeine Seele bebte, ſo von einer flüchtigen Wolke des Todes beſchattet, nun er ſeine heißen Wünſche

Digitized by Google

mit der Erfüllung auszulöschen gedachte. Er zog die Stirn hoch, daß die Brauen sich wölkten und das gesengte Haar ihm in den Nacken fiel.

Die Marchesa erhob sich: „Prinz, ich bitte um Euer Geleit. Meine Kammerfrauen erwarten mich zu dieser Stunde; sie haben mich noch für den Abend zu schmücken. — Ihr werdet mit mir tanzen, und über nichts als die gewöhnlichen Dinge sprechen. — Lachet doch, Orleans; es muß Euch daran liegen, mich bei Laune zu erhalten. Ihr könntet vielleicht etwas gewinnen dabei."

Orleans' Mißgestalt nahm sich neben der Hoheit der Marchesa, die mit einer aufreizenden Bewegung der Hüften dahinging, aus, wie ein Vogel, dem das Gefieder zerzaust ist.

*

„Nun einen Tanz, Orleans. Die Sohlen müssen Euch leicht sein, der Ihr so viel Hoffnungen beherbergt, daß Euch die Wünsche ersterben wollen. Euer Blut ist heiß in dieser Nacht. — Wie seltsam, unbegreiflich sind doch diese Dinge . . ."

Die Marchesa stützte sich auf den Arm des Orleans, als er sie die Stufen mit dem goldenen Rankengeländer hinauf aus dem Speisezimmer führte, in dem sich die Kristallkandelaber, allmählich ausgebrannt, mit Dunkel umschleierten und die Schatten wie ungerufene Diener aus den Winkeln heraustraten. Vor einem prunkvollen eingelassenen Spiegel zog sie die Perlenschnüre zurecht, die ihr Haar hochbanden über der glatten Stirn. Einen qualvoll entmutigenden Augenblick stand der kleine Prinz seinem Spiegelbilde gegenüber, einem Menschen gleich, der sich des Bruders schämt, der in Lastern und Gemeinheit sein Leben erniedrigt hat.

Ein Tanz strich hundertfüßig den knisternden Boden. Die Musik plätscherte ihre Weisen inmitten des lebhaften Gewoges wie ein Wasserspiel; in glitzernden Strahlen stiegen und fielen die Melodien, verflossen zu dunkeln Harmonien und zerstäubten als schrille Staccati.

Digitized by Google

Phöbus Gaſton ſah mit hellen Augen in den Saal, wo die Paare von jungen Frauen und ſchlanken Männern an dem bunten Gewinde eines ſonnigen, frohen Reigens banden, wo es ſich löſte und ſich wieder zuſammenfand, Anfang und Ende in ſich verſchlingend. Mancher Gruß einer Dame, eines Kavaliers bot ſich ihm flüchtig, wertlos und fern. Er fühlte ſich ſelbſt mit einem Male zu ſchwer für dies leichte, lebensnahe Spiel; er empfand die Welke und Verſchrumpftheit ſeines eigenen Leibes angeſichts dieſer biegſamen Geſtalten, und die Dürre und Vereinſamung ſeiner Seele, die nur in der Leidenſchaftlichkeit ſeiner maßloſen Liebe ein ſtilles Licht trug.

Die Marcheſa hatte ihr Geſicht zu ihm gewandt und preßte ein Lächeln zwiſchen Lippen und Zähnen. Geringſchätzig warf ſie den Kopf und gemahnte den Prinzen mit einer herriſchen Bewegung der Hand, daß es geboten ſei, ſich in die Glieder des Tanzes zu fügen.

Mit einer ſchönen, lachenden Frau am Arm glitt der Marcheſe vorüber, elegant, beweglich und mit dem ſichtbaren Spiel ſeines männlichen Körpers unter den gewählt feinen Stoffen. Die Marcheſa bemühte ſich, ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen; ſein Gruß war höflich, aber kühl.

Der Prinz tanzte zerſtreut und unachtſam; ſeine Gedanken flackerten, und er brachte Unordnung in die Paare. Die Marcheſa gebot ihm flüſternd, aber mit Heftigkeit, aufzumerken. Da ſah er ſie kindlich und erſtaunt an; ihn ſchwindelte und er glitt, ſie mit ſich an den Boden ziehend.

Das Gelächter erſtickte hinter Fächern und Spitzentüchern. Der Prinz erhob ſich; ſein Geſicht glühte bis zu den Haaren hinauf und die Augen brannten ihm. Seine Hände zitterten wie welke Blätter unter dem Winde, und ſein Atem keuchte verhalten. Von der Menge kehrte ſich der traurige Blick in ſeine wehe Seele.

Der Gatte hatte der Marcheſa vom Boden geholfen; er hielt ihren Arm noch feſt umſpannt und ſie fühlte heiß und begehrlich die Kraft ſeines Griffes durch die Adern

Digitized by Google

rieſeln. An ihn gelehnt, flüſterte ſie, daß ihr Atem über ſein Geſicht gehen mußte: „Ich danke dir dafür — halte mich ſo — du hatteſt mich deiner Kraft zu lange entfremdet. Ich wußte nicht mehr, wie ſtark du biſt — Lieber.“

Phöbus Gaſton ſuchte die Marcheſa in einem Winkel, in dem ſie ein wenig ruhte, auf. Er nahte ihr demütig wie ein geſchlagenes Tier. In unſicherer Hand hielt er die alte Silberdoſe, die ihm beim Falle entglitten war, und wie ein Kind, das ſich einer Lächerlichkeit ſchämt und darüber hinwegzukommen ſucht, bot er ihr von den Süßigkeiten. Die Marcheſa nahm die Doſe. Sie biß ihre kleinen Zähne in einen Bonbon und richtete den Deckel der Doſe ſo, daß des Orleans Geſicht ſich darin ſpiegeln mußte, da er über ihre Schulter ſah.

Sie lachte: „Orleans, ſeht Euer Geſicht im Silberſpiegel. Glaubet auch Ihr nun, daß Ihr bald ſterben werdet? Glaubet Ihr an die Weisheit des Mönchs, der dieſer Doſe die tötende Kraft nachſagte?“

„Ich aß ja nicht, Marcheſa,“ und der Prinz verſuchte ein Lächeln, das ihm mißriet.

„So nehmt! Wagt Ihr es darauf?“ Und ſie reichte ihm zwiſchen zwei ſpitzen Fingernägeln die abgebiſſene Hälfte des Bonbons; und als er zögerte: „Eſſen Sie doch — glauben Sie nun? Sehet her, Prinz! Euer Geſicht ſieht aus, als hätte es lange im Waſſer gelegen; grünliche Flecke um die Augen herum ... Ich ſah einmal einen, den hatten ſie aus einem Kanal gezogen, daheim in Venedig — er hatte dies Geſicht ... Aber pfui, das iſt ja häßlich!“

Orleans war wieder blaß geworden: „Ich werde verſuchen zu lachen und an nichts glauben.“

„Hütet Euch, Ihr ſeid nicht ſo ſtarken Willens, daß Ihr den Tod aufhalten könntet.“

Sie erhob ſich vom Polſter und reckte ſich ganz zu ihrer geraden Schlankheit, daß der Körper ſich unter dem Kleide ſtraffte wie eine Bogenſehne. „Orleans, geleitet mich in den Park hinab.“

Digitized by Google

Die Gebüsche lagen dunkel unter dem Monde; die Brunnen in den Grotten konnten nicht innehalten und mußten geschwätzig mit unversiegbarem Munde ihr Leben an die Stille der Nacht verraten. Wo der Rasen unbeschattet lag, nebelte ein leichter, grünlicher Rauch.

Orleans ging schweigend neben der Marchesa. Sein ohnmächtiger Körper blieb unbewegt vom qualvollen Ringen seiner Seele; nur sein Gesicht wechselte wie eine lohe Flamme. Er fürchtete, in den Mond hinauszutreten, der ihn schmerzlich an sein Elend gemahnen mußte in dem äffenden Bilde seines spielenden Schattens. So hielt er sich im Schwarz der Gebüsche. Kleine Lichter flimmerten in der Ferne auf dem düstern Gemäuer der Stadt; die Türme waren von einem matten Glast umsponnen, als ob sie in der bleichen Luft zerfließen wollten. Dahinüber richtete sich der Blick des Prinzen. Vor den ekeln Erinnerungen kehrte er ihn wieder ab. Das Schweigen machte ihn noch hilfloser, und dennoch wagte er nicht zu sprechen.

„Ich vergaß heute abend mein Buch; wir wollen es suchen," sagte endlich die Marchesa. Sie hatte geträumt und mit halboffenen Lippen die Nachtluft gesogen, die den Duft von frischem Laub herüberwehte.

„Marchesa, nun die Stunde so nahe ist, laßt uns nicht länger mit nichtigen Dingen die Minuten vertändeln . . ." Phöbus Gaston sprach wie im Fieber, irr aus den flackernden Augen blickend und mit hilflosen Händen flehend. „Wirst du kommen, wie du gesagt, nun ich dich rufe? Wir werfen uns auf die Pferde, und die neue Sonne geht uns auf in einem neuen Lande."

„Ich rühre nicht den Fuß, Orleans, um Euch zu folgen. Laßt mich!"

Schluchzen riß dem Orleans die Worte auf den Lippen entzwei; das Herz brannte ihm zehrend in der Brust. Er fiel in die Knie, und seine Hände rissen verzweifelnd an ihr; mit den Armen umspannte er sie wie ein Wahnsinniger und küßte ihr Kleid und Hände.

Sie stieß ihn fort, hart und häßlich: „Geht fort,

Digitized by Google

Orleans, Ihr kränkt mein Auge, wenn Ihr Euch gebärdet wie ein Tier."

„Du — die mich liebte . . ."

„Was weiß ich, ob ich Euch liebte — ich weiß jetzt nur, daß ich Euch nicht mehr sehen mag. — Vielleicht gefielt Ihr mir einen Augenblick, als Euer Auge mir den Schein der Kerzen wiedergab an einem fernen Abend . . . Und dann noch eines: Ich wollte die Nächte nicht schwarz und schwer über meinen einsamen weißen Leib schleifen lassen, wenn der Marchese mit der Majestät von Frankreich auf den Jagden lag oder zu den andern Frauen ging . . . Aber habe ich verlangt, daß Ihr mich lieben solltet, als ich mich Euch gab zu unser beider Lust? — Jetzt geht! Ihr seid ein Tier . . . Ihr reißt an meinem Kleide wie ein toller Hund!"

Orleans biß seine Zähne in ihr Kleid. Seine Hände streckten sich, um die entweichende Frau an sich zu zerren.

Sie lachte laut und gellend: „Narr! Bastard! Fort mit Euch!" Und sie schlug ihren Fächer heftig auf seine Stirn, daß er die Arme sinken ließ gleich dürren Aesten, die der Wind bricht.

Er weinte liegend in seine Hände. Seine Stirn brannte wie Feuer. Auf den Knien zog er sich an den silbernen Teich, der in das Rasendunkel eingebettet war. Er brachte mit den Fingerspitzen glitzernde Tropfen an die Schläfen; die Glut zehrte sie auf. Da bog er sich ganz tief hinab und rührte mit der Stirn an das kühle Wasser. Er schloß die Augen; Bilder von fernem Leben zogen ihm sanft vorüber im Spiegel, gütige Hände streichelten seine wehe Seele in den Schlaf. So floh sie aus der bittern Wirklichkeit und sank tiefer und tiefer in den letzten Traum. Ihm war, als trüge er einen Kranz von feuchten Frühlingsblumen um die Stirn.

Sein Gesicht sank langsam bis auf den Grund in die seichte Flut; es zerbrach den silbernen Spiegel des geruhigen Wassers.

Digitized by Google

Hinter einem Flügelfenſter des Schloſſes ging ein Licht an; ſo war die Marcheſa um dieſes dunkle Spiel des Todes hier betrogen.

•

Die Schloßtreppe herunter führte der Marcheſe die Gattin; ſie lachten einander in die Augen, als ſie in den tauglitzernden Morgen traten und zu den geſattelten Pferden ſchritten, die ihren Herrn erkannten.

Ein Gärtnerburſche ſtürzte erregt und verſtört aus dem Portal des Parkes, eine Gruppe verwirrter Diener hinter ſich herziehend: Man hatte im kleinen Weiher bei dem Brunnen des Herkules den Prinzen Phöbus Gaſton von Orleans gefunden; es hatte neben ſeinem Kopf ein ſilbernes Schmuckſtück gelegen, in dem man die alte Doſe erkannte, die er immerfort bei ſich trug.

Der Marcheſe gab ſeinem Pferde die Peitſche. Vor ihm lag die kleine zärtliche Hand der Frau auf dem Halſe ſeines Tieres, dem ſie ſich dicht zur Seite hielt. Nach einer Weile ſagte ſie nur: „Gewiß haben die Fiſche an ſeinen Augen gefreſſen . . . Schade — ſie waren das einzig Schöne an ihm . . .“

Digitized by Google

Die gleichen Wege

Um es in den Abend ging, füllte das kleine Bergtal sich mit einer feinen, durchsichtigen Dämmerung. Rauchig überflog es den geröteten Himmel, und durch die dunkelnden Sommerwälder, die den Bergzug hüben und drüben vom Fuß bis zum Scheitel überzogen, ging ein leises, verhaltenes Rauschen. Von Wald zu Wald aber verblich jetzt auf der Talsohle das sonnengesättigte Grün der Wiesen, und der Bach, der irgendwo ungesittet jäh von den Bergen stürzte, doch hier schon längst den geraden Weg der Ordnung ging, trieb glänzend und rauschend mitten hindurch. Am Ende des Bergtales, oder dort, wo man das Ende vermutete, schien der Wald von beiden Seiten über das Wiesental hinweg zusammengewachsen zu sein. Dort lag in einem Kranz von Gebüschen und Bäumen das Herrenhaus, dessen weiße Mauern überall durch das Laub leuchteten, und das mit seinem Dachfirst darüber hinausschaute. An der andern Seite aber, wo das Tal um den Berg bog, dort klemmte eine Mühle ihre hellen Mauern zwischen das Grün. Sie fing dem Bach das Wasser ab und zwang sich den Ungebärdigen zu Dienst. Vom Herrenhaus herüber wand sich ein Weg. Er mußte an der Mühle, obschon er nicht breiter als eine Wagenspur maß, dicht vorbei, denn eng standen die Höhen zusammen. Auch die Mühlenbewohner bedienten sich seiner, und alles, was zur Mühle wie zum Herrenhaus hin wollte, mußte ihn gehen. Er lief weiter langhin durch das Bergtal, und wo dieses aufhörte, verband er sich einem andern, der breiter und wohlgepflegter war, auch wohl weither kam. Von dort aus sah man aber auch schon das Dorf und die Bahn, zu denen er hinführen sollte. Dieser Weg gehörte beiden, Herrenhaus und Mühle. Es war ihnen auch niemals ein-

Digitized by Google

gefallen, darum zu ſtreiten. Und er war das einzige, was beide gemeinſam beſaßen, ſonſt nichts. Oder doch, vielleicht war da noch etwas . . .

Die Wege hatten tagsüber beſtaubt und ſonnenheiß gelegen, die Bäume mit ſchlaffem Blattwerk unbeweglich in der flimmernden, ſchweren Luft geſtanden. Wie dicke Tinte lagen alle Schatten. Obſchon die Turbinen mit ſchwingenden Armen auf den Beeten und Raſenovalen vor der weißen Terraſſe des Herrenhauſes nicht geruht und einen ſprühenden Regen weithin verſtreut hatten, war von Abkühlung noch nichts bemerkbar geworden, als Klothilde in ihrem weißen Batiſtkleide, die Strohwanne aufs weiche Haar gedrückt, aus den verdunkelten, gekühlten Zimmern herausgekommen war und draußen in ihrem Baſtſeſſel hatte ruhen wollen, um den engliſchen Roman zu Ende zu leſen. Sie las immer engliſche Romane, am liebſten ſolche, die ſich durch zwei bis drei Bände fortſpannen. Aber die Sonne war noch nicht ganz von der Terraſſe weggeglitten, und Klo legte Wert auf eine feine, blaſſe Haut; darum ging ſie wieder ins Haus hinein. „Die Haut der Frau muß wie Blütenfleiſch ſein," hatte ihre Mutter, die Frau Majorin, geſagt, und Klo hatte ſich das gemerkt. Darum ging ſie nicht in die Sonne, oder, wenn ſie es tat, nur mit Sonnenſchirm und breitkrempigem Hut, behandelte ihr Geſicht mit Salben und chemiſchen Waſſern und verwandte viel Sorgfalt und Zeit an ſeine Pflege.

Oben in ihrem Zimmer ſetzte ſich Klo hinter der Mullgardine ans Fenſter, in den lieben alten Stuhl, in deſſen hohes Lehnenwerk ſie ſich ſchon als Kind gern verkrochen hatte, wenn ſie ſich vor irgendwem verſtecken wollte. Immer hatte er ſie Geborgenheit fühlen laſſen. Mit übereinandergelegten Knien ruhte ſie und las, las Kapitel um Kapitel, war in wohltuender Vergeſſenheit mit den Helden ihres Buches froh und traurig, erwartungsvoll und hoffnungslos. Und zuweilen, wenn ſie die Seiten umſchlug, ſandte ſie auch einen flüchtigen, verlorenen Blick durch das Fenſter hinaus, wo der glutvolle, hellichte Sommer war.

Ueber die alten, dunkeln Parkbäume floß das schwere, prächtige Nachmittagslicht. Eine Pappel, die im Absterben war und nur an der Spitze einen Knauf von Laub trug, stand wie ein in Gold getauchter Pinsel vor dem schwülen, dunstbesponnenen Blau des Himmels. Unter ihrem Fenster lagen in den Rasenvierecken die Geranienbeete mit ihrem rücksichtslosen Rot, wie plüschbezogene Fußkissen. Klo liebte diese auffallenden Blumen mit ihrem gewöhnlichen Geruch nicht, aber Graf Bolko, ihr Mann, ließ sie immer wieder pflanzen, weil sie dauerhaft waren und wenig Aufmerksamkeit erforderten.

Gegen sechs Uhr legte Klo ihren Roman beiseite und begab sich hinunter, um ihren Tee zu nehmen. Frau von Blaskow, die Hausdame, leistete ihr Gesellschaft. Sie wurde von Klo Tante genannt, denn sie war eine Verwandte des Hausherrn, die seiner verwandtschaftlichen Unterstützung bedurfte und sich dafür nützlich machte. Sie war sorgsam und liebenswürdig und nahm der unerfahrenen Klo das Unbequeme des Hausfrauenstandes ab. Frau von Blaskow, die Tante Mathilde genannt wurde, wollte Klo den Tee eingießen, aber diese behandelte das silberne Geschirr gern selbst mit ihren grazilen Händen. „Wenn man schöne Hände hat, wie du, liebes Kind," hatte die Majorin immer gesagt, „so soll man das zeigen; und welche Gelegenheit wäre günstiger und ungezwungener, als wenn man die Gegenstände des Tisches handhabt." Klo übte die Ratschläge ihrer Mutter, deren sie unerschöpflich viele in die Ehe mitbekommen hatte, äußerst gewissenhaft. („Wenn das Kind nicht glücklich wird, meine Schuld ist es dann nicht," sagte sie damals bei Klos Heirat mit dem Grafen.) Klo ließ ihr Handgelenk einen vollendeten Schwung ausführen, als sie die Zuckerzange zu ihrer kleinen Porzellanschale führte.

„Du bist blaß, Tildchen . . . Fühlst du dich nicht wohl?" fragte Frau von Blaskow. Sie nannte die junge Frau Klothilde, aber wenn sie zärtlich war, sagte sie Tildchen.

Digitized by Google

„Danke, mir fehlt nichts, Tante," sagte Klo und nahm einen Cake, den sie mit Butter bestrichen aß. Klo fehlte nie etwas, wenn sie gefragt wurde.

Tante Mathilde meinte, es sei die Zimmerluft, die blaß mache und der Gesundheit unzuträglich sei.

„Aber ich kann doch nicht im Sonnenbrand spazieren gehen," sagte Klo nur sanftmütig.

Zu ihrer Zeit habe das nichts gemacht, meinte die Tante, und man sei Sommers und Winters im Freien spazieren gegangen und sehr gesund dabei gewesen. Allerdings, vor Sommersprossen hatten sie sich nicht gefürchtet, und rote Wangen waren damals noch in der Mode gewesen. Sie empfahl Klo die alten Wege des Parks, wo immerhin Schatten und ein wenig Kühle war; denn mit Bedenken nahm sie die dunklen Ringe um Klos Augen wahr. Sie fühlte sich in derselben Weise über Klothilde zu wachen verpflichtet, wie sie den übrigen Gegenständen des Haushalts ihre Sorge angedeihen ließ. Die kostbaren Porzellane in den Salons wischte sie täglich eigenhändig ab, damit die Dienstboten nichts zerbrachen, wie sie sagte. Tante Mathilde ging überhaupt auf in Sorge und Dienstbarkeit.

„Hat Bolko nicht geschrieben, mein Liebes?" fragte sie nach der zweiten Tasse Tee. Bolko, Klos Gatte, war häufig abwesend. Er hatte Geschäfte in der Hauptstadt, die seine Anwesenheit dort öfter und manchmal recht lange erforderten und über deren Charakter Klo nichts Bestimmtes wußte. Tatsache war, daß Bolko etliche Pferde auf den verschiedensten Rennen laufen ließ, und er versuchte wohl andeutungsweise seine Geschäfte mit diesem Umstande in Verbindung zu bringen. Sein Aufenthalt hier draußen glich immer mehr einer Erholung und Sommerfrische, als einem Daheimsein. Aber Klo hatte in den drei Jahren ihrer Ehe Gelegenheit gehabt, sich an diese, wenn auch nicht außer-, so doch ungewöhnliche Art des Zusammenlebens zu gewöhnen.

„Nein, Tantchen," beantwortete Klo Frau von Blas-

Digitized by Google

lows Frage. „Morgen wird eine Ansichtskarte von Bolko kommen. Mittwochs eine Karte, Sonntags ein Brief; das ist doch so seine Gewohnheit.“

Klo knabberte einen Cake und schaute über Tante Mathildes silbernen Scheitel hinweg durchs Fenster, das dicht verschleiert war und durch das doch ein goldlichter Schein fiel. Der Holzglanz der Möbel brannte unter ihm tokaierfarben auf. Ein paar Rosenknospen, gelbe und bordeauxrote, blätterten sich in einer Vase vor dem Spiegel auf.

„Noch eins, liebe Klothilde,“ sagte Frau von Blaskow, als sie sich vom Teetisch erhoben, „laß abends, wenn du ausgehst, die Fenster an deinem Zimmer lieber zu; wir bekommen sonst Motten in die Bezüge.“

Klo nickte und ging hinaus.

Noch immer war Sonne auf den Wegen. In dem Dickicht des Parks war es Klo zu stickig und dumpf. Es stieg wie feuchte Kellerluft dort vom Moosboden auf, und es roch nach Moder und Staub. Und dort draußen, über die Parkmauer hinaus, stand die Luft noch glühend, flimmernd und unbeweglich. So setzte sie sich an ihren Fensterplatz und nahm den verlassenen Roman wieder auf. Wenn sie las, verließ sie gewissermaßen ihre eigene Existenz und fühlte sich dem Schicksal irgendeines Ideals verbunden, erlebte mit ihm fröhliche und traurige, außerordentliche und ungewöhnliche Dinge, und auch solche, die ihrer Person nicht entsprechend und gar unpassend waren. Ihr Bedürfnis, etwas zu erleben, suchte sich im Literarischen einen Ersatz für die mangelnde Wirklichkeit. Wenn sie das Buch verließ, war sie wieder ganz die Klo, die in einem Herrenhause wohnte, ihren Teint pflegte und ihre schönen Hände spielen ließ, deren Leben selbstverständlich und ohne Winkel war . . .

Es war Spätnachmittag geworden, als sie das Buch gänzlich beiseite legte. Die Sonne stand nicht mehr auf ihrem Fenster und die Luft war rötlich durchschienen. Klo öffnete ein Fenster und wollte hinausgehen, aber in der Tür

Digitized by Google

fielen ihr Tante Mathilde und die Motten ein, und sie kam zurück und schloß es wieder.

Klo ging den breiten Parkweg, der mit hellen Kieseln bestreut war. Die großen Bäume quollen mit dichten Kronen über ihn hin und legten das trockene, durstige Düster ihrer Schatten auf den weißschimmernden Boden. Ein goldener, rötlich behauchter Himmel stand über dem Lande. Klo trat durch das Gittertor, das wehmütig und unzufrieden in seinen Angeln kreischte, hinaus auf den staubigen Weg. Die Bergflanken mit ihren Wäldern standen als dunkle Wände im Abend. Nur den Kamm der obern Bäume durchbrach brennendes Licht. Das leichte, laue Wehen berührte Klo durch den feinen Stoff ihres Kleides, und ein wohltuender Schauer überlief ihre Haut. Ueber ihren Schläfen vibrierten ein paar gelöste braune Seidenfäden ihres Haares. Ihr Fuß ging lautlos über den Staubteppich und ihr Kleidersaum streifte die versengten, dürren Gras- und Wegerichbündel des Rains. Sie ließ die Stille auf sich wirken und fühlte sich ganz leicht werden, wenn ein Wind ihren dünnen Schulterschal hob und blasse Wölkchen Staubes vor ihr herwirbelten. Sie trug zierliche Halbschuhe, und das Wehen streichelte und kühlte ihre Fußknöchel. Der Bach rauschte und der Wald gab flüsternde Laute von sich. Die Bäume sprachen gedämpft, wie Erben in einem Sterbezimmer. Klo ging langsam, denn der Weg war nicht lang. Der Druck des Windes im Rücken, der zugleich ein wenig von der ersehnten Kühle zutrug, gab ihr fast ein Gefühl des Getragenwerdens. Sie legte den Kopf zurück in den Nacken, daß ihr der Hut nicht vom Haar gewäht werde.

Unter dem Walnußbaum vor der Mühle saß das junge Weib des Mühlenbauers. Als Klo auf dem Wege stehen blieb, sah sie von ihrer Arbeit auf und grüßte. Sie legte das Nähzeug aus der Hand, und als sie sich schwerfällig erhob, sah man, daß sie bald Mutter werden würde.

„Du sitzt im Freien und arbeitest . . . Das ist hübsch," sagte Klo und trat zu der jungen Frau in den Schatten

Digitized by Google

des Baumes. Auf einem rohgezimmerten Tisch lag zurechtgeschnittenes Leinen, aus dem die Mühlenbäuerin Sachen für das „Kind" nähte.

Sie dankte auf Klos Fragen nach ihrem Befinden. „Es geht alles gut, Gnädige. Und es muß. Krank sein darf ich nicht, denn ich bin nötig im Hause."

Obschon sie mit sich zufrieden war, wie sie sagte, hatte sie doch schmale, blasse Wangen und einen müden, wenn auch groben Mund.

„Ist er denn gut zu dir — und freut er sich auch — auf das Kind?" Klo meinte den Mühlenbauern. Es war nicht alles in dieser Ehe nach dem Guten gegangen. Katinka, die Müllerin, war ehemals in dem Herrenhaus in Dienst gewesen; dann hatte der junge Mühlenbauer, nachdem seine Mutter gestorben und die Mühle ohne Frau war, sie geheiratet. In der Mühle gab es häufig Unfrieden; denn der Herr trank gern und zog die Gesellschaft von Trinkfreunden seiner Hausbehaglichkeit vor. Die Bäuerin zuckte die Schultern, als Klo sie nach ihrem Manne fragte, und die Gramfalten um ihren Mund schnitten sich tiefer ein. „Er ist wieder nicht daheim. Wenn er in der Krugschenke sitzt, dann wird es immer Mitternacht, bis er heimkommt. Wegen des Mädchens, der langen, roten Rinka, geht er hin, die im Krug aufträgt und den Gästen schöntut . . ." Die Bäuerin seufzte und ließ die Hände mit dem halbfertigen Kinderhemdchen in den Schoß sinken.

Klo hatte sich neben sie auf die Bank gesetzt. Ihre weißen Finger hielten die Enden des Schals, den sie fest um die Schultern zog. Sie blickte von der Seite über Katinkas gewölbten Leib und auf ihre roten Hände. „Laß gut sein, Katinka. Es wird besser werden . . . Wenn erst das Kind da ist," sagte sie, und es klang wenig Hoffnung in diesen Worten des Trostes.

Die Bäuerin schüttelte den Kopf, als glaube sie an eine Besserung nicht. „Und wenn auch nicht, ich habe dann wenigstens etwas Liebes," sagte sie gleich darauf sich

Digitized by Google

ſelbſt zum Troſt, und eine flüchtige Röte ſchoß ihr in die Wangen.

Klos Augen ſuchten die Spitze ihres hellen Schuhs, unter dem ſie ein raſchelndes Nußbaumblatt zerrieb. „Ja,“ ſagte ſie, „dann haſt du etwas, für das du ſorgen kannſt, Katinka. Du wirſt niemals mehr allein ſein und keine Zeit haben, daran zu denken, daß es ein Unglück iſt — das mit deinem Manne.“ Und aus ihren Gedanken heraus fuhr ſie fort: „Du wirſt etwas haben, was du lieben kannſt, Katinka.“

Katinka bekam feuchte Augen, wenn andere Leute Mitleid mit ihr hatten und ſie an das Glück dachte, das zu ihr kommen ſollte. Aber aus dieſem Gefühl heraus dachte ſie auch an ihn und ſagte: „Aber ihn liebe ich ja auch.“ Und bei dem Gedanken, daß er, den ſie liebte, nun bei der langen, roten Rinka, die ein lockeres, ſittenloſes Geſchöpf war, ſaß und trank, beſchlich ſie ein unendlich trauriges Gefühl der Verlaſſenheit. Eine große Träne fiel auf das Kinderhemdchen herab. Klo, die keinen Menſchen mochte weinen ſehen, bat Katinka um einen Trunk Waſſer. Und während Katinka ins Haus ging, ihn zu holen, beobachtete Klo den ſchweren, wiegenden Gang ihrer ſtarken Geſtalt mit den Zeichen der Mutterſchaft.

Frei und unbefangen konnte dieſe Frau über ihr Unglück reden; und wenn es ihr allzu ſchwer und ſchier unerträglich erſchien, weinte ſie ſich wieder frei und leicht. Und dann wartete ſie mit Hoffnung auf das Glück, auf das Kind. Katinka kam mit einem Glas Waſſer aus dem Hauſe. Sie hatte die Tränen aus den geröteten Augen und von den Wangen fortgewiſcht.

Klo dankte und nahm ihr das Glas ab, um zu trinken. Die hellen Tropfen rannen ihr kühl über die Fingerſpitzen, als ſie ihre Lippen ins Waſſer tauchte.

Klo fühlte ſich von Katinkas Blicken, unter den Lidern her, betrachtet. „Sie ſind auch allein, gnädige Frau . . . Ich ſah den Herrn hier vorbeikommen — kürzlich, als er zur Bahn fuhr . . .“

Digitized by Google

„Ja," sagte Klo, „der Herr hat zu tun, in Berlin. Und dann ist ihm das Leben hier auch manchmal zu ruhig . . . Er ist an ein wenig Lärm aus seinen Leutnantsjahren her gewohnt . . . Und hier ist es meistens so still, aber ich hab es gern so . . . In einer solchen Stille sein, daß man sein Herz klopfen hört; manchmal ist das, als ob man jemand schluchzen hörte."

Katinka verstand die Gnädige nicht und schaute verlegen auf ihren Rock. Klo aber fand es stillos, daß sie sich hatte hinreißen lassen, so empfindsame Worte zu sagen. Sie griff nach dem Glas, um zu trinken. Ein dicker, schimmernder Tropfen fiel vom Boden des Glases auf ihre Brust und benetzte durch den feinen Stoff hindurch kühl ihre Haut.

Beide schwiegen. In der breiten Baumkrone über ihnen raschelten die Blätter gegeneinander. Die Dämmerung im Bergtal wurde perlgrau, aber klar standen alle Gegenstände darin. Fahl lief der staubige Weg, den Herrenhaus und Mühle gemeinsam hatten, und auf dem der Herr zur Bahn fuhr und der Mühlenbauer zur Krugschenke ging. Es war in der durchsichtigen Luft der Höhe schon ein Schein vom Mond, dessen silberner Teller aber noch irgendwo hinter den Bergen stand.

„Adieu, Katinka," sagte Klo, „und sei guten Mutes."

„Adieu, gnädige Frau . . ." Katinka hatte sich erhoben und senkte das Kinn auf die Brust, während sie neben Klo herging. Auf dem Wege blieb sie stehen, legte ihre kräftigen Arbeitshände über den Leib zusammen und schaute Klo nach, deren weiße Gestalt sich in die Dämmerung hinein entfernte. Dann raffte sie das Linnen auf dem Tisch zusammen, las die verstreuten Nadeln auf und trat ins dunkle Haus.

Klo ging langsam den Weg zum Herrenhaus zurück. Schon brannte dort Licht hinter den Scheiben und der Park stand stark dunkelnd um das helle Gebäude. Der Luftzug, der von den Höhen und den Wäldern herunter wehte, war wie an frischen Quellen gekühlt. Aber der Boden, der nackte,

Digitized by Google

beſtaubte Weg und die durſtigen Wieſen ſtrömten Wärme aus wie ein durchglühter Körper.

Klo dachte an Katinka, die nun bald etwas bekommen würde, wofür ſie ſchaffen und was ſie liebhaben konnte; und ſie dachte an den Mühlenbauer, der ſich im Krug betrank und ſeine Frau mit dem wilden, rotblonden Ding von Rinka betrog. Sie hatte Mitleid mit Katinka, die litt und vom Kummer ſchmale Wangen bekam; in einer Anwandlung von Sentimentalität hatte ſie auch Mitleid mit ſich ſelbſt. Ihr taten alle Menſchen leid, die um etwas betrogen wurden und es hart im Leben hatten; in dieſer melancholiſchen Sommerabendſtunde lag dieſes Leidtun ſo in der Luft.

Mitten auf dem Wege blieb Klo ſtehen und lehnte ſich an einen Baum. Sie ſchloß die Augen und ſpannte ihre Hände um den warmen Stamm, auf dem den ganzen Tag über die Sonne gelegen. Sie tat ſich ſelbſt ſo maßlos leid in ihrem Alleinſein, und hätte ſie es für ſich nicht unpaſſend gefunden, ſo hätte ſie jetzt geweint, helle Tränentropfen über die Wangen geweint. So aber ſeufzte ſie nur und ſetzte ihren Weg fort.

Ein heller Schein am Himmel verriet, wo der Mond ſtand, der dieſe Nächte weiß und ſchlaflos machte. Noch eine Weile, ſo hing er drüben in den dunkeln Baumkronen und ſilberte in den Fenſtern ihres Hauſes.

Als Klo das Gittertor aufdrückte, kreiſchten die Angeln wie geſcheuchte Raubvögel. Abend ſchattete über dem grellen Rot der Geranienbeete, von denen ein unfriſcher, ſtarker Geruch ausging und durch den Garten ſchwelte.

Klo ſtieg die blaſſen Steinſtufen hinan und betrat das Haus. Der Vorraum war unbeleuchtet, aber durch eine offene Tür ſah Klo in einem Zimmer voll gedämpften, gelben Lichtes den weißgedeckten Tiſch, hörte Tante Mathildens Stimme mit einer Magd ſchelten, und das Leben des Hauſes, das ſie vor einer Weile verlaſſen, wartete unverändert auf ſie.

„Seltſam," dachte ſie, „wie jeder in ſein Schickſal ver-

Digitized by Google

ſponnen iſt! Der Tag geht auf und unter, und es bleibt immer dasſelbe ... Aber wie empfindſam einen eine ſolche Stunde machen kann! Schließlich iſt jeder doch nur für ſich ſelbſt da, und was haben wir uns um andere zu bekümmern. Jeder hat das Leben zu leben, das ihm beſtimmt iſt. Daß wir es mit Erzogenheit tun, iſt unſere Sache. Ich danke für das Mitgefühl der andern. Einſam zu ſein iſt unſere Stärke ...“

Und ihr Geſicht wurde hochmütig und der Mund ſchweigſam, als verſchließe ſie jedem den Einblick in das Leben, das ſie als ihre eigenſte Angelegenheit betrachtete, und dann erſt trat ſie mit einem blaſſen, gelaſſenen Lächeln ins Zimmer und ins Helle ...

Digitized by Google

Inhalt

	Seite
Sidonie Pergolas Weltuntergang	5
Brüder im Schickſal	28
Geſchwiſter	74
Eliſabeth	83
Der geſpielte Tod	102
Der Kreislauf des Lebens	114
Das Kreuz im Fenſter	124
Der andere Wille	134
Die Flucht ins Bürgerliche	146
Daniel Junt	204
Die Verlobten	213
Der Elefant	221
Johannes Thumeyers Erlebnis	231
Der Gaſt	242
Zwiſchen den Ufern	253
Die Wage des Schickſals	268
Der ſilberne Spiegel	283
Die gleichen Wege	295

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschienen:

Die Puderquaste der Venus von Medici, Novellen
Jokaste die Mutter, Roman
Die Büßer des Gefühls, Novellen
Der Umweg zur Liebe, Novellen
Die Pole des Eros, Novelle
Die Hölle, Novelle
Der Bürger von Brügge und seine zwei Frauen
Der strahlende Mensch, Novellen
Der Riese, Novelle
Der Flammende
(2. Domina-Druck des Verlags Walter Seifert)
Die Liebespilgerin, Roman

Digitized by Google

Gedruckt bei Otto Weber, Heilbronn a. Neckar.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google